Zeitgenoſſen.

Zweiten Bandes

Dritte Abtheilung.

Zeitgenoſſen.

Zweiten Bandes

Dritte Abtheilung.

Friedrich II.

König von Würtemberg.

Friedrich II.

König von Würtemberg.

Friedrich II.

König von Würtemberg.

König Friedrich von Würtemberg wurde den 6. Nov. 1754 zu Treptow in Hinterpommern geboren. Sein Vater, Friedrich Eugen, war durch ſeine Vermählung mit Sophia Dorothea von Brandenburg-Schwedt in die engſten Verhältniſſe mit dem preußiſchen Hof gekommen, hatte ſich deshalb bleibend den preußiſchen Dienſt gewählt, und war gerade bei der Geburt dieſes ſeines älteſten Sohns mit ſeinem Regiment zu Treptow im Standquartier. Der Prinz und die Geſchwiſter, die nach ihm geboren werden ſollten, waren durch den Willen Friedrichs des Großen ſchon vor ihrer Entſtehung zum lutheriſchen Glaubensbekenntniß beſtimmt, während ihr Vater Katholik war, ihre Mutter zur reformirten Kirche gehörte; es geſchah dem lutheriſchen Herzogthum zu Lieb, obſchon bei ihrer Vermählung kaum von fern Hoffnung war, daß ein Sohn dieſer Ehe jemals regierender Fürſt von Würtemberg werden möchte. Friedrich Eugen hatte zwei ältere Brüder; beide jung und kräftig; beide vermählt; wie ließ ſich erwarten, daß keiner von ihnen männliche Nachkommen hinterlaſſen werde?

Friedrich Wilhelm Carl, denn dies iſt ſein vollſtändiger Name, ward von der Natur mit außerordentlichen Fähigkeiten ausgeſtattet; in ihm lag ein großer Mann nach Kopf und Herz, und es hing von der Erziehung und den frühern Verhältniſſen des Knaben und Jünglings ab, ob er entwickelt werden ſollte. Seine Erziehung konnte erſt nach dem Frieden von Hubertsburg, 1763, regelmäßiger geordnet werden. Die Abwechslungen des ſiebenjährigen Kriegs geſtatteten ſeiner Mutter, während der Vater rühmlich mit den Kriegern Friedrichs focht, keinen bleibenden Aufenthalt an einem Ort; ſie hatte von Treptow und Schwedt bald nach Stettin, bald nach Berlin ſelbſt flüchten müſſen. Zwar wußte ſie ihrem Sohn überall die beſten Lehrer zu verſchaffen, die nur zu bekommen waren, und wirklich ſollen ſchon damals ſeine ausgezeichneten Talente ſich glücklich zu entwickeln begonnen haben; aber ſollte nicht auch eben dieſer häufige Wechſel der Lehrer auf irgend eine Weiſe von nachtheiliger Wirkung auf ihn geweſen ſeyn? Nun endlich erhielt er einen Gouverneur und zwei bleibende Lehrer; unter den letztern war namentlich der noch jetzt lebende würtembergiſche Prälat von Cleß, und es zeugt vielleicht von dem damaligen Zuſtand ſeines Zöglings, daß er den Auftrag erhielt, vorzüglich ihn zum ſtrengſten Gehorſam anzuhalten. Seine weitere intellectuelle Bildung ging von nun an höchſt glücklich von Statten; er ſammelte ſich einen Schatz ſchöner Kenntniſſe, und vorzüglich waren Mathematik, Naturgeſchichte, Phyſik, Geſchichte und Geographie die wiſſenſchaftlichen Fächer, in welchen er ſich auszeichnete. Es verſteht ſich von ſelbſt, daß die lateiniſche Sprache und das Leſen ihrer Schriftſteller in jener Zeit nicht der unbedeutendſte Gegenſtand des Unterrichts ſeyn konnte, und lateiniſche Worte und Phraſen, ſelbſt zuſammenhängende Stellen aus Claſſikern, wurden ihm noch in den letzten Jahren ſeines Lebens von dieſem Jugendunterricht her oft plötzlich wieder gegenwärtig. Allein dies war Verdienſt ſeines außerordentlichen Gedächtniſſes, und beweiſt weder für große Fortſchritte, noch für ernſtliches Studium, ſo wie man überhaupt nichts von einem Einfluß bemerkt, den das claſſiſche Alterthum auf ſeine Bildung gehabt hätte. Sie war franzöſiſcher Art, ging von franzöſiſchem

Weſen aus, und Frankreichs Sprache war ſchon früher ſeine Lieblingsſprache. Auch konnt' es nicht wohl anders ſeyn, da ſeine Familie in ſo engem Verhältniß mit dem preußiſchen Hof ſtand, und Friedrich der Große ihm von ſeiner früheſten Jugend an als höchſtes Ideal vor der Seele ſchwebte.

Nach Verfluß einiger Jahre kam der Prinz mit drei ſeiner jüngern Brüder nach Lauſanne, damit dort ihre Bildung vollendet würde, und natürlich mußte durch dieſen Aufenthalt ſeine Vorliebe fürs Franzöſiſche feſter begründet, ſeine Cultur noch viel mehr franzöſiſch geartet werden. Es iſt wahr, daß dieſe franzöſiſche Cultur, vorzüglich in jener Zeit, die deutſche an Gewandtheit und Feinheit unendlich übertraf, daß ſie angenehm, ſelbſt imponirend ins Auge fiel; allein ſo mehr ſtand ſie der deutſchen an Tiefe und Gründlichkeit nach, und es war kein Erſatz für dieſe Eigenſchaften, daß ſie über Alles mit Leichtigkeit ſchwatzen lehrte. Auf den Prinzen wirkte dies ſo nachtheiliger, je mehr Geiſt und Talent er beſaß; ſchnell faßte er jeden Gegenſtand nach irgend einer Anſicht auf, und eben weil die Gründlichkeit fehlte, mußte ihm denn dieſe ſtets die richtige ſeyn. Mancher Mißgriff ſeines ſpätern Lebens iſt hieraus hervorgegangen. Uebrigens wurde ſeine Bildung doch nicht durchaus franzöſiſch; unverkennbar ſind Spuren ſeiner frühern Erziehung durch Deutſche in ihm zurückgeblieben, und ſicher erhielt ſpäterhin ſeine Vorliebe für das Franzöſiſche noch einen gewaltigen Stoß durch die Ereigniſſe der franzöſiſchen Revolution.

Nach zurückgelegten ſogenannten Bildungsjahren betrat Friedrich Wilhelm Carl die militäriſche Laufbahn, und es verſteht ſich von ſelbſt, daß er zuvörderſt jedem andern den preußiſchen Dienſt vorzog, in welchem er ſogleich als Obriſt von Friedrich dem Großen angeſtellt wurde. Seine dortigen Verhältniſſe waren wohl Veranlaſſung, daß er ſich um dieſe Zeit, am 27. Oct. 1780, mit Auguſte Caroline Friedrike Luiſe, der älteſten Tochter des regierenden Herzogs von Braunſchweig-Wolfenbüttel, vermählte. Sie gebar ihm zwei Prinzen und zwei Prinzeſſinnen, und der Tod trennte

ſie von ihm 1787. Er befand ſich noch im Dienſt von Preußen, und war ſchon Gatte und Vater, als Großfürſt Paul von Rußland und deſſen Gemahlin, ſeine Schweſter, ihre Reiſe durch Deutſchland, Italien, die Schweiz und Frankreich machten; an ſie ſchloß er ſich zur Durchreiſung Italiens, ſagte darauf ſchnell den preußiſchen Dienſt auf und begleitete ſie nach Petersburg, wo ihn die Kaiſerin Catharina als General-Lieutenant und General-Gouverneur von Ruſſiſch-Finnland anſtellte. Hier blieb er bis Ende des Jahrs 1786. Er hatte während ſeines Dienſtes in Preußen Gelegenheit gehabt, ſich im bairiſchen Erbfolgekrieg auszuzeichnen, ſo kurz derſelbe dauerte, und war von Friedrich zum General-Major befördert worden; ſeine Verbindung mit ſeiner Gemahlin ſegnet Würtemberg, weil aus ihr ihm ſein König Wilhelm hervorging; auch Rußland ließ dem Verdienſt Gerechtigkeit widerfahren, das er ſich während ſeines Aufenthalts daſelbſt erwarb; aber dennoch löſte ſich von dieſen Verhältniſſen keines für ihn freundlich, und in allen zeigte ſich, wie wenig er der großen Kunſt Meiſter geworden ſey, ſich ſelber zu beherrſchen, ſich ſelbſt und andern zu gehorchen.

Nachdem er Rußland und den ruſſiſchen Dienſt verlaſſen hatte, begab er ſich wieder an die Ufer des Genferſees, und miethete ſich unweit Lauſanne, ſeines angenehmen Jugendaufenthalts, das Landhaus Monrepos, wo er ungefähr ein Jahr verweilte. Dann bezog er Bodenheim, einen Landſitz in der Gegend von Mainz, das er ſich erkauft hatte, und bereiſte von hier aus Holland und Frankreich; letzteres im Jahr 1789, als eben die Verhandlung der Generalſtaaten in Verſailles begonnen hatte. Um dieſe Zeit war längſt entſchieden, daß von keinem ſeiner beiden Oheime, Carl und Ludwig Eugen, den ältern Brüdern ſeines Vaters, männliche Nachkommenſchaft mehr zu erwarten wäre, und daß die Regierung nach dem Ableben derſelben an ſeinen Vater und deſſen Familie übergehen würde. Mit Recht konnte er daher einen Wohnſitz im Herzogthum verlangen, und wirklich ließ er ſich jetzt, beinahe gegen den Willen des Oheims Carl, im Febr. 1790, in Ludwigsburg nieder. Wir ſagen nichts von ſeinen fortdauernden Kämpfen mit

dem Herzog während dieſes Aufenthalts; aber eigen iſt, daß gerade er es war, der um dieſe Zeit dem letzten römiſch-deutſchen Kaiſer, Franz II., das Diplom ſeiner Wahl von Frankfurt nach Seligenſtadt zu überbringen hatte, und der ihm zuerſt zu dieſer ſonſt höchſten Würde in der Chriſtenheit Glück wünſchte; auch das darf nicht übergangen werden, daß ſchon damals jene Menſchen ſich um ihn zu ſammeln anfingen, welche einſt, wenn er ſelbſt zur Regierung käme, ſo bedeutenden Einfluß auf das Wohl und Weh der Würtemberger haben ſollten.

Carl und Ludwig Eugen, ſeine beiden Oheime, ſtarben ſchnell hinter einander, innerhalb zwei Jahren; die Regierung Würtembergs ging 1795 an ſeinen Vater über, und er ſelbſt nahm jetzt den Titel des Erbprinzen an. Schon das Jahr darauf war die Lage des Herzogthums höchſt ſchwierig; die Heere der franzöſiſchen Republik waren über den Rhein gegangen, und drohten mit einem Einfall. Da führte er, was vom Militär im Lande war, nach dem Schwarzwald, ihr weiteres Vordringen zu verhindern, aber ohne Erfolg; der Kniebis ward von den Feinden erſtürmt, und noch jetzt erzählt man ſich, welchen Schrecken damals ſeine plötzliche Zurückkunft überall im Land verbreitete. Die Franzoſen rückten ein, und er flüchtete nach Anſpach, hielt ſich dann einige Wochen in Wien auf, und ſchloß ſich während dieſer Zeit nur zu eng an die Gegner Frankreichs an. Hier leitete er auch ſeine zweite Vermählung ein, mit der Kronprinzeſſin von England, Charlotte Auguſte Mathilde, der jetzt verwittweten Königin, welche in London, wohin er ſelbſt gereiſt war, am 18. Mai 1797 vollzogen wurde. Bald darauf kam er mit ſeiner Gemahlin zurück nach Stuttgart, und benutzte die Zeit bis zum Tode ſeines Vaters auf eine Weiſe, die ſeinem Verſtand und ſeinem Willen Ehre macht. Er ſah öfters Männer aus verſchiedenen Ständen bei ſich, welche den Ruf hatten, daß ſie klug und in ihrem Fach zu Hauſe ſeyen; beſprach ſich mit ihnen über die Gegenſtände, worin er ihnen vorzügliche Einſicht zutraute, und ſuchte ſich ſo für ſeine künftige Regentenbeſtimmung durch Unterredungen mit ihnen zu belehren. Unerwartet ſchnell ſtarb ſein Vater, ſchon am 23. Dec. 1797.

Als der 15te regierende Herzog trat er nun unter dem Namen Friedrich II. die Regierung Würtembergs an, und unſtreitig hat die würtembergiſche Geſchichte unter keinem ſeiner Vorfahren einen Zeitraum aufzuweiſen, der ſeine Zeit an Wichtigkeit und Merkwürdigkeit übertroffen hätte. Das Herzogthum gedieh unter ihm zuerſt zum Churſtaat, endlich zum unabhängigen Königreich; die Zahl ſeiner Bewohner ſtieg von 600,000 Unterthanen, die er antraf, allmählig über 1,300,000; ſein Flächenraum erweiterte ſich von 153 bis 368 Quadratmeilen. Wo Friedrichs Ahnherren in beſchränkten Verhältniſſen regiert hatten, waltete und herrſchte er ſelbſt bald in ungebundner Machtvollkommenheit. Allerdings begünſtigten ihn Umſtände und Verhältniſſe; allein ſein Verdienſt iſt es, daß er dieſelben mit Kraft und Verſtand benutzte; kein Miniſter hat in ſeinem Namen gehandelt; ſelbſt ſchon wegen des Rufs, daß er ein Mann von Geiſt und Charakter ſey, iſt ihm häufig ehrenvolle Rückſicht von Mächtigern zu Theil geworden. In der Geſchichte ſeiner Regierung ſprechen ſich vorzüglich zwei Haupttendenzen aus: das Wünſchen und Streben einer Seits, ſich mit den bedeutendern Fürſten Europa's durch Rang und Würde, durch Glanz und Macht mehr und mehr in eine Linie zu ſtellen, und andrer Seits ein beinahe leidenſchaftliches Trachten nach freier, ungehemmter Thätigkeit im Innern ſeines Staats ſelbſt. In dieſen beiden Hinſichten gleicht er vorzüglich jenem erſten Friedrich Würtembergs, deſſen Namen er bedeutungsvoll annahm; und war nicht Friedrich II. von Preußen das Ideal ſeiner Seele, an welchen ſein Name ebenfalls erinnern ſollte?

Die erſten Jahre ſeiner Regierung gewährten wenig Hoffnung für Erreichung jener beiden Endzwecke, ließen Würtemberg ſelbſt wenig Tröſtliches erwarten, wegen der unſichern und ſchwankenden Verhältniſſe Europa's überhaupt. Die beträchtlichen Beſitzungen der Familie jenſeits des Rheins waren im Verlauf des Revolutionskriegs verloren gegangen und der franzöſiſchen Republik einverleibt worden; und obſchon der Friedenscongreß in Raſtadt begonnen hatte, und von Entſchädigung der deutſchen Fürſten für die jenſeits des Rheins ver-

lohrnen Länder die Rede war, dennoch wußte nach jähriger Unterhandlung Niemand, was und wie es werden möchte. Der Congreß endete, wie nie einer, im April 1799, und der Krieg begann auf's Neue. Der Herzog, welcher in enger Verbindung mit Oeſterreich und mit England war, von welchem letztern er Subſidien bezog, machte größere Anſtrengungen gegen Frankreich, als die bloße Pflicht des Reichsfürſten ihm auflegte; das Glück ſchien überhaupt die Verbündeten zu begünſtigen, und namentlich ſchlugen die Würtemberger in Verbindung mit Oeſterreichern, im Auguſt und October 1799, die Franzoſen glücklich zurück, welche von Manheim aus ins Herzogthum vorgedrungen waren. Allein derſelbe Monat October führte auch Napoleon Bonaparte aus Aegypten zurück, der ſich jetzt an die Spitze des franzöſiſchen Staats ſtellte. General Moreau commandirte zum zweiten Mal mit dem glücklichſten Erfolg gegen Deutſchland; das Herzogthum ward abermals von den Franzoſen beſetzt, die Bergfeſte Hohentwiel bei dieſer Gelegenheit zerſtört, und das Land mußte 6 Millionen Livres Contribution bezahlen. Der Herzog hatte ſich indeſſen nach Erlangen geflüchtet, und begab ſich von da nach Wien, perſönlich ſein Intereſſe am kaiſerlichen Hoflager zu betreiben; bald ſchickte er zu demſelben Zweck einen Geſandten nach Paris, und benutzte zugleich glücklich für ſich ſeine Verbindungen mit Rußland. Nicht ſehr günſtig gegen ihn war vorzüglich die franzöſiſche Regierung geſtimmt, die eine entſchiedne Abneigung gegen Frankreichs Sache bei ihm bemerkt zu haben glaubte, und ihn aus dieſem Grund nicht in der Nähe zu wünſchen ſchien. Damals war die Rede davon, daß das Herzogthum nach dem Lauf des Neckars zwiſchen Baiern und Baden getheilt werden ſollte, und ſicher iſt, daß dem Herzog von Seiten des Kaiſers Paul von Rußland das ganze Churfürſtenthum Hannover als Entſchädigung angetragen wurde, wenn er auf ſein Stammland Verzicht thun würde. Er verwarf das Anerbieten mit der entſchloſſenen Erklärung: er wolle lieber gar nichts, als mit freiem Willen auch nur ein einziges Dorf des Herzogthums abtreten. Seine Feſtigkeit blieb nicht unbelohnt. Nicht nur muthete man ihm kein Aufgeben ſeines Herzogthums mehr zu, ſondern Frankreich ſelbſt,

nun minder abgeneigt, verſprach ihm jetzt angemeſſene Entſchädigung ſowohl für die überrheiniſchen Beſitzungen, als für die Verluſte und Beſchädigungen überhaupt, welche Würtemberg in den letzten Kriegsjahren erlitten hatte.

Nach dem zu Lüneville zwiſchen dem Kaiſer und Frankreich abgeſchloſſenen Frieden kehrte Friedrich II. am 13. Mai 1801 nach Würtemberg zurück, und übernahm die Regierung wieder perſönlich, wiewohl auch während ſeiner Abweſenheit und während die Feinde das Land beſetzt gehalten hatten, alle Verordnungen in ſeinem Namen ergangen waren. Das Jahr darauf machten auch Frankreich und England ihren Frieden zu Amiens, und noch zuverſichtlicher konnte von jetzt der Gemahl der Kronprinzeſſin von England der nächſten Zukunft entgegenſehen. Bald kam ein beſondrer Friedenstractat zwiſchen Frankreich und Würtemberg zu Stande, auf's Neue ward dem Herzog kräftige Mitwirkung der franzöſiſchen Regierung verſprochen, ihm eine angemeſſene Gebietsentſchädigung zu verſchaffen; die Reichsdeputation, deren Mitglied Würtemberg war, eröffnete wirklich unter Rußlands und Frankreichs Vermittlung ihre Verhandlungen, und ihr Reſultat war für Würtemberg nicht unerfreulich. Nämlich durch ihren Schluß vom 25. Febr. 1803 ging dem Herzog ein alter Wunſch ſeines Hauſes in Erfüllung, indem es zur Churwürde erhoben ward, wodurch es den erſten Fürſtengeſchlechtern Deutſchlands an Rang vollends ganz gleich kam, und für die verlornen Beſitzungen jenſeits des Rheins bekam es eine beträchtliche Entſchädigung. Das waren die bisherigen Reichsſtädte Reutlingen, Weil, Eßlingen, Rothweil, Giengen, Aalen, Hall, Gemünd und Heilbronn, nebſt der gefürſteten Propſtei Ellwangen und den Klöſtern Zwiefalten, Rothmünſter, Heiligenkreuzthal, Schönthal, Komburg, Oberſtenfeld und Margretenhauſen; für etliche und 40,000 Seelen erhielt er 110,000, ſtatt jener entlegnen Beſitzungen ſolche, die im Herzen des alten Landes lagen, oder ſich bequem an daſſelbe anſchloſſen. Dieſe neuen Beſitzungen vereinte der Churfürſt nicht mit dem alten Lande, ſondern bildete daraus einen eignen Staat unter dem Namen des Neuwürtembergiſchen, deſ-

ſen Organiſation durchaus ſein eignes Werk war. Der neue Staat bekam ſeine vom alten Staat durchaus unabhängigen Regierungs- und Verwaltungsbehörden, deren Sitz Ellwangen war, und wurde von ihm in drei Landvogteien, Ellwangen, Heilbronn und Rothweil, eingetheilt.

Kurz vorher, ehe die Sachen dieſe glückliche Geſtalt gewannen, hatte das Herz Friedrichs einen empfindlichen Verluſt erlitten durch den Tod des Grafen Carl von Zepplin, dem er ſeit langer Zeit nicht nur ſein Vertrauen, ſondern noch mehr, ſeine Liebe und Freundſchaft, geſchenkt hatte. Zepplin war ein mecklenburgiſcher Edelmann, ſtand lange vor dem Regierungsantritt des Churfürſten in einem trauten Verhältniß zu demſelben, hatte in frühern Lagen Freud' und Leid brüderlich mit ihm getheilt, und war von ihm, als er zur Regierung kam, zu ſeinem erſten Miniſter ernannt, war durch ſeine Verwendung zum Grafen erhoben worden. Er war ein Mann voll Geiſt, Leben und Kraft; human, nicht ohne Kenntniſſe, ſehr klug, und hatte den entſchiedenſten Einfluß auf Friedrich; er nahm ſtets das Edlere in ſeinem Freund in Anſpruch, und ſuchte ihn über ſich ſelbſt emporzuheben. Oft war es ihm gelungen, die ſtürmiſche Leidenſchaft deſſelben zu beſchwichtigen oder zu mildern, und wie wohlthätig möchte er in mancher Hinſicht für Würtemberg geworden ſeyn, wenn er bei längerem Leben in gleicher Liebe und Achtung bei Friedrich ſich hätte erhalten können! Er ſtarb, und jeder Würtemberger, der ihn kannte, ſegnet ſeine Aſche! An ſeinen Namen knüpft man, wie gern, Ideen von Biederkeit und wahrhaft deutſchem Charakter! —

Eine neue Störung erlitt Deutſchland, und vorzüglich die Ruhe von Würtemberg, ſchon nach zwei Jahren wieder. Der dritte Krieg zwiſchen Oeſterreich und Frankreich war ausgebrochen; unerwartet ſchritten die franzöſiſchen Heere über den Rhein; die Unterhandlungen des Churfürſten mit Preußen, ſich ſichre Neutralität zu verſchaffen, waren umſonſt geweſen, und ſchon am 2. Oct. 1805 war Kaiſer Napoleon ſelbſt in Ludwigsburg. Er und der Churfürſt ſahen ſich bei dieſer Gelegenheit zum

nun minder abgeneigt, verſprach ihm jetzt angemeſſene Entſchädigung ſowohl für die überrheiniſchen Beſitzungen, als für die Verluſte und Beſchädigungen überhaupt, welche Würtemberg in den letzten Kriegsjahren erlitten hatte.

Nach dem zu Lüneville zwiſchen dem Kaiſer und Frankreich abgeſchloſſenen Frieden kehrte Friedrich II. am 13. Mai 1801 nach Würtemberg zurück, und übernahm die Regierung wieder perſönlich, wiewohl auch während ſeiner Abweſenheit und während die Feinde das Land beſetzt gehalten hatten, alle Verordnungen in ſeinem Namen ergangen waren. Das Jahr darauf machten auch Frankreich und England ihren Frieden zu Amiens, und noch zuverſichtlicher konnte von jetzt der Gemahl der Kronprinzeſſin von England der nächſten Zukunft entgegenſehen. Bald kam ein beſondrer Friedenstractat zwiſchen Frankreich und Würtemberg zu Stande, auf's Neue ward dem Herzog kräftige Mitwirkung der franzöſiſchen Regierung verſprochen, ihm eine angemeſſene Gebietsentſchädigung zu verſchaffen; die Reichsdeputation, deren Mitglied Würtemberg war, eröffnete wirklich unter Rußlands und Frankreichs Vermittlung ihre Verhandlungen, und ihr Reſultat war für Würtemberg nicht unerfreulich. Nämlich durch ihren Schluß vom 25. Febr. 1803 ging dem Herzog ein alter Wunſch ſeines Hauſes in Erfüllung, indem es zur Churwürde erhoben ward, wodurch es den erſten Fürſtengeſchlechtern Deutſchlands an Rang vollends ganz gleich kam, und für die verlornen Beſitzungen jenſeits des Rheins bekam es eine beträchtliche Entſchädigung. Das waren die bisherigen Reichsſtädte Reutlingen, Weil, Eßlingen, Rothweil, Giengen, Aalen, Hall, Gemünd und Heilbronn, nebſt der gefürſteten Propſtei Ellwangen und den Klöſtern Zwiefalten, Rothmünſter, Heiligenkreuzthal, Schönthal, Komburg, Oberſtenfeld und Margretenhauſen; für etliche und 40,000 Seelen erhielt er 110,000, ſtatt jener entlegnen Beſitzungen ſolche, die im Herzen des alten Landes lagen, oder ſich bequem an daſſelbe anſchloſſen. Dieſe neuen Beſitzungen vereinte der Churfürſt nicht mit dem alten Lande, ſondern bildete daraus einen eignen Staat unter dem Namen des Neuwürtembergiſchen, deſ=

ſen Organiſation durchaus ſein eignes Werk war. Der neue Staat bekam ſeine vom alten Staat durchaus unabhängigen Regierungs- und Verwaltungsbehörden, deren Sitz Ellwangen war, und wurde von ihm in drei Landvogteien, Ellwangen, Heilbronn und Rothweil, eingetheilt.

Kurz vorher, ehe die Sachen dieſe glückliche Geſtalt gewannen, hatte das Herz Friedrichs einen empfindlichen Verluſt erlitten durch den Tod des Grafen Carl von Zepplin, dem er ſeit langer Zeit nicht nur ſein Vertrauen, ſondern noch mehr, ſeine Liebe und Freundſchaft, geſchenkt hatte. Zepplin war ein mecklenburgiſcher Edelmann, ſtand lange vor dem Regierungsantritt des Churfürſten in einem trauten Verhältniß zu demſelben, hatte in frühern Lagen Freud' und Leid brüderlich mit ihm getheilt, und war von ihm, als er zur Regierung kam, zu ſeinem erſten Miniſter ernannt, war durch ſeine Verwendung zum Grafen erhoben worden. Er war ein Mann voll Geiſt, Leben und Kraft; human, nicht ohne Kenntniſſe, ſehr klug, und hatte den entſchiedenſten Einfluß auf Friedrich; er nahm ſtets das Edlere in ſeinem Freund in Anſpruch, und ſuchte ihn über ſich ſelbſt emporzuheben. Oft war es ihm gelungen, die ſtürmiſche Leidenſchaft deſſelben zu beſchwichtigen oder zu mildern, und wie wohlthätig möchte er in mancher Hinſicht für Würtemberg geworden ſeyn, wenn er bei längerem Leben in gleicher Liebe und Achtung bei Friedrich ſich hätte erhalten können! Er ſtarb, und jeder Würtemberger, der ihn kannte, ſegnet ſeine Aſche! An ſeinen Namen knüpft man, wie gern, Ideen von Biederkeit und wahrhaft deutſchem Charakter! —

Eine neue Störung erlitt Deutſchland, und vorzüglich die Ruhe von Würtemberg, ſchon nach zwei Jahren wieder. Der dritte Krieg zwiſchen Oeſterreich und Frankreich war ausgebrochen; unerwartet ſchritten die franzöſiſchen Heere über den Rhein; die Unterhandlungen des Churfürſten mit Preußen, ſich ſichre Neutralität zu verſchaffen, waren umſonſt geweſen, und ſchon am 2. Oct. 1805 war Kaiſer Napoleon ſelbſt in Ludwigsburg. Er und der Churfürſt ſahen ſich bei dieſer Gelegenheit zum

erſten Mal; er ließ dem Geiſt und Charakter des letztern Gerechtigkeit widerfahren, und ſichtlich behandelte er ihn von dieſer Zeit an ſtets mit Achtung, wohl mehr ſeiner Perſönlichkeit wegen, als wegen der politiſchen Bedeutung ſeines Staats. Auch öſterreichiſche Streifpartien waren um dieſe Zeit bis in die Nähe Stuttgarts gekommen; in der einen Hälfte des Landes ſpielten Oeſterreicher den Meiſter, in der andern Franzoſen, und Friedrich befand ſich in einer peinlichen Verlegenheit über die Wahl, welche er treffen ſollte. Noch immer wünſchte er, neutral bleiben zu können; aber Napoleon wollte ſichern Rücken. Man erinnert ſich noch, welche Mühe der franzöſiſche Geſandte ſich geben mußte, bis Friedrich endlich den harrenden Kriegern Napoleons die Thore von Ludwigsburg eröffnete; wie lange Marſchall Ney vor Stuttgart ſtand und drohte, ehe ihn der alte General von Hügel einließ, und welches Schickſal dieſer ſich dadurch zuzog. Der Churfürſt verband ſich mit Frankreich, weil er keine andre Wahl hatte, und ſtellte 8000 Mann gegen Oeſterreich ins Feld. Der Schritt mag ihm verſüßt worden ſeyn durch die Ausſicht auf die Königswürde und die damit verbundne volle Souveränetät, welche ihm ſchon damals eröffnet ward, und durch Verſprechung neuer Gebietsvergrößerung. Nach einem Krieg von zwei Monaten erfolgte der Preßburger Frieden am 2. Dec. 1805; darin wurde von Oeſterreich die Königswürde und volle Souveränetät Würtembergs anerkannt, und von vorderöſterreichiſchen Beſitzungen an daſſelbe abgetreten: die Grafſchaft Hohenberg, die Landgrafſchaft Nellenburg, die Landvogtei Altdorf mit Zubehör, die fünf Donauſtädte: Ehingen, Munderkingen, Riedlingen, Mengen und Saulgau, ein Theil des Breisgaus innerhalb der würtembergiſchen Beſitzungen, und die Städte Villingen und Breunlingen. Zu Würtemberg kam damals ferner die Grafſchaft Bondorf, dem Johanniter-Orden zugehörig ſeit dem Reichsdeputationsſchluſſe; und alle Beſitzungen der Reichsritterſchaft und des Deutſch- und Johanniter-Ordens, welche von Würtemberg umgrenzt waren, mußten ſich deſſen Oberherrlichkeit unterwerfen. Dieſe Städte und Herrſchaften, neben dem alten Herzogthum und dem früher erhaltenen Neuwürtemberg, waren damals die Beſtandtheile des

neuen Königreichs. Durch eine feierliche Handlung erklärte ſich Friedrich als König von Würtemberg am erſten Januar 1806.

Noch im Laufe eben dieſes Jahrs 1806 kam neuer und bedeutender Länderzuwachs zu dem neuen Königreich. Die franzöſiſche Politik wollte das Reich deutſcher Nation, welches ſeit langer Zeit bloß noch ehrwürdiger Nachhall aus der Vergangenheit und nicht mehr von wirklicher Bedeutung war, vollends ganz aufgelöſt ſehen; Franz II. entſagte dem Titel und den Anſprüchen des römiſchen Kaiſers, während die unter Frankreichs Einfluß ſtehenden deutſchen Fürſten vom Reichsverbande ſich losſagen, und in den Rheinbund unter Frankreichs Schutz zuſammentreten mußten. Es galt hier nicht, die Folgen zu überlegen, welche das neue Verhältniß für die Verbündeten haben möchte; alle folgten ſelbſt der Nothwendigkeit; und wenn auch nicht, wer hätte damals würdigen und berechnen wollen? Am 12. Juli wurde der Rheinbund geſchloſſen, und Würtemberg, Baiern und Baden, damals die bedeutendſten Mitglieder deſſelben, erhielten neue Gebietsvergrößerung; die Freude hierüber ließ ſie wohl Manches überſehen, was gleich anfangs mißlich ſcheinen mochte. An König Friedrich wurde von Baiern die Herrſchaft Wieſenſteig, welche in vorigen Jahrhunderten zwei Mal in würtembergiſchen Händen geweſen war, von Baden die Stadt Biberach mit ihrem Gebiet abgetreten, wofür er letzterem die Grafſchaft Bondorf nebſt einigen Städten überlaſſen ſollte. Er erhielt ferner die Commenden des deutſchen Ordens Kapfenburg und Alſchhauſen, die Benedictiner-Abtei Wiblingen, die Stadt Waldſee und die Grafſchaft Schelklingen. Zugleich kamen unter würtembergiſche Hoheit die Beſitzungen der Fürſten und Grafen Truchſeß-Waldburg, die Grafſchaften Baindt, Gutenzell, Egloſs, Heggbach, Isny, Königsegg, Aulendorf, Ochſenhauſen, Roth, Schuſſenried und Weiſſenau; die Herrſchaften Mietingen und Sulmingen, Neu-Ravensburg, Tannheim, Warthauſen, Weingarten; die Beſitzungen der Fürſten von Thurn und Taxis, mit Ausnahme einiger Aemter; die fürſtenbergiſchen Herrſchaften Gundelſingen und Neufra; die limpurgiſchen Herrſchaften; ferner alle fürſtlich

hohenlohiſchen Beſitzungen, mit Ausnahme der Oberämter Schillingsfürſt und Kirchberg; endlich der auf der linken Seite der Jaxt gelegene Theil von Salm-Krautheim. Es war natürlich, daß die neuen Beſitzungen der drei Höfe mannigfach auf unbequeme Weiſe in einander griffen; deshalb ſchloß der König in den nächſten Jahren mit Baiern und Baden mehrere Verträge, welche dem Uebelſtand abhalfen.

Friedrich hatte als Mitglied des Rheinbunds ein Contingent von 12,000 Mann zum Bundesheer zu ſtellen, und es mußte noch im Lauf des Jahrs 1806 gegen Preußen ins Feld rücken. Die Würtemberger ſtanden nebſt den Baiern unter dem Oberbefehl des Prinzen Jerome, und zeichneten ſich keineswegs durch gute Mannszucht, wohl aber durch Tapferkeit aus. Für letztere zeugen die Eroberung von Glogau und von Breslau, ihre Kämpfe mit dem Fürſten von Anhalt-Pleß, die Eroberung des verſchanzten Lagers bei Glatz. Damals war die Lage der Dinge ſo, daß ſich der König glücklich ſchätzen mußte, als ſeine Tochter, die Prinzeſſin Catharine, vom franzöſiſchen Kaiſer zur Gemahlin für den Prinzen Jerome, den nachmaligen König von Weſtphalen, beſtimmt wurde, wie ſehr auch dieſe Verbindung ſeiner ſonſtigen Anſicht und Geſinnung widerſtreiten mochte. Die Dynaſtie Bonaparte ſchien für Jahrhunderte feſtgegründet; er erkannte, daß er vom Kaiſer abhänge, hatte Dankbarkeit gegen ihn, ehrte ſeine außerordentlichen Eigenſchaften.

Im Geiſt derſelben Politik fand ſich Friedrich im Oct. 1808 zu Erfurt ein, bei der feierlichen Zuſammenkunſt der beiden Kaiſer von Rußland und von Frankreich. Wohl wußte er, daß er nebſt andern Fürſten des Rheinbunds zunächſt nur darum hinberufen ſey, um den Glanz des Herrſchers der Franzoſen zu erhöhen; allein nothwendige Rückſichten geboten, während zugleich der Gedanke, in dem Kreiſe der Herrſcher Europa's perſönlich anweſend zu ſeyn, und in ihrer Mitte zu glänzen, ihn ſchmeichelnd anſprach. Hier wußte er Würtemberg der traurigen Nothwendigkeit zu entheben, ſeine Söhne, gleich andern Staaten des Rheinbunds, zum ſichern Untergang

tergang in den ſpaniſchen Krieg ſenden zu müſſen, indem er das franzöſiſche Cabinet darauf aufmerkſam machte, wie wenig Oeſterreich zu trauen ſey, deſſen Kaiſer, obſchon von Napoleon eingeladen, nicht in Erfurt erſchienen war. Baiern, Sachſen und Würtemberger ſollten zum Schutz von Deutſchland zurückbleiben.

Wirklich kam es ſchon im Frühjahr 1809 zum vierten Krieg zwiſchen Frankreich und dem öſterreichiſchen Kaiſerſtaat. Friedrich nahm an dieſem Krieg thätigern Antheil, als an einem der frühern. Nicht nur rückte das würtembergiſche Contingent, unter Anführung des franzöſiſchen Generals Vandamme, wohlgerüſtet und vollzählig ins Feld, und erhielt von den Franzoſen ſelbſt gerechte Anerkennung ſeiner Tapferkeit und der Verdienſte, welche es bei entſcheidenden Gelegenheiten ſich machte, ſondern der König unternahm ſogar perſönlich einen Feldzug. Alle deutſchen Provinzen im Süden und Norden, welche in dieſen letzten Jahren franzöſiſche Waffengewalt ihren zeitherigen Beſitzern entriſſen und fremden Herren zugetheilt hatte, waren ſchwierig und drohten mit Aufſtand. Nach dem Beiſpiel der Tyroler erhoben ſich die Vorarlberger, rückten gegen das würtembergiſche Oberſchwaben, und dieſes ſchien theilweiſe ſelbſt nicht ungeneigt, ſich zu gemeinſchaftlicher Sache an ſie anzuſchließen. Da brach Friedrich mit ſeinen Garden, dem ſonſt im Lande befindlichen Militär und den ſogenannten Veteranen ſchnell gegen ſie auf; ſchon ſein bloßes Erſcheinen hinderte ſie; noch ehe aber Thaten verrichtet waren, langte die Nachricht an von der Schlacht bei Wagram und dem in Folge derſelben geſchloßnen Waffenſtillſtand, welchem den 14. Oct. 1809 der Wiener Friede folgte. Etwas früher hatten ſich die Einwohner von Mergentheim, dem Sitz des Deutſchmeiſterthums, erhoben, nachdem ihr Ländchen kurz vorher von Seiten Würtembergs beſetzt worden war. Die nachſichtsloſe Strenge und die grauſame, greuelvolle Härte, mit der ſie beſtraft wurden, beweiſt, wie anſteckend franzöſiſches Beiſpiel auch hierin war.

Abermals verſprach der Kaiſer dem König bei ſeiner Rückreiſe aus Oeſterreich bedeutenden Länderzuwachs, wie Baiern, mehr, als er zu halten geſonnen war. Allein

ehe etwas gegeben wurde, mußte er ſich, gleich andern Fürſten des Rheinbunds, zu der bekannten Reiſe nach Paris am Ende des Jahres 1809 entſchließen. Schon durch das bloße Erſcheinen in Paris betrieb man in damaliger unglücklichen Zeit ſein Intereſſe, und gewiß that er klug daran, daß auch er die Entſchädigung für ſeine Anſtrengungen im letzten Krieg ſich nicht wollte entſchlüpfen laſſen. Er erhielt den bedeutenderen Theil des Deutſchmeiſterthums Mergentheim; und Baiern, dem ein Stück der öſterreichiſchen Eroberung zugetheilt ward, trat ihm zufolge eines Vertrags vom 18. Mai 1810 ſo viel an Land und Leuten ab, daß für Würtemberg, nach Abzug deſſen, was es an Baden abgegeben hatte, ein Gewinn von 110,000 Einwohnern übrig blieb. Die baieriſchen Landgerichte Tettnang, Buchhorn, Wangen, Ravensburg, Leutkirch, Söfflingen, Geißlingen, Alpeck-Elchingen, Krailsheim kamen damals an Würtemberg; Theile der Landgerichte Nördlingen, Dinkelsbühl, Feuchtwang, Rothenburg und Uffenheim, die Stadt Ulm; die Hoheit über die Grafſchaften Fugger-Kirchberg, Fugger-Dietenheim, über die thurn- und tariſchen Beſitzungen Tiſchingen und Neresheim, über das Fürſtenthum Hohenlohe-Kirchberg, endlich über einige Theile von den Fürſtenthümern Oettingen-Spielberg, und Oettingen-Wallerſtein. Dies war der letzte Zuwachs, der dem Königreich zu Theil wurde. Seine Bevölkerung ſtieg dadurch auf 1,350,000 Einwohner, ſein Flächenraum auf 368 Quadratmeilen.

Allein, welche Aenderungen gingen nicht im Innern dieſes Staats vor, ſeitdem er Königreich geworden war, und während er ſich ſofort vergrößerte! Kein Stein vom alten Gebäude blieb unverrückt an ſeiner Stelle; und wie Friedrich die ganze Leitung des auswärtigen Verhältniſſes ausſchließend ſich ſelbſt vorbehalten, und durchaus nach eigner Anſicht zu Vergrößerung ſeines Staats benutzt hatte, ſo war er auch die Seele von alle dem Einreißen und Aufbauen, das ſeit der angenommenen Königswürde Schlag auf Schlag im Innern erfolgte. Kaum iſt wohl eine bedeutende Idee von einem ſeiner Miniſter ausgegangen; ſie mußten in die ſeinigen eingehen, und im Einzelnen ausführen, was er in der Eile ſich allgemein gedacht hatte. Hatte er vollends eine Idee mit Leidenſchaft

aufgefaßt, und nach ſeiner Art von ihrer Tüchtigkeit ſich überzeugt, dann wäre kein Sterblicher vermögend geweſen, ihn durch Ueberredung davon abzubringen.

Friedrich war ein Mann von ausgezeichnetem Geiſt und von derber Kraft; gewiß, wie je ein Fürſt, von der Natur ausgeſtattet, um Selbſtregent eines Staats zu ſeyn. So beſtimmt, als irgend eine andre Eigenſchaft, lag der Wille dazu in ihm vor; und mußten nicht ſeine Anſichten und ſein Wille, dieſen Punct betreffend, entſchieden ſich ausbilden, während er in dem Dienſt Preußens und Rußlands ſich befand? War nicht Friedrich II. das Regenten-Ideal, auf das er hinſah? Völlig freie Hand zu haben, um zu thun und zu befördern, was in ſeinen Augen gut und nützlich war, hätte ſchon darum in ihm zum heißen Wunſch werden müſſen, wenn ihn auch nicht die eigenthümliche Ungebundenheit des Charakters, ein ſtarker, von keiner Erziehung überwältigter Naturzug, herrſchen zu wollen, und nicht ſich beherrſchen zu laſſen, unwiderſtehlich mächtig zu dieſem Wunſch hingetrieben hätte. Frühe richteten ſich ſeine Augen auf Würtemberg; früh dachte er ſich als den Regenten dieſes Lands — aber die Verfaſſung deſſelben entzog, ſeiner Anſicht nach, dem Regenten beinahe allen Spielraum, worin er ſeine Kraft zeigen konnte; und wenn er auch dieſe Verfaſſung in Rückſicht auf ſeine Oheime und Ahnherren billigte, und anerkannte, daß die würtembergiſche Familie ſelbſt ihr die Fortdauer zu danken habe — für ſeine eigne Perſon paſſend konnte er ſich nimmermehr dieſelbe vorſtellen. Er kam nach Würtemberg zurück, und ſah nun ſelbſt, wiſſen mußte er es längſt, das ihn niedrig bedünkende Spiel, welches Herzog Carl und die Ständeausſchüſſe zuſammen trieben; die franzöſiſche Revolution, welche in ihrer erſten Periode ſo oft nichts Anderes forderte, als was in Würtemberg längſt zu Hauſe war, hatte ihn argwöhniſch gemacht; er ſah den Beifall und die guten Wünſche, welche damals im Herzogthum, wie beinahe in ganz Deutſchland, für die gute Sache Frankreichs ſich erklärten; er hörte endlich von revolutionären Umtrieben, welche man einzelnen Mitgliedern der Stände Würtembergs, vom Jahr 1797 an, noch jetzt öffentlich Schuld gibt: — iſt nicht unter dieſen Umſtänden erklärbar, daß er weder Sinn noch

Herz für die Verfaſſung des Herzogthums haben konnte, ſchon als er die Regierung antrat? Zwar beſchwur er dieſelbe; denn auf ſie zu ſchwören war unvermeidlich, wenn er die Regierung antreten wollte; er beſchwur ſie ſogar ohne Arg; allein eine geheime Caſſe, wovon man ihm keine Rechnung ablegte, eine erlaubte Betriebſamkeit der Ausſchüſſe hinter ſeinem Rücken und ſogar gegen ihn ſelbſt, ein fortdauernder Gewalteinfluß einzelner Familien, von den Vätern her ererbt — ſolche und andre Dinge vertrugen ſich unmöglich mit ſeinem Charakter und mit ſeinen Anſichten. Auch ihn ſuchte man anfangs zu handhaben, wie weiland Herzog Carl in ſeinen ſpätern Zeiten, und es gereicht ihm wahrlich nicht zur Unehre, daß man von landſchaftlicher Seite unter der Hand ſagen hörte, bei ihm ſey mit Geld auch nicht das Mindeſte auszurichten. Ein bloßer Verſuch der Art mußte ihm die Sache der Verfaſſung vollends ganz verwerflich machen, und Kämpfe zwiſchen ihm und den Ständen waren bald nothwendig, um ſo mehr, wenn ſie ſich gegenüber von ihm mehr erlaubten, als die wahre Klugheit ihnen geſtattete; und herzlicher Widerwille und Haß gegen die Verfaſſung mochte in ihm allmählig entſtehen, wozu ein Volksauftritt in Stuttgart, als er 1800 bei ſeiner Flucht nach Erlangen die landſchaftliche Caſſe mit ſich nahm, gewiß nicht wenig beitrug. So mißlich damals ſeine Lage war, ebnete er ſich doch bald wieder ſeinen Weg; er erhielt die Hoffnung und Zuſicherung einer angemeßnen Entſchädigung für Mömpelgard und die andern überrheiniſchen Beſitzungen, und der Reichsdeputationsſchluß von 1803 fiel ſo aus, daß er nicht genöthigt war, das Neuerworbene mit dem alten Lande zu vereinigen. Er bildete es zum eignen Staat, unter dem Namen Neuwürtemberg, wie ſich von ſelbſt verſteht, ohne Stände, und gewiß war ſein ernſtlichſter Wille, an ihm ſeinen befangenen Altwürtembergern recht augenſcheinlich zu zeigen, wie ein Staat beſchaffen ſeyn müſſe, der den Namen eines wohleingerichteten verdiene.

Auch nach dieſem fuhren er und die Stände des Herzogthums fort, einander gegenſeitig zu reizen, bis Napoleon endlich aus Veranlaſſung des dritten franzöſiſch-öſterreichiſchen Kriegs im Jahr 1805 ins Land kam, ſich

enger mit ihm verband, und ihm durch den Preßburger Frieden Souveränetät und Königswürde verſchaffte. Dieſe Souveränetät (der Sinn des Ausdrucks ſcheint abſichtlich nicht näher beſtimmt worden zu ſeyn) gab ihm nicht nur Unabhängigkeit von Kaiſer und Reich, ſondern gewährte ihm, nach ſeiner Anſicht, zugleich auch völlige Unbeſchränktheit in ſeinem Regentenverhältniß zu dem eignen Staate; und gewiß, wenn Souveränetät bloß das Eine oder das Andere hätte bedeuten ſollen, und ihm die Wahl geblieben wäre, eins von beiden ſich zu wählen, er hätte die Unbeſchränktheit im Innern der äußern Unabhängigkeit vorgezogen! Sofort ward die Verfaſſung des Herzogthums für aufgehoben erklärt, und altes und neues Land mußten ſich unter ſeine individuelle Einſicht und ſeinen Herrſcherwillen mit gleicher Reſignation bequemen. Auch das Land ſeiner Väter hatte er ſich jetzt erſt erobert! Wenn man fragt, ob ſich denn die Stimme keines ſeiner Miniſter oder ſeiner Vertrauten dagegen erhoben habe, ſo dient zur Antwort: er beſprach die Sache mit Keinem als etwas, deſſen Ausführung überhaupt noch überlegt werden müſſe, ſondern die Rede konnte nur davon ſeyn, wie es auszuführen ſey; und die, welche bei ihm in ſolchen Dingen das meiſte Gewicht hatten, waren Ausländer; oder, — ob nicht in ſeinem eignen Innern eine Stimme ihm hörbar geworden ſey, an den Eid ihn erinnernd, den er ſeinem Land geſchworen hatte? Aber hieran ward im erſten Freudentaumel wohl nicht einmal gedacht; er benahm ſich als ein Mann, aus deſſen ganzer Handlungsweiſe hervorleuchtete, daß ihm auch nicht ein leiſer Zweifel einkam, das Recht möchte vielleicht nicht auf ſeiner Seite ſeyn. Der Verfaſſer dieſer Darſtellung iſt weit entfernt, das Benehmen Friedrichs bei dieſer Gelegenheit zu billigen; er will es nur erklären, während er zugleich auch freimüthig geſteht, daß die Stände Würtembergs, wären ſie fortbeſtanden, durchaus andern Tact und andre Handlungsweiſe ſich hätten aneignen müſſen, als bis dahin bei ihnen herkömmlich geweſen war; wären ſie fortbeſtanden und nach alter Art im alten Gleiſe fortgegangen, dann ließ ſich das Ende Würtembergs vorausſehen. — Aber iſt es denn auch gedenkbar, daß Stände überhaupt die Zeit Napoleons über mit Wirkſamkeit fortdauern konnten?

Es würde zu weitläuftig ſeyn, all die Aenderungen und Umgeſtaltungen der Zeitfolge nach aufzuzählen, welche jetzt im Innern Würtembergs ſchnell hinter einander vorkamen. Alles ward anders mit der angenommenen Königswürde, ſowohl in Hinſicht auf Regierung als auf Verwaltung; Juſtiz- und Finanzweſen erhielten eine neue Geſtalt; das Königreich wurde zum eigentlichen Militärſtaat; ſelbſt die kirchliche Einrichtung, ſelbſt das Schul- und höhere Erziehungsweſen, obſchon ſie am wenigſten angetaſtet wurden, kamen nicht durch ohne Umwandlung. Ein Staatsminiſterium, aus den Miniſtern der auswärtigen Angelegenheiten, des Innern, der Juſtiz, der Finanzen, des Kriegs und des Cultus, endlich kam auch noch ein eigner Miniſter der Polizei dazu, trat an die Stelle des alten Geheimenraths; bald ſchloß ſich ein Staatsrath an daſſelbe an. Die Collegien wurden getrennt und vervielfältigt; gingen größtentheils in franzöſiſche Bureaux über; näherten ſich endlich wieder der alten Collegienform. Altes und neues Land wurden durch und durch unter einander gemengt; das Ganze bald in Kreiſe, bald in Landvogteien hin und her eingetheilt; die alten Oberämter zerriſſen und neue aus den Bruchſtücken geformt, und auch die Neuen blieben nicht, ſondern mußten bald eine neueſte Geſtalt annehmen; nichts mehr von geiſtlichen Verwaltungen und Pflegen oder herrſchaftlichen Kellereien; alle gingen in Cameralverwaltungen über, die alles Einkommen des Staats in eine Caſſe lieferten. Daſſelbe Umſchaffen und Hin- und Hereintheilen geſchah in forſtlicher Hinſicht. Der König, eiferſüchtig darauf, Selbſtregent zu ſeyn, ernannte alle Staatsdiener; er ſelbſt auch den Mößner in Stuttgart, den Kaſtenknecht in jedem Cameralbezirk; und weil er die Menſchen nicht ſelbſt kennen und beurtheilen konnte, die ihm zu irgend einem Amt vorgeſchlagen waren, ließ er oft nach altdeutſcher Sitte luſtig genug das Loos walten. Das alte Landrecht ſollte zwar Civilgeſetzbuch bleiben; allein ganze Ströme neuer Geſetze ergoſſen ſich ſeit 1806 über das Königreich; die dickleibigen Bände würtembergiſcher Regierungsblätter zeugen davon; und wie oft widerſprach nicht das neue Geſetz, ſich ſelbſt unbewußt, dem kaum vorhergegebnen, oder hob dies geradezu auf, und doch ſollte das ſo aufgehobene fortdauern. Sehr oft wußte der Wür-

temberger nicht, woran er war. Ein ewiger Wechſel von Geſetzen und Verordnungen war beinahe ſchon darum nothwendig, weil Würtemberg durch Vergrößerung ſo häufig eine neue Geſtalt bekam; weil ſo manches Geſetz von einer allgemeinen Anſicht ausging, ohne genaue Berechnung und Ueberlegung, ob es auch auf dieſe oder jene einzelne Verhältniſſe paſſe; weil endlich der leichtbewegliche Geiſt Friedrichs von einem einzelnen Fall ſo plötzlich zum Allgemeinen aufſteigen konnte. Fern ſey es von uns zu behaupten, daß nicht unter den vielen manche treffliche Verordnung ausgegangen ſey; ſo die Edicte, welche ſich auf freie Uebung der verſchiednen chriſtlichen Glaubensbekenntniſſe bezogen, deren keines dem Bekenner irgend einen Vorzug im Staat einräumte. Noch manches Andre könnte angeführt werden.

Dieſe Zeit war eine harte, bängliche Periode für alle Claſſen der Bewohner Würtembergs ohne Unterſchied. Wie wurde der einſt reichsfreie Adel gedemüthigt, der jetzt einen Beſtandtheil des Königreichs bildete? Welche Erniedrigungen mußten ſich die ſonſt unmittelbaren Fürſten und Grafen gefallen laſſen? Man ging von der Anſicht aus, daß ſie gegen Würtemberg ſchlecht geſinnt ſeyn mußten, und daß ihnen durchaus nicht zu trauen ſey; darum behandelte man ſie nach jeder Hinſicht grob und wegwerfend; darum ſollten ſie durch Aufhebung der Fideicommiſſe eigentlich und vollſtändig vernichtet werden. Die Beamten wurden ſo ſchlecht als möglich geſtellt, indem man als Grundſatz aufſtellte, daß der Staat nur die einzelne Perſon des Beamten, nicht aber auch ſein Weib und ſeine Kinder zu ernähren habe. Die Regierung hielt es gefährlich, einen Landbeamten allzulang auf der nämlichen Stelle zu laſſen, weil er bedenklichen Einfluß auf ſeine Amtsuntergebnen gewinnen könnte; ſo war keiner ſeiner Anſtellung auf 24 Stunden ſicher, und mancher mußte innerhalb weniger Jahre drei und vier Mal ohne Schadenerſatz von einer Grenze des Landes an die entgegengeſetzte ziehn. Sie wurden zu allem dieſem mit Geſchäfften überhäuft, und Vergehungen, vor Gott und Menſchen entſchuldbar, ſelbſt kleine Nachläſſigkeiten und Verſehen ſchrecklich an ihnen beſtraft. Den Geiſtlichen drohte man, ſofern ſie einen Staatsdiener trauten, ohne zuvor erhal-

tene königliche Erlaubniß, nicht nur mit Gefängniß und Feſtung, ſondern mit noch andern Leibesſtrafen, das iſt, mit Stockprügeln. Von der unſeligen Idee Friedrichs, daß keinem Menſchen zu trauen ſey, und wie kam er, leider! auf dieſe Idee? gingen ſolche und andre Maaßregeln aus; von dieſer Idee endlich das Unerhörte, daß er ſein ganzes Volk entwaffnete, die einen, weil ſie Altwürtemberger, die andern, weil ſie neuerlich erworben waren, und weder den einen noch den andern zu trauen ſey. Drückend laſtete die Conſcription auf allen Ständen; nahm faſt keine Rückſicht auf die beſondre Lage des Einzelnen, ohne Nothwendigkeit; erhob ſich jeden Augenblick über die Geſetze, unter welchen ſie beſtehen ſollte. Ein Polizeiweſen wurde eingeführt, deſſen einziger Zweck, man wird es kaum glauben, zu ſeyn ſchien, das Volk zu beſchweren; die Polizei hatte zwar nicht Feinheit genug, aber doch den redlichſten Willen, ſogar den Gedanken nachzuſpähen; ein allgemeines Angebereiſyſtem hätte man mit Freuden angeordnet, wenn nicht der Sinn des Volks noch zu rechtlich geweſen wäre. Dies war allgemeines Leiden. Allein wenn der Zorn des Königs erſt einen Einzelnen beſonders traf, der durch irgend etwas, ſelbſt etwas Unſchuldiges, ihm widrig aufgefallen war, oder der ſich den Haß eines ſeiner Lieblinge zugezogen hatte — ein ſolcher durfte darauf rechnen, daß über kurz oder lang irgend ein ſchweres Ungewitter über ihn ausbrechen werde. Das Glück mancher Familie in Würtemberg iſt dadurch getrübt, ich will nicht ſagen, vernichtet worden! Dieſe ſeine derbe, heftig leidenſchaftliche Art, die Menſchen zu behandeln, veranlaßte zu ähnlichem Ton diejenigen, die ihn zunächſt umgaben; viele überhaupt, welche, was und worin es auch war, zu befehlen hatten.

Hier wird es zur Pflicht für den Geſchichtſchreiber Friedrichs, zu erklären, daß ſo manches Unheil dieſer Art nicht unmittelbar von ihm ausging, ſondern von denen, die ihn zunächſt umgaben. Eine verkehrte Leidenſchaft zog ihn zu ſchönen Jünglingen hin; an ſie hängte er ſich mit eigner Zärtlichkeit; oft ſtand er ihnen faſt willenlos zu Gebot, und dann konnten ſie ihn handhaben, und mit ihm ſchalten und walten und ſpielen, wie ihnen gut däuchte, und wie ſie unter einander verabredeten. Er

beförderte ſie zu immer höhern, allmählig zu den höchſten Militärſtellen, machte ſie zu Freiherren und Grafen, umhängte ſie mit würtembergiſchen und andern Orden. Und doch erfreute ſich auch nicht einer von dieſen Menſchen einer beſſern Bildung; ſie blieben ohne Kenntniſſe, ſogar ohne äußere Feinheit, und brachten ihn ſelbſt dadurch öfters in Verlegenheit; trotz aller angenehmen Dienſte, welche ſie ihm geleiſtet haben mögen, iſt nicht wohl begreiflich, wie ſich der geiſtreiche Mann ſo ganz an ſie hingeben konnte. Sie ſtanden in Berührungen außerhalb des Hofs im ganzen Reich, und benutzten, wie oft! ihren Einfluß zu Privatrache; wie oft veranlaßten ſie Unheil aus bloßem Muthwillen, wie oft aus Leichtſinn und Dummheit, ohne böſe Abſicht! Der gewaltigſte unter ihnen, und das Oberhaupt der ganzen Sippſchaft, war der bekannte Graf von Dillen, Dillenius vor ſeiner Erhöhung in Adelſtand, der ſich vom Bereiterjungen endlich zum Grafen, zum General-Lieutenant, zum Oberhofintendanten, zum wichtigſten Mann, ſo wie zu einem der reichſten in ganz Würtemberg emporſchwang. Seine Leidenſchaftlichkeit war es hauptſächlich, woran er den König gängelte, und auf die er in ihm wirkte, durch die er den König ſo zu ſeinem Sklaven machte, daß er ſelbſt den Liebling endlich fürchtete, und ſich nichts mehr gegen deſſen entſchiednen Willen erlaubte. Man erzählt Geſchichten, einzig in ihrer Art, wie er den König bearbeitete, und vom Rechten, das er ſich ſelbſt überlaſſend erkannt und beſchloſſen hatte, ihn, wie er wollte, zum Verkehrteſten und Verderblichſten hinzuleiten verſtand. In dieſer Geſellſchaft, man reizte ſie fort und fort, ſtieg die Leidenſchaftlichkeit und der Ungeſtüm Friedrichs von Jahr zu Jahr höher, und immer mehr verlor ſich die Scham vor unſchicklichen Handlungen; Spuren ſeines urſprünglich guten und fürs Gute lebendig fühlenden Herzens wurden immer weniger ſichtbar. —

Eine ungeheure Prachtliebe Friedrichs, die theils aus einer natürlichen Eitelkeit, theils aus der Anſicht hervorging, daß auch der größtmögliche äußere Glanz als weſentlicher Beſtandtheil zum Königthum gehöre, machte die Lage ſeiner Unterthanen noch unglücklicher. Schon als Herzog bildete er einen glänzendern Hof um ſich, als

tene königliche Erlaubniß, nicht nur mit Gefängniß und Feſtung, ſondern mit noch andern Leibesſtrafen, das iſt, mit Stockprügeln. Von der unſeligen Idee Friedrichs, daß keinem Menſchen zu trauen ſey, und wie kam er, leider! auf dieſe Idee? gingen ſolche und andre Maaßregeln aus; von dieſer Idee endlich das Unerhörte, daß er ſein ganzes Volk entwaffnete, die einen, weil ſie Altwürtemberger, die andern, weil ſie neuerlich erworben waren, und weder den einen noch den andern zu trauen ſey. Drückend laſtete die Conſcription auf allen Ständen; nahm faſt keine Rückſicht auf die beſondre Lage des Einzelnen, ohne Nothwendigkeit; erhob ſich jeden Augenblick über die Geſetze, unter welchen ſie beſtehen ſollte. Ein Polizeiweſen wurde eingeführt, deſſen einziger Zweck, man wird es kaum glauben, zu ſeyn ſchien, das Volk zu beſchweren; die Polizei hatte zwar nicht Feinheit genug, aber doch den redlichſten Willen, ſogar den Gedanken nachzuſpähen; ein allgemeines Angebereiſyſtem hätte man mit Freuden angeordnet, wenn nicht der Sinn des Volks noch zu rechtlich geweſen wäre. Dies war allgemeines Leiden. Allein wenn der Zorn des Königs erſt einen Einzelnen beſonders traf, der durch irgend etwas, ſelbſt etwas Unſchuldiges, ihm widrig aufgefallen war, oder der ſich den Haß eines ſeiner Lieblinge zugezogen hatte — ein ſolcher durfte darauf rechnen, daß über kurz oder lang irgend ein ſchweres Ungewitter über ihn ausbrechen werde. Das Glück mancher Familie in Würtemberg iſt dadurch getrübt, ich will nicht ſagen, vernichtet worden! Dieſe ſeine derbe, heftig leidenſchaftliche Art, die Menſchen zu behandeln, veranlaßte zu ähnlichem Ton diejenigen, die ihn zunächſt umgaben; viele überhaupt, welche, was und worin es auch war, zu befehlen hatten.

Hier wird es zur Pflicht für den Geſchichtſchreiber Friedrichs, zu erklären, daß ſo manches Unheil dieſer Art nicht unmittelbar von ihm ausging, ſondern von denen, die ihn zunächſt umgaben. Eine verkehrte Leidenſchaft zog ihn zu ſchönen Jünglingen hin; an ſie hängte er ſich mit eigner Zärtlichkeit; oft ſtand er ihnen faſt willenlos zu Gebot, und dann konnten ſie ihn handhaben, und mit ihm ſchalten und walten und ſpielen, wie ihnen gut däuchte, und wie ſie unter einander verabredeten. Er

beförderte ſie zu immer höhern, allmählig zu den höchſten Militärſtellen, machte ſie zu Freiherren und Grafen, umhängte ſie mit würtembergiſchen und andern Orden. Und doch erfreute ſich auch nicht einer von dieſen Menſchen einer beſſern Bildung; ſie blieben ohne Kenntniſſe, ſogar ohne äußere Feinheit, und brachten ihn ſelbſt dadurch öfters in Verlegenheit; trotz aller angenehmen Dienſte, welche ſie ihm geleiſtet haben mögen, iſt nicht wohl begreiflich, wie ſich der geiſtreiche Mann ſo ganz an ſie hingeben konnte. Sie ſtanden in Berührungen außerhalb des Hofs im ganzen Reich, und benutzten, wie oft! ihren Einfluß zu Privatrache; wie oft veranlaßten ſie Unheil aus bloßem Muthwillen, wie oft aus Leichtſinn und Dummheit, ohne böſe Abſicht! Der gewaltigſte unter ihnen, und das Oberhaupt der ganzen Sippſchaft, war der bekannte Graf von Dillen, Dillenius vor ſeiner Erhöhung in Adelſtand, der ſich vom Bereiterjungen endlich zum Grafen, zum General-Lieutenant, zum Oberhofintendanten, zum wichtigſten Mann, ſo wie zu einem der reichſten in ganz Würtemberg emporſchwang. Seine Leidenſchaftlichkeit war es hauptſächlich, woran er den König gängelte, und auf die er in ihm wirkte, durch die er den König ſo zu ſeinem Sklaven machte, daß er ſelbſt den Liebling endlich fürchtete, und ſich nichts mehr gegen deſſen entſchiednen Willen erlaubte. Man erzählt Geſchichten, einzig in ihrer Art, wie er den König bearbeitete, und vom Rechten, das er ſich ſelbſt überlaſſend erkannt und beſchloſſen hatte, ihn, wie er wollte, zum Verkehrteſten und Verderblichſten hinzuleiten verſtand. In dieſer Geſellſchaft, man reizte ſie fort und fort, ſtieg die Leidenſchaftlichkeit und der Ungeſtüm Friedrichs von Jahr zu Jahr höher, und immer mehr verlor ſich die Scham vor unſchicklichen Handlungen; Spuren ſeines urſprünglich guten und fürs Gute lebendig fühlenden Herzens würden immer weniger ſichtbar. —

Eine ungeheure Prachtliebe Friedrichs, die theils aus einer natürlichen Eitelkeit, theils aus der Anſicht hervorging, daß auch der gröſtmögliche äußere Glanz als weſentlicher Beſtandtheil zum Königthum gehöre, machte die Lage ſeiner Unterthanen noch unglücklicher. Schon als Herzog bildete er einen glänzendern Hof um ſich, als

keiner ſeiner nächſten Vorgänger; die Pracht ſtieg mit der Churfürſtenwürde; und als er vollends König geworden war, glaubte er es allen Kaiſern und Königen in der Welt, wenn nicht zuvor, doch gleich thun zu müſſen. Wer hätte ihm nicht gern die Freude gegönnt, daß er ſich nun mit einer Schaar von Grafen und Baronen und Herren, die ſein Werk waren, umgeben konnte? Man hätte höchſtens dazu gelächelt, daß er eine ſo außerordentlich ſtarke Anzahl würdiger Männer fand, die er mit ſeinen Civil- und Militärverdienſt- und großen Orden ſchmücken konnte; auch hätte Niemand ſcheel geſehen zu den Transporten mecklenburgiſchen armen Adels, die von Zeit zu Zeit ankamen, zur Zierde ſeines Hofs, da er einmal glaubte, daß es ſeinem Staat an Adel fehle — aber daß ſein Hof jährlich Millionen verſchlang, daß er viele Hunderttauſende an ſeine Lieblinge hinwarf, daß er ſich mit einer zahlreichen, höchſt koſtſpieligen Leibwache umgab, daß er den Militärſtand unnöthiger Weiſe auf's höchſte trieb, daß er in jeder Hinſicht verſchwendete, nur nicht für das Gute, zu einer Zeit, die ſchon durch ſich ſelbſt dem Staat die größte Anſtrengung nöthig machte — das war hart für Würtemberg. Man ſtellte es im würtembergiſchen Staatshaushalt als allgemeinen Grundſatz auf, daß die Ausgabe ſich nicht nach der Einnahme, ſondern dieſe ſich nach jener richten müſſe; directe und indirecte Abgaben ſtiegen auf's Höchſte und zerſtörten vollends den Wohlſtand der Familien, der durch die Zeit ſelbſt ſchon genug gelitten hatte. Stempel, Zoll, Acciſe, Regien, lähmten Handel, Gewerbe, Verkehr. Weil auch hier Alles in der Eile und gleichſam im Flug, oft von Männern, die nicht unterrichtet genug waren, angeordnet wurde, ſo bekamen die Einrichtungen manches Ungeſchickte und Unbequeme, und wurden eben dadurch noch läſtiger, als ſie es an und für ſich ſelbſt geweſen wären. Trotz aller dieſer Abgaben vermehrte ſich jedes Jahr die Maſſe der Staatsſchulden.

Das Drückendſte unter Allem, vorzüglich für die niedern Claſſen des Volks, war das Jagdweſen. Friedrich liebte die Jagd, wie ſo manche Andre, und darum wird ihn kein Menſch tadeln. Er konnte ſeines Körpers wegen dem Waidwerk nicht auf die Art obliegen, wie An-

dere; mußte ſich alſo das Wild auf enge Räume zuſammentreiben laſſen, um ſeine Luſt zu befriedigen; und auch dies iſt in der Ordnung. Allein die Beſtellung dieſer Jagden war in den Händen ſeines Herrn von Dillen; dieſer kannte den großen Geſchmack ſeines Herrn, und hatte hierin ſich ſelbſt zum ähnlichen erhöben, und ſo wurden dieſe Jagden ſo großartig, wie ſie ſicher um dieſe Zeit in ganz Europa nirgends geweſen ſind. Auf die Jagdzeit im Herbſt und Winter wurde Wild aus dem ganzen Königreich auf einzelne Puncte zuſammengetrieben; aus einer Entfernung von 15—20 Stunden das Volk, das ſich ſelbſt verköſtigen mußte, zum Zuſammentreiben aufgeboten; oft hatten ſie zwei und drei Tagreiſen zu machen, ehe ſie an Ort und Stelle ankamen. Solche Jagden waren durch Zurüſtungen aller Art, durch Pracht und Glanz einzig, zum Theil wahre Dianenfeſte, wie die bekannte bei Bebenhauſen. Zuweilen war die Jagd auf irgend einen beſtimmten Tag feſtgeſetzt, und alle Welt war in Bereitſchaft und erwartete die Jäger; plötzlich erhält man Nachricht, ſie ſey auf den kommenden Tag verſchoben; man rüſtet ſich und wartet wieder; aber auch dies Mal vergeblich, und endlich kommt die Nachricht eines neuen Aufſchubs; ſo konnte es Wochen lang fortdauern, und viele Tauſende hatten unterdeſſen ihre Zeit verloren, ihr Geld verzehrt. Die armen Menſchen, welche Wild zu treiben hatten, wurden nur in ſo fern beſſer als das Wild behandelt, daß man nicht abſichtlich auf ſie ſchoß; und doch, erhielt nicht hie und da einer die Kugel, ſtatt der Sau, der ſie galt? Wie Mancher wurde durch Wild und Hunde unglücklich? Manchen brachte die Kälte um ſeine geſunden Gliedmaaßen. Und bei allem dieſem doch keine Ruhe vor dem Wild! Es wurde gehegt und gepflegt und verbreitet, als wäre es das Edelſte im Königreich; trotz alles Jagens nahm es von Jahr zu Jahr mehr überhand, zerwühlte und zerſtörte dem Landmann ſeine Felder; in der Reſidenz und Hauptſtadt des Reichs ſelbſt war man endlich vor wilden Schweinen kaum mehr ſicher. Der König wußte nicht, daß es ſo ſchrecklich zuging; allein die, welche ihm die Augen hätten öffnen ſollen, öffneten ſie ihm nicht, aus Furcht vor jenen, welche ſie nicht geöffnet wiſſen wollten. Rechnet man den Zeitverluſt und außerordentlichen Aufwand der Jagdfröhner, das Holz, das verſchwenderiſch in kal-

ten Nächten verbrannt wurde (auf eine Jagd wurden fünftauſend Klaſtern angenommen!), die Zerſtörungen in Wäldern und Feldern während des Treibens und Jagens; rechnet man, was auf Hunde und Jäger ging, und was das Wild in den Feldern und Gütern der Würtemberger zerſtörte: ſo ergibt ſich, daß die Jagdfreuden Friedrichs ſeinen armen Unterthanen viele, viele Millionen gekoſtet haben.

Aus dieſer Eitelkeit und Glanzſucht Friedrichs iſt auch das Meiſte zu erklären, was er für Künſte und Wiſſenſchaften gethan hat, worüber er von Manchen ſo hoch gerühmt wird. Gewiß hatte er Sinn und Geſchmack für die Kunſt; gewiß war auch die Wiſſenſchaft in ſeinen Augen nicht ohne Werth, obſchon er die, welche ſtudirt hatten, mit den Ehrennamen der Schreiber, Schulmeiſter und Barbierer zu bezeichnen pflegte; — aber was hat er denn während ſeiner Regierung Würdiges und Großes für Kunſt und Wiſſenſchaft gethan? Dieſen oder jenen Künſtler hat er, weil er ihm vielleicht gerade wegen einer Sonderbarkeit gefiel, begünſtigt, und die beſſern zurückgeſetzt und oft gedrückt; er hat kein Gebäude, ſo viel auch unter ihm gebaut wurde, von Geſchmack und Dauer aufgeführt; ſeine Gartenanlagen, vorzüglich in Ludwigsburg und Stuttgart, verdienen Lob und Dank; allein warum hat er ſie gemacht? wie hat er ſie ausgeführt? Auf ſein Theater verwandte er außerordentliche Summen; aber es iſt nie geworden, was es bei wenigerm Aufwand hätte werden können, weil er, was er mit der einen Hand hier aufgebaut hatte, mit der andern ſelbſt wieder zerſtörte. Zu ſeinen Bildungsinſtituten für Theater und Muſik ließ er Waiſenknaben und Waiſenmädchen wählen, die zum Theil auf Koſten des Landes und zum Nachtheil andrer Bedürftiger im Waiſenhaus forterzogen wurden. So beförderte er die ſchönen Künſte. Er hat ferner in Tübingen ein Paar neue Lehrer angeſtellt, und die Entſtehung des wirklich ausgezeichneten Klinicums, aber nicht mit eignem Aufwand, befördert, während er der Univerſität Rechte und Selbſtſtändigkeit entzog; er wurde der Stifter der ſogenannten, aber nur ſogenannten, katholiſchen Univerſität in Ellwangen, hat aber zugleich das Studiren hier und in Tübingen beinahe unmöglich ge-

macht; ein Militärinſtitut für Bildung künſtiger Officiere wurde von ihm fundirt; aber ſein Nachfolger glaubte nichts Beſſeres damit thun zu können, als es ſogleich nach ſeinem Tod aufzuheben; er hat ſeinen Profeſſoren in Tübingen und auch auswärtigen Gelehrten ſeinen Civilverdienſtorden verliehen; andere, die ihm ihre Werke zuſchickten, hin und wieder mit Doſen und Uhren belohnt; hat einen berühmten Namen in Adelſtand erhoben und an ſeinen Hof gerufen; hat endlich aus dem Bücherfund in den aufgehobenen Klöſtern ſich eine anſehnliche Privatbibliothek errichtet, ſtatt das hier gefundene mit der ſchon vorhandenen zu vereinigen — dies iſt Alles, was er für die Wiſſenſchaft gethan hat. Er that, was Gutes dabei iſt, faſt einzig, um zu glänzen, und es gehört in eine Claſſe mit ſeinem Hofſtaat, ſeinen Garden, ſeinen glänzenden Jagden. Hat er doch auch Würtemberg ſtatt Wirtemberg ſchreiben laſſen, damit man nicht an Wirth am Berge denken ſollte; das ſogar hat ſeiner Eitelkeit geſchmeichelt, daß er einſt eine Zeit lang glauben durfte, man habe ihn in die Luft ſprengen wollen.

Selbſt ſeine preiswürdigſte Eigenſchaft wurde drückend, ſeine Liebe zur Gerechtigkeit. Obſchon Friedrich, wenn er in heftiger Leidenſchaft war, oder von ſchlechten Menſchen, die auf ihn Einfluß hatten, geſtimmt und geleitet wurde, das ſchreiendſte Unrecht begehen konnte und begangen hat, ſo war, gerecht zu handeln, bei kaltem Blut dennoch ſein ernſtlichſter Wille. Allein dieſe Liebe zur Gerechtigkeit glich allzuſehr der Gerechtigkeitsliebe jener berühmten Herrſcher des Orients; er entſchied nach dem, was er gerade als recht und billig erkannte, aber nicht nach den beſtehenden Geſetzen. In ſeinen Strafurtheilen hauptſächlich wollte er Gerechtigkeit beweiſen; gerade hier aber hatte er allmählig eine ſo harte Strenge ſich angewöhnt, daß er in der Regel jedes zur Genehmigung ihm vorgelegte Urtheil noch ſchärfte. Wenn er nun auch ſeinem Staat die ihm angeſonnene Einführung des franzöſiſchen Geſetzbuchs erſparte, was auch andern Fürſten des Rheinbunds gelungen iſt, oder wenn er durch ſeine Energie weitre Eingriffe jener Regierung, die zu befürchten waren, unmöglich machte, wird man es dem Würtemberger verdenken, daß er dieſer Verdienſte wegen die

Augen zum Ungeheuern, das ſonſt geſchah, nicht zudrückte? Sein Volk konnt' ihn nicht lieben! —

Anders wurden die innern und äußern Verhältniſſe Würtembergs, wie in ſo vielen andern Staaten von Europa, durch jenen Krieg des franzöſiſchen Kaiſers gegen Rußland, und die freilich von keinem Sterblichen geahnten Folgen dieſes Kriegs. Die Würtemberger hatten ſich auch dies Mal, wie die Contingente aller Fürſten des Rheinbundes, mit den Schaaren Napoleons vereinigt, gegen 15,000 Mann ſtark; denn der König hatte wegen des letzten Ländererwerbs aus freiem Willen eine erhöhte Anzahl geſtellt, und ſie traten im Jahr 1812 den verhängnißvollen Marſch nach Rußland an. Sie bewieſen ausgezeichnete Tapferkeit in der Schlacht an der Moskwa; allein es traf ſie das Schickſal aller andern; den größten Theil raffte der ſchauervolle Rückzug hin; nur Einzelne erblickten das Vaterland wieder! Friedrich war erſchüttert über die Nachrichten, die er erhielt, und kaum konnt' er ſich halten, daß er ſeinen Unwillen über den Kaiſer nicht laut ausbrechen ließ. Mit den ungeheuerſten Anſtrengungen und Aufopferungen ſeiner Unterthanen rüſtete er auf's Neue; noch zweifelte er nicht an dem Glück und der Unüberwindlichkeit des Kaiſers, obgleich das begeiſterte Volk Preußens bereits auf der Seite der Ruſſen focht, und ſchon im Mai des folgenden Jahrs marſchirte die Hälfte ſeines Contingents über die eben mit Blut getränkte Wahlſtätte von Lützen. Noch mancher brave Würtemberger wurde ein Opfer der Sache Napoleons in den Schlachten bei Bautzen und Jüterbock. Darauf ſchloß ſich Oeſterreich an deſſen Gegner an; Baiern warf endlich die Maske ab; aber immer noch fochten die Würtemberger mit den Franzoſen; ja der König beſtrafte die beiden Cavallerieregimenter auf's empfindlichſte, welche, weil ſie anders nicht zu retten waren, ihr General in den Tagen bei Leipzig zu den Verbündeten übergeführt hatte. Er ließ ſich durch eine falſche Darſtellung der Sache dazu verleiten, durch ein ſonderbares Ehrgefühl, und ſagen wir's offen, durch ſeinen Unwillen über dieſe Wendung der Dinge.

Jetzt erſt fing der König an, ſich den Verbündeten zu nähern. Aber der Miniſter, den er an ſie abordnete,

ſollte ihm ſogar noch irgend ein Stück Land als Belohnung für ſeinen Uebertritt zu ihnen auswirken, und fiel in Ungnade, daß er ihm durch den Vertrag zu Fulda vom 6. November 1813 bloß Garantie ſeiner ſämmtlichen Staaten und erneuerte Anerkennung ſeiner Unabhängigkeit, und nicht noch Weiteres, verſchafft hatte. Bald darauf begab er ſich ſelbſt ins Hauptquartier der verbündeten Fürſten nach Frankfurt, um ſeinen Frieden vollends perſönlich mit ihnen zu ſchließen. Und nun rückten die Krieger Würtembergs, von ihrem Kronprinzen geführt, zahlreicher gegen die Franzoſen, als je mit ihnen, ins Feld, und die Welt weiß, wie kräftig der Prinz und ſie das Ihrige thaten zu Erkämpfung der allgemeinen Freiheit. Sie fochten rühmlich, wo ſie ſiegten, und rühmlich, wo ſie der Uebermacht weichen mußten; das zeugen die Siege bei Brienne, bei Montereau und viele andre; und als man 1815 zum zweiten Mal nach Frankreich zog, bewies auch jetzt ihr Führer, was er vermöge mit ihnen auszurichten. Dieſe Thaten erfreuten den König nicht minder denn die frühern; ſie ſchmeichelten ſeiner Eitelkeit, und er fürchtete ſich allmählig nicht mehr vor Napoleon.

Mächtig wirkte der ganze Zuſammenhang dieſer Begebenheiten auch auf das Innere Würtembergs zurück, und der König fühlte und erkannte bald, daß es ferner nicht möglich ſeyn würde, ſeine Unterthanen auf die bisherige Weiſe zu handhaben. Deutſchland, vorzüglich das proteſtantiſche, welches das fremde Joch nun endlich abgeſchüttelt hatte, und der von den Fremden ausgegangnen Weiſe, nach welcher man es behandelte, herzlich ſatt geworden war, ſprach laut Foderungen an ſeine Fürſten aus, welche mit der bisherigen Ordnung der Dinge in ſchnurgeradem Widerſpruch ſtanden. Die verbündeten Fürſten ſelbſt, den Feuereifer des deutſchen Volks wohl kennend, wodurch ſie hauptſächlich ſo weit gediehen waren, und ihn klüglich weiter für ſich benutzend, verlangten Maaßregeln von Friedrich, die ſich zu ſeinen Grundſätzen, wie die Nacht zum Tag, verhielten. Er, welcher ſein Volk aus Mißtrauen entwaffnet hatte, ſollte nun Landwehr und Landſturm anordnen, und denen, die ihm gerade jetzt verdächtiger als je waren, die Waffen wieder in die Hände geben? Glücklich wußt' er Beides zu eludiren.

Jedoch das Volk ſchien ihm damals noch unbedeutend; gefährlichere Anſprüche erwartete er vom Adel; furchtbarer waren ihm ſeine einſt reichsunmittelbaren Vaſallen, welche zeither ſo tief von ihm erniedrigt, jetzt ihre alten Rechte zurückfordern, und zum Theil die bedeutendſten Rollen auf dem Congreß der Herrſcher Europa's ſpielen würden, welcher nach Wien ſo eben angekündigt war. Um dieſe Zeit äußerte er die Furcht, daß es um den Glanz ſeiner Krone geſchehen ſeyn möchte, und da auch er nach Wien eingeladen war, ſo entſchloß er ſich zur Reiſe dahin, ſo beſchwerlich ſie ihm in mancher Hinſicht war, um das drohende Ungewitter, wo möglich, zu beſchwören.

Erſt in Wien erfuhr er vollſtändiger, um was es eigentlich zu thun ſey. Da war die Rede von einem deutſchen Bund, deſſen Mitglieder nothwendig in gewiſſen Hinſichten ſich beſchränken müßten, ja ſelbſt von Wiederherſtellung des alten Kaiſerthums; von anſtändigerer und würdigerer Lage, in welche der Adel zu verſetzen ſey; von Rechten der Völker überhaupt, und von Einführung ſtändiſcher Verfaſſungen in den deutſchen Staaten. Er aber rechnete bisher gerade das, daß Würtemberg unter ihm von Reich und Kaiſer frei geworden, daß er ſeinen Adel in ſo ſtrenge Zucht genommen, daß er die alte Verfaſſung des Herzogthums hatte vernichten können, mit unter die glorreichſten Ereigniſſe ſeiner Regierung. Natürlich widerſetzte er ſich daher jenen drei Puncten, ſo weit ſie ſeine fürſtliche Unabhängigkeit gefährdeten, mit aller ihm möglichen Anſtrengung, und ſeine Stimme war nicht ohne Gewicht, da er unter den fünf Hauptmächten Deutſchlands ſaß, welche die Angelegenheiten des gemeinſamen Vaterlands zu beſorgen hatten, und eine andere derſelben in der Hauptſache durchaus ſeiner Meinung war. Zwar mußt' er endlich nachgeben: aber man weiß, wie lange er es anſtehen ließ, bis er die deutſche Bundesacte unterſchrieb und dem Verein der deutſchen Staaten völlig beitrat, durch die Urkunde vom 1. Sept. 1815.

Was die ſtändiſche Verfaſſung betrifft, ſo verordnete zwar die Bundesacte die allgemeine Einführung derſelben in allen deutſchen Staaten, überließ es aber dem eignen

Er-

Ermeſſen der einzelnen Fürſten, zu thun und zu geben, was ſie ſelbſt für gut oder nöthig halten würden. Auf dieſe Klauſel baute Friedrich ſeinen Plan, und wer hätte nicht erwartet, daß ſein Volk, ſeit vielen Jahren gewöhnt, ſeinem Willen blind zu gehorchen, auch jetzt ohne Widerrede demſelben ſich fügen würde? Kaum war er zu Anfang des Jahres 1815 von Wien nach Stuttgart zurückgekommen, ſo erklärte er ſofort öffentlich ſeinen Unterthanen, daß er ſtatt der frühern, welche im Drang der Zeiten hätte zu Grunde gehn müſſen, eine neue und paſſendere Verfaſſung ihnen ertheilen würde. Sogleich ward auch die Wahl der Vertreter des Volks auf eine Weiſe angeordnet, die zweckmäßiger war, denn zur Zeit des Herzogthums; und neben ihnen erhielten Sitz und Stimme in der künftigen Reichsverſammlung die einſt unmittelbaren fürſtlichen und gräflichen Familien, ſo wie einzelne vom übrigen Adel des Reichs für ſich und ihre Nachkommen, unter beſtimmten Bedingungen. Der Kanzler der Univerſität Tübingen, der älteſte lutheriſche Prälat, ſo wie der katholiſche Biſchof und ein zweiter katholiſcher Geiſtlicher ſchloſſen ſich an dieſe an. Schon am 15. Febr. ſollte die Verſammlung eröffnet, und die Verfaſſung, zu deren Vorbereitung eine eigne Commiſſion aus Staatsdienern verſchiedner Art ernannt war, ihr als königlicher Wille mitgetheilt werden. Die Redaction der Verfaſſung geſchah natürlich unter dem beſondern Einfluß des Königs, und das Ganze fiel ſo aus, daß man zum Schluß ſich berechtigt glaubte, es ſey dem König damit nur darum zu thun, daß er unter andrer Form auf die bisherige Weiſe fortherrſchen könne. Die Mitglieder der Ständeverſammlung, ſchon vorher von einigen Verfechtern der herzogthümlichen Verfaſſung gehörig bearbeitet und großen Theils durch ihren Einfluß gewählt, oder, wie die ehemaligen Unmittelbaren, zum voraus unzufrieden, kannten ſchon bei ihrer Ankunft auf dem Landtag genau den Inhalt der neuen Verfaſſung, und vereinigten ſich vorher, in Stuttgart ſelbſt ſie zu verwerfen, ohne daß der König, ſo gut war er bedient! — auch nur das Mindeſte davon erfahren hätte. Seiner Sache ſicher, eröffnete er am beſtimmten Tag feierlich ſelbſt die Verſammlung mit einer Anrede, ließ die Verfaſſung vorleſen und übergab ſie dann den Ständen; allein kaum hatte er ſich entfernt, ſo trat man der Verabredung gemäß mit Reden

gegen ſie auf, und ſie ward einſtimmig von allen Anweſenden, ohne weitre Unterſuchung, was doch die Achtung gegen den König erfordert hätte, durch eine Art von Acclamation verworfen. Selbſt die, welche nicht in der Verabredung waren, ſogar ſolche, welche entſchieden für den König wollten, wurden, ſie wußten nicht wie, vom Strom dahin geriſſen. Wie ſtaunte Friedrich, als er noch am Abend des nämlichen Tags, den er als höchſt glorreich für ſich gedacht hatte, dieſe Botſchaft ſeiner Stände las!

Vom Monat Mai bis in den Auguſt dauerte die erſte Verſammlung der Stände Würtembergs. Sie beſtanden auf Wiederherſtellung der frühern Verfaſſung für das ehemalige Herzogthum, und daß dieſelbe auch auf die neuerworbenen Länder ausgedehnt werden müſſe; die alten Landescaſſen, jene für die Steuer und die geheime Truhe, wurden zurückverlangt; Ausſchüſſe nach alter Art ſollten ſich bilden; der vollſtändige Inbegriff der Rechte des alten Lands für das ganze Reich in Uebung kommen. Zugleich wurde ihm die Lage des Landes in all ihrer Erbärmlichkeit geſchildert, ein ſchreckendes Gemälde ſeiner Leiden und Laſten ihm vorgelegt, dringendſt um Abhülfe gebeten, und ihm manche heilſame Wahrheit, die er allmählig ganz vergeſſen haben mochte, vielleicht nur etwas zu derb, unter die Augen geſagt. Sie ſprachen und ſchrieben ſo im Namen ihrer Committenten, des würtembergiſchen Volks, von welchem ſie ſich auch mit jener Zurückforderung der alten Verfaſſung hatten beauftragen laſſen. Dem König war dies alles ein wahrer Greuel und ſeiner innerſten, zum abſoluteſten Deſpotismus geneigten Natur zuwider; nur dieſes wußte er beſtimmt: aber was er thun und zu welchen Mitteln er greifen ſolle, um ſo weniger, da der Plan, eine königliche Partei in der Verſammlung zu bilden, ſo gut wie ganz mißlungen war. Nachgeben wollte und konnte er ſeiner Anſicht nach nicht, wiewohl er inzwiſchen manches Drückende abſtellte, das für ihn Aufopferung genug war; und eben ſo wenig wollt' er einen gewaltſamen Schritt thun, weil er ſich das Volk als Rückhalt der Stände dachte, wie wenn es auf jeden Wink derſelben zum Aufſtand bereit wäre. Ohne daß ſich ein Reſultat ergeben hatte, erfolgte endlich ihre Auflöſung am 8. Auguſt.

Zum zweiten Mal wurden ſie einberufen im October des nämlichen Jahrs. Dieß Mal ſchien der König geneigter zum Nachgeben, und da die Stände wiederum mit Zurückforderung der alten Verfaſſung auftraten, ſetzte er ihnen, angeblich durch eine fremde Einwirkung dazu bewogen, als eine Art von Ultimatum jene vierzehn Sätze entgegen, auf welche hin, als Grundlage, er mit ihnen auf Entwerfung einer neuen Verfaſſung für altes und neues Land unterhandeln wolle. Jene vierzehn Sätze ſind allgemein bekannt, ſie machten günſtigen Eindruck in Würtemberg ſelbſt und erregten freudiges Aufſehn in ganz Deutſchland. Die Stände mußten darauf eingehen, wenn ſie ihre Popularität nicht verlieren wollten, Commiſſarien von ihrer und von königlicher Seite traten nun zuſammen, und es ward allmählig eine vollſtändige Verfaſſung für das Königreich von ihnen entworfen. Ehe der König aber ihren Entwurf ganz geprüft hatte, raffte ihn der Tod weg. Es läßt ſich nicht mit Sicherheit ſagen, wie weit er ihn gebilligt oder verworfen haben würde; aber das iſt ſicher, daß dieſe neueſte Zeit nicht mehr ſeine Zeit war; wie hätte er bei den Anſichten, die ſich ſo früh in ihm feſtgeſetzt hatten, und durch Zeit und Uebung beinahe zu fixen Ideen geworden waren, die Ideen und Forderungen unſrer Tage gehörig würdigen und in ihrer Nothwendigkeit begreifen mögen? Dieſer Mann konnte ſich nicht mehr umdenken, und wie einſt Herzog Ulrich, als er den Tübinger Vertrag unterſchrieb, mußte auch er, was er immer gab und bot, als Opfer betrachten, das er gezwungen darbrachte oder aus Großmuth. Neben dieſen Geſchichten war er auch noch in beſonderem Kampf begriffen mit ſeinen einſt reichsunmittelbaren Vaſallen, welche ihm ein günſtigeres Verhältniß abnöthigen zu wollen ſchienen, als er ſelbſt ihnen einzuräumen geſonnen war.

Helle Puncte in dieſer letzten trüben Zeit waren für ihn noch die Beſuche der beiden Kaiſer von Oeſterreich und von Rußland, wodurch er noch mehr würde befriedigt worden ſeyn, wenn die Einfachheit dieſer Fürſten ſeiner Prachtliebe weitern Spielraum geſtattet hätte; das freudigſte Ereigniß aber, die glückliche Vermählung ſeines Sohns, des Kronprinzen, mit der Großfürſtin Catharina von Rußland, wodurch ſeinen Wünſchen und Anſichten ſo ganz

in jeder Hinſicht entſprochen ward. Möchte er auch noch die Freude erlebt haben, einen Enkel aus dieſer Verbindung in ſeine Arme zu drücken, der er mit großväterlicher Sehnſucht entgegenſah, und der er ſo nahe war!

Schon ſeit mehrern Jahren litt Friedrich an bedeutenden Krankheitsanfällen, welche von Zeit zu Zeit wiederkehrten, und ſein Körper war ſo beſchaffen, daß er ihm die Hoffnung des Alters nicht gewährte, das er erreicht hat; allein durch ſeine außerordentliche phyſiſche Kraft riß er ſich immer wieder heraus. Von einer Unpäßlichkeit der Art kaum geneſen, fuhr er den 23. Oct. 1816 Vormittags nach Kannſtadt, um einen dort ausgegrabnen Haufen foſſiler Mammuthszähne, vorzüglich merkwürdig durch ihre ſonderbare Verwicklung in einander, zu betrachten. Er blieb in der feuchten Luſt etwas zu lange; ein leichter Schnupfen ſtellte ſich am Abend ein, von dem es am folgenden Tag zum völligen Katarrh kam, wozu ſich bald heftiger und anhaltender Bruſtkrampf bei fieberhaftem Puls geſellte. Am 27. fühlte er ſich merklich erleichtert; aber ſchon am 28. war unverkennbar, daß eine Lähmung der Lunge ſich ergeben hatte, und von nun an war ſeine Krankheit ein faſt ſchmerzloſer Schlummer bei fortdauerndem Phantaſiren. Zwar hatte er von Zeit zu Zeit Zwiſchenräume des vollſten Bewußtſeyns; allein wie vorher, ſo ahnete er auch während derſelben nichts von ſeinem Zuſtand. So ſtarb er, ohne an den Tod zu denken, Mittwochs, den 30. Oct., Morgens um halb 2 Uhr, 7 Tage vor ſeinem 62ſten Geburtstag. Beinah Niemand in Würtemberg wußte von ſeiner Krankheit, und wer davon wußte, dachte an jene frühern Zufälle, wovon man ihn wieder geneſen zu ſehn gewohnt war; um ſo unerwarteter kam aller Orten die Nachricht von ſeinem Tod.

Wir enthalten uns weiterer Beurtheilung ſeines Charakters und ſeines Lebens, und wiederholen, wovon wir überzeugt ſind, daß die Natur ihm Kraft und Anlagen, wie ſie zum trefflichen Regenten erforderlich ſind, in reichem Maaß gegeben hatte.

Leopold Friedrich Franz,

Herzog zu Anhalt-Deſſau.

An ihren Werken ſollt ihr ſie erkennen!

Vorrede.

Der Entwurf zur Lebensbeſchreibung eines Fürſten, der in ſo vieler Rückſicht ausgezeichnet und unter ſeinen Zeitgenoſſen einzig daſteht, muß ganz dem Weſen ſeines Wirkens angepaßt werden. Man ſucht keinen Beitrag zur Aufklärung von Begebenheiten, die Europa erſchütterten. Es handelt ſich hier nicht um Krieg und Gewalt und um das Treiben hinterliſtiger Politik. Von den Segnungen ſoll erzählt werden, die der Friede, mit einem Fürſten vereint, über ein Land ausgoß, in dem Maaße, daß ſelbſt der Krieg nicht Alles wieder zerſtören konnte. Die Darſtellung des Herzogs von Anhalt-Deſſau, eines kleinen und auf das politiſche Treiben der Staaten Deutſchlands an ſich völlig einflußloſen Ländchens, konnte beinah nur die Geſchichte eines großen Hausweſens ſeyn. Sie mußte ſich über vieles Einzelne, wie die Thätigkeit des Fürſten ſelbſt, verbreiten, dieſer nachgehn, um zu ſehen, was, wie und warum das geſchehen iſt, was wir erblicken. In dieſem Geiſt hat der Verfaſſer verſucht, den Fürſten in deſſen Handlungsweiſe

zu ſchildern, ohne daß er ſich bewußt iſt, der Zuneigung oder dem Widerwillen ungerechten Einfluß gelaſſen zu haben. Er hat deshalb Manches ſagen müſſen, was zu verſchweigen die Wahrheit nicht erlaubte, dagegen Manches nur angedeutet, was gerechte Scheu ihm auszuführen verbot. Was Lenz in den Nachträgen zum Beckmann, v. Rode in ſeiner Beſchreibung der Sehenswürdigkeiten von Deſſau und Wörlitz, und dem Leben Erdmannsdorfs, Matthiſſon in ſeinen Erinnerungen, Winkelmann in ſeinen Briefen über Deſſau oder den Fürſten gegeben haben, iſt treulich und dankbar benutzt worden; außer dieſen noch viel zerſtreute Nachrichten, theils aus Druckſchriften, theils aus den Verordnungen des Herzogs, theils aus eigner Erfahrung und gütiger Mittheilung. Er würde mehr gegeben haben, wenn nicht engherzige Beſchränktheit Andrer ihm die Mittel verweigert hätte.

Im März 1817.

Der Verfaſſer.

Leopold Friedrich Franz,

Herzog zu Anhalt-Deſſau.

Leopold Friedrich Franz, älteſter Sohn des damaligen Erbprinzen, nachher regierenden Fürſten Leopold Maximilian von Anhalt-Deſſau, und der Giſela Agnes, gebornen Prinzeſſin von Anhalt-Köthen, würde den 10. Auguſt 1740 zu Deſſau geboren. Den erſten Unterricht in den Wiſſenſchaften erhielt er von einem, vormals in preußiſchen Dienſten geweſenen, v. l'Eſtocq. Nach herkömmlicher Gewohnheit des Hauſes, vorzüglich ſeit dem berühmten Leopold, ward auch er von ſeinem Vater, der ſelbſt preußiſcher Feldmarſchall war, zum Kriegsdienſt für Preußen beſtimmt, und ſchon in ſeinem 11. Jahr dem König Friedrich II., bei einer Heerſchau, unfern Magdeburgs, vorgeſtellt. Noch in demſelben Jahr, nachdem er (30. Aug. 1751) ſeine Mutter verloren hatte, ſtarb (16. Dec. 1751) ſein Vater, und vermöge des von dieſem hinterlaſſenen letzten Willens, übernahm deſſen Bruder, Prinz Dietrich, die Vormundſchaft über den minderjährigen Fürſten und deſſen Geſchwiſter, trat die vormundſchaftliche Landesregierung an, und nahm die

Huldigung ein. Prinz Dietrich ließ ſich die Erziehung des jungen Fürſten und deſſen Unterricht in den Wiſſenſchaften ſehr angelegen ſeyn, und es gelang ihm dieſes um ſo mehr, da der Fürſt ſelbſt an den ſchönen Wiſſenſchaften viel Geſchmack fand. Indeſſen erhielten ſich von den Lieblingsneigungen des Oheims die zum Reiten und Jagen auch bei dem künftigen Jüngling, bis zu des Greiſes ſpäteſtem Alter. Da der Fürſt durch den Tod ſeines Vaters Inhaber des erledigten Regiments wurde, ſo erhielt er auch früh Anleitung zu militäriſchen Uebungen, und ſtellte ſich dem König bei der jedesmaligen Frühlingsheerſchau, mehrere Jahre hindurch (1752—55), vor. Am 20. Jan. 1753 hatte der Vormund den Herrn von Guerike zum Oberhofmeiſter des Fürſten ernannt, der nachher auch (8. Jul. 55) ſelbſt zum Regiment nach Halle ging, in demſelben als Hauptmann bei der Leibcompagnie den Dienſt verrichtete, und, um dieſen beſſer zu erlernen, ſich nachher noch öfter von Zeit zu Zeit bei dem Regiment aufhielt. Als ſich aber 1756 das preußiſche Heer in Bewegung ſetzte, ſo wollte der König dem Fürſten wegen ſeiner Jugend (er war eben erſt 16 Jahr alt) nicht erlauben, mit dem Regiment zu marſchiren und wirkliche Dienſte zu thun. Deſſen ungeachtet bezeigte der Fürſt viel Verlangen dem Feldzug beizuwohnen, und begab ſich deshalb, mit Genehmigung ſeines Vormunds, als Volontair zu ſeinem Oheim, dem Prinzen Moritz, nach Düben, wo dieſer am 1. Sept. mit ſeiner Heeresabtheilung eintraf, blieb bei demſelben, während die ſächſiſchen Truppen bei Pirna eingeſchloſſen wurden, ging aber während der Dauer der Winterquartiere nach Deſſau (17. Dec. 1756, 18. Febr. 1757), doch mit Anbruch des Frühlings wieder zum Heer nach Dresden, zu ſeinem Oheim Moritz. Mit dieſem marſchirte er nach Böhmen, wohnte (6. Mai) der Schlacht und Belagerung von Prag bei, kam auch bald nachher, in der Schlacht bei Collin (18. Mai), nicht von der Seite des tapfern Oheims, der den linken Flügel des preußiſchen Heeres befehligte. Bald darauf befand ſich der Fürſt kränklich, und ging, durch ſeinen Oheim Moritz und den Rath der Aerzte veranlaßt, im Auguſt nach Dresden. Da ſich aber ſeine Krankheit verſchlimmerte, ſo benachrichtigte der königliche Leibarzt, Geheimerath Cothenius, den Regenten, Prinzen Dietrich, davon, welcher,

zu ängſtlich beſorgt wegen des Lebens des jungen Fürſten, den König erſuchte, demſelben die Erlaubniß zur Rückkehr nach Deſſau zu geben. Dieſe erfolgte. Der Fürſt kam in ſein Land zurück, aber die Krankheit nahm zu, und da geraume Zeit zur Herſtellung nöthig ſchien, auch andre (man weiß nicht genau welche) Gründe dazu kamen, ſo vermochte der zärtliche Vormund ſeinen Neffen, um Entlaſſung zu bitten (15. Oct. 1757), welche dieſer auch ſogleich, als Obriſt von der Infanterie, erhielt, nun vorläufig in ſeinem Land blieb, und, nach der ihm vom Kaiſer bewilligten Volljährigkeit, die Regierung (20. Octbr. 1758) ſelbſt antrat. Aber König Friedrich von Preußen, dem Hauſe Anhalt-Deſſau ſchon nicht mehr wie ſein Vater gewogen, nun über den Fürſten unwillig, behandelte deſſen Land völlig feindſelig, ſo daß es noch in demſelben Jahr (1757), in welchem der Fürſt den Abſchied nahm, Lieferungen an Lebensmitteln, über 100,000 Rthlr. an Werth, machen mußte. Dieſer Druck dauerte in den folgenden Jahren fort und ward noch durch die Kriegsſteuer vermehrt, die ſich während des ganzen Kriegs (bis 1763) auf 1 Million Thaler belaufen haben ſoll. Da fühlte der Fürſt die Folgen ſeines unvorſichtigen Schrittes, und tief gerührt über das Unglück, deſſen unſchuldige Urſache er war, übernahm er die Zahlung der Kriegsſteuer ſelbſt, gab, um ſie abtragen zu können, ſein ganzes reiches väterliches Erbe her, verkaufte ſein Silbergeſchirr und viele Koſtbarkeiten, ſchränkte ſeinen Aufwand möglichſt ein, und erließ dennoch während des Kriegs (1761) ſeinen Unterthanen den Frohnpfennig. Aber nicht zufrieden, mit Aufopferung ſeines Vermögens das Verderben von ſeinem Land abgewendet zu haben, wollt' er daſſelbe auch die Wohlthaten einer beſſern Bildung kennen lehren. Er erkannte dabei ſehr wohl die Unzulänglichkeit ſeines bloßen Willens, und beſchloß deshalb, in entfernten Ländern die Ausbildung zu ſuchen, die damals in Deutſchland noch fremd war. Zum Begleiter wählte er ſich vorzüglich einen jungen ſächſiſchen Edelmann, Friedrich Wilhelm von Erdmannsdorf. Dieſer hatte mehrere Jahr in Wittenberg ſtudirt, als er kurz vor dem Regierungsantritt des Fürſten zufällig Deſſau beſuchte. Ein Jüngling voll warmen Gefühls für Liebe und Freundſchaft, wie für alles Schöne, empfänglich für die Genüſſe des Lebens, bald

gewandt in deſſen verſchiednen Verhältniſſen ſich leicht zu bewegen, fand er den jungen Fürſten, der ſich eben jetzt mit voller Seele beſtimmte, der Retter und Beglücker ſeines bedrängten Landes zu werden, der aber auch ſeine Muße gern im heitern Lebensgenuß mit gleichgeſtimmten Freunden ſeines Alters theilte. Sie gewannen ſich lieb, und aus einem kurzen Beſuch ward ein Aufenthalt von vielen Jahren. Aufmerkſam durchreiſten ſie nach (1763) hergeſtelltem Frieden (1764) die Niederlande,* ſetzten von Calais nach England über, und machten von London aus häufige kleine Reiſen in das Innere des Landes. Die vornehmſten Britten ehrten die Abſicht des jungen deutſchen Fürſten, boten ihm, eingenommen von der Empfänglichkeit ſeines Geiſtes und der liebenswürdigen Anſpruchsloſigkeit ſeines Betragens, gaſtfreundlich die Hand, und gaben ihm Gelegenheit, ſeine Wißbegierde zu befriedigen.

Nach Verlauf eines Jahrs kehrten die Reiſenden nach Deſſau zurück. Geläuterte Begriffe von jedem geſellſchaftlichen Verhältniß, erhöhtes Gefühl echter Menſchenwürde, ſo einheimiſch in England, gründliche Kenntniß des vervollkommneten Kunſtfleißes der Handwerker, Manufacturen und Fabriken, des Acker-, Garten-, Deich- und Straßenbaues, vor Allem geprüfte Bekanntſchaft mit der Pockenimpfung, waren die Früchte dieſer Reiſe. Alles wurde auf die Verſchönerung und Wohlfahrt des Landes angewendet. Es mag jetzt der hervorſtechende Drang des Fürſten, das Schöne mit dem Nützlichen zu verbinden, eben ſo viel Theil gehabt haben, als der Geſchmack und Geiſt des Alterthums, der ſo laut aus den Werken britiſcher Baukunſt ſprach, und die Bewunderung der griechiſchen und römiſchen Baukunſt, die eben erſt anfing in den Prachtwerken der Ruinen von Balbeck, Palmyra und Athen bekannt zu werden, daß vorzüglich Erdmannsdorf, ergriffen und aus ſeiner behaglichen Ruhe emporgeriſſen, ſich ein feſtes Ziel ſteckte — das gründliche Studium der ſchönen Baukunſt. Wie vielen Einfluß dieſer Entſchluß des Freundes auf die Bauwerke des Fürſten hatte, zeigen die noch vorhandnen Werke dieſer Kunſt in Deſſau und Wörlitz.

Des Fürſten erſter Verſuch in der Baukunſt war der offne Gartenſitz zu Wörlitz. Ein maſſives Gebäude mit einem Giebel und vier ioniſchen viereckigen Säulen. Man bemerkt an demſelben manche Mängel, in Vergleichung der ſpätern Vervollkommnung unter Winkelmann. — Es wollte ſich der Fürſt nunmehr vermählen. Seine Wahl traf die Prinzeſſin Louiſe Henriette Wilhelmine, Tochter des (12. Dec. 1788 verſtorbenen) Markgrafen Heinrich Friedrich von Brandenburg=Schwedt und der Leopoldine Marie, Tochter Leopolds von Anhalt=Deſſau, des Groß=vaters des Fürſten. Eine Ausſöhnung und Verbindung mit dem preußiſchen Haus mochte nothwendig ſcheinen. Um ſich aber vorher noch ſo viel als möglich auszubilden, unternahm der Fürſt, in Begleitung ſeines jüngern Bruders Hans Görge, des durch ſeine Betrachtungen über die Kriegskunſt berühmten Behrenhorſt und ſeines Freundes von Erdmannsdorf, im Jahr 1765 eine größere Reiſe. Zuerſt gingen die Reiſenden nach Italien. Am 27. Dec. 1765 trafen ſie in Rom ein, und ſchon Tags darauf ſuchte der Fürſt Abends, ohne Bedienten, Winkelmann auf: „Ich bin von Deſſau, mein lieber Winkelmann, ich komme nach Rom um zu lernen, und habe Sie nöthig", ſagte der Fürſt bei ſeinem Eintritt. Bis Mitternacht blieb er, und Winkelmann, der enthuſiaſtiſche Bewunderer alles Großen und Schönen, begeiſtert von Verehrung und Liebe zu einem Fürſten, den er den liebenswürdigſten aller Menſchen nannte, vergoß Freudenthränen, ſich glückwünſchend, daß ſeinem Volk ein ſolcher Fürſt angehöre. Eine genaue Freundſchaft ward unter ihnen errichtet, und da Winkelmann, der damals Aufſeher der Alterthümer in der Vaticana war, aus Achtung vor dem Fürſten und dem zugleich anweſenden Prinzen von Mecklenburg=Strelitz ſeiner Arbeiten daſelbſt entledigt wurde, ſo war er 6 Monate lang, ſo lange dauerte des Fürſten Anweſenheit in Rom, deſſen täglicher Begleiter. Jeden Morgen um 9 Uhr erſchien er beim Fürſten und begleitete ihn bei Betrachtung der Sehenswürdigkeiten Roms, ſo wie auch auf den Wanderungen in die umliegende Gegend, nach Tivoli, Frascati, Paleſtrina und vorzüglich nach Caſtel Gandolfo und Nettuno, den Landhäuſern des Cardinals Aleſſandro Albani, welcher dem Fürſten mit zuvorkommender Artigkeit begegnete und ihm, ſo wie auch

dem Prinzen von Mecklenburg-Strelitz und dem liebenswürdigen und feingebildeten Herzog von la Rochefaucauld, in Caſtel Gandolfo zu wohnen erlaubte, und ſeine herrlichen Antiken und übrigen Kunſtſchätze zur Beſchauung hergab. Winkelmann, der Bibliothekar dieſes gelehrten Alterthumskenners, ſeines vorzüglichſten Beſchützers, lebte in deſſen Hauſe und ſtand mit ihm in den freundſchaftlichſten Verhältniſſen, was nicht wenig zu dem freundlichen Empfang unſers Fürſten beigetragen haben mag. Hier ſtudirte nun der Fürſt ſo thätig und unermüdet, als hätte er die ſtrengſten Aufſeher, vorzüglich die Baukunſt gründlich und mit Erfolg. Winkelmann mußte verſprechen, auf ſeiner Reiſe nach Deutſchland auch Deſſau zu beſuchen, wogegen der Fürſt ſich verband, zugleich deſſen Freund, den Baron Muzel-Stoſch, einzuladen. Es blieb auch Winkelmann bis an ſeinen Tod dem Fürſten mit der innigſten Verehrung zugethan und ſtand mit ihm fortdauernd im Briefwechſel. Noch kurz vor ſeinem traurigen Ende ſchrieb er an den Fürſten von Wien aus und entſchuldigte ſich, daß eine ihm unerklärbare Schwermuth ſeine Rückkehr nach Italien fordre: „Ich küſſe“, fährt er fort, „meines göttlichen Fürſten Hände mit innigſter Wehmuth, und ſchicke meinen Gefährten Cavaceppi, der ſeines geliebten Fürſten Hände zu küſſen wünſcht und zu Ende dieſes Monats (Mai 1768) eintreffen wird.“ Von mehr als 40 Briefen, die der Fürſt von Winkelmann beſitzt, hat er beſcheiden nur dieſen abdrucken laſſen, der gewiß ein bleibendes Denkmal der dauernden Hochachtung Winkelmanns iſt.

Außer Winkelmann ſuchte der Fürſt und vorzüglich Erdmannsdorf den, nachher ſo berühmten Maler und Architecten Cleriſſeau auf, und der Einfluß dieſer beiden Männer auf den Fürſten und ſeinen Freund iſt in Hinſicht der Ausbildung des Geſchmacks, obwohl in allen bildenden Künſten, doch vornehmlich in der Baukunſt, ſehr bedeutend geworden. Von dem, mehr durch Anſchauen römiſcher als griechiſcher Bauwerke gebildeten, Cleriſſeau nahm Erdmannsdorf ausſchließend die korinthiſche Ordnung und einen Schmuck und Reichthum an, der bei aller Zierlichkeit dennoch oft ins Ueberladene fällt. Aber mitten in der ſchönen Natur Italiens, mitten unter den Kunſt-

ſchätzen der alten Welt, unter den jugendlichen Freuden, welche die Fürſtenſöhne dort vereint und auch in Geſellſchaft der ausgezeichnetſten Männer genoſſen, begleiteten dennoch den Fürſten von Deſſau die Dichter und Weiſen des Vaterlands, und Winkelmann lernte in Rom durch ihn die Werke Wielands, Leſſings, Moſes Mendelsſohns, Ramlers, Weiſſe's und Käſtners kennen.

Nach achtmonatlichem Aufenthalt in Italien reiſte der Fürſt mit ſeiner Begleitung über Florenz nach Genua, und ſchiffte ſich dort nach Antibes ein, beſuchte alle Denkmäler römiſcher Baukunſt im mittäglichen Frankreich, und ging über Paris nach London. Mit noch größerer Aufmerkſamkeit als früher durchſtreiften die Reiſenden nun ganz England, beſuchten Schottlands Hauptſtadt Edinburg und Glasgow, um ſich mit den Manufacturen bekannt zu machen, und ſetzten auch nach Irland über. Bei der vorzüglichen Neigung des Fürſten zur ſchönen Baukunſt, ſcheint er ſich in England für das Gothiſche entſchieden zu haben, da dieſe Bauart, neben der antiken, dort ſehr hochgeſchätzt wird. Er ſtudirte auch dieſelbe nach den ſchönſten Muſtern ſo genau, faßte ihren Sinn ſo ganz auf, daß man bald nachher mehrere Bauwerke, ganz dem Geiſt des gothiſchen entſprechend, im Deſſauiſchen Lande entſtehn ſah. Mit den geiſtreichſten Männern hatte der Fürſt, in allen den größern Städten, die er beſuchte, Umgang, und gewann ihre Achtung und Liebe.

Nach achtzehnmonatlicher Abweſenheit kam der Fürſt nach Deſſau zurück, und es war nun ſeine Hauptſorge, die noch in ſo vieler Hinſicht rohen Sitten ſeiner Unterthanen zu mildern, und ihnen Künſte und Wiſſenſchaften werth zu machen. An dieſen Beſtrebungen nahm v. Erdmannsdorf thätig Theil. Er wußte Kunſtfähigkeit zu entdecken und zu entwickeln. Er berief fremde Künſtler nach Deſſau, und bildete ihren Geſchmack durch Vorlegung der Werke großer Meiſter, leitete ihre Arbeiten unmittelbar, und legte oft ſelbſt mit Hand an. Sein Haus wurde zur Akademie, und ſo ward es möglich, Werke auszuführen, die durch ihre prunkloſe Schönheit, durch ihre geſchmackvollen Verzierungen, vorzüglich damals, als ſie entſtanden, allgemeine Bewunderung erregten, und ſo, durch

das Hinweiſen zur Antike, eine völlige Umwälzung des Geſchmacks der Baukunſt in Deutſchland bewirkten. Der erſte nunmehrige Verſuch ward, noch im J. 1767, mit Auszierung des ſogenannten großen Saals im Schloß zu Deſſau und des runden Cabinets der künftigen Fürſtin gemacht. Beides entſprach durch die ſchönen Verhältniſſe und den edeln Schmuck ſeinem Zweck trefflich.

Nun reiſte der Fürſt mit Erdmannsdorf nach Berlin zur Vermählung mit der ſchon oben genannten Prinzeſſin Luiſe, einer Dame, die eben ſo ausgezeichnet durch den Ausdruck und die Schönheit ihrer Geſichtszüge, durch die Hoheit ihrer Geſtalt, ihre Würde und Haltung, als durch die Feinheit ihrer Sitten, die vortreffliche Bildung ihres Geiſtes und herrlichen Kunſtſinns, ſich die vorzügliche Achtung Friedrichs des Großen, wie durch die Reinheit ihres Herzens und ihre ungeheuchelte Religioſität, die Liebe des Fürſten von Deſſau erworben hatte. Die Vermählung ward am 25. Juli 1767 gefeiert.

Empfänglich für Familien-Freuden, wählte der Fürſt mit ſeiner Gemahlin im folgenden Jahr (1768) Wörlitz zum Landſitz, und unternahm es, in Vereinigung mit allen Künſten, dieſen ſumpfigen, unanſehnlichen Ort, der den Nachbarn nur durch ein düſtres Jagdhaus bekannt war, zu einem Aufenthalt häuslichen Glücks, zur Erholung von Geſchäfften im Kreiſe ſeiner Familie und andrer gebildeter Männer umzuſchaffen. Den Plan zu dem Schloß entwarf Erdmannsdorf. Am 5ten April 1769 legte der Fürſt mit dieſem und der Fürſtin den Grundſtein, und am 22. März 1773 ward es vollendet. Der Fürſt weihte es ſeiner Gemahlin. Er ſelbſt verfertigte die Inſchrift: L i e b e u n d F r e u n d ſ c h a f t h a b e n e s g e b a u t. E i n i g k e i t u n d R u h e m ö g e n e s b e w o h n e n, ſo w e r d e n h ä u s l i c h e F r e u d e n n i c h t f e h l e n. Es war Erdmannsdorfs Meiſterſtück; nirgends Pracht; ganz im Geiſt des Fürſten.

Aber des Landesherrn erſte Sorge war, ſowohl ſein Land zu verſchönern, als es in Wohlſtand zu bringen. Es mußte alſo der Beſitz geſichert, plötzlicher Verarmung geſteuert, und für Unglückliche Sorge getragen werden. Schon

Schon kurz nach ſeinem Regierungsantritt hatte der Fürſt (10. Sept. 1761) menſchenfreundlich befohlen, auch auſſer dem Lande bei Feuersnoth Hülfe zu leiſten. Bald darauf (19. Apr. 1762) ward die Verordnung wegen der zu errichtenden Brandcaſſe für das Deſſauiſche Land gegeben, ſpäter (21. Nov. 1764) die alte Feuerordnung (vom J. 1661) mit zweckmäßigen Zuſätzen vermehrt, ja der Fürſt ſah ſich genöthigt, durch ein beſondres Edict (1. Juni 1770) die widerſpenſtigen Hausbeſitzer über dieſe wohlthätige Einrichtung aufzuklären. Mehrere Verordnungen ſetzten Strafe auf Nachläſſigkeit beim Feuer (3. Jul. 1778, 29. Oct. 1803), gaben Verhaltungsregeln bei Feuersgefahr, vorzüglich während des Sturms (1776), beſtimmten die Weite der zu bauenden Schornſteine (17. Apr. 1779) und ertheilten Anweiſung zur zweckmäßigen Errichtung der Brandmauern (18. Febr. 1766.) Dazu war (2. Apr. 1771) befohlen, entſtandne Feuersgefahr ſogleich durch reitende Boten nach Deſſau zu melden, und es iſt ein beſondres Verdienſt des Fürſten, daß er, ſowohl benachrichtigt, als wenn er bei etwaniger Nachläſſigkeit der dazu beſtellten Wächter von ſeinem Schloß aus ſelbſt die Feuersbrünſte in der Gegend geſehn hatte, dann ſchnell, zu jeder Tageszeit, zu Pferd hineilte, mit lauter Stimme zur Rettung ermunterte, und Alles, was ſich thun ließ, anordnete.

Aber auch der ſchon verarmten Einwohner nahm ſich der Fürſt thätig an. Am 25. Juni 1764 wurde die Anlegung eines Armenhauſes in Deſſau beſchloſſen. Erſt 1766 konnte der Bau angefangen werden, und 1770 ward es zuerſt bewohnt, ohne Rückſicht auf den Unterſchied der Religion zu nehmen. Im Jahr 1808 befanden ſich 100 Arme darin, wobei 27 Waiſenkinder, welche den erſten Unterricht in einer zum Armenhaus gehörigen Schule empfingen. Da aber dieſe Anſtalten im Jahr 1771 und 72 bei dem allgemeinen Mangel an den nothwendigſten Lebensbedürfniſſen nicht ausreichten, ſo erhielt der Fürſt das geſammte Armenweſen ein volles Jahr hindurch auf ſeine Koſten. — Allem öffentlichen Betteln wurde geſteuert durch die Einrichtung eines Armen-Directoriums, welches aus dem Präſidenten der Landesregierung, dem Superintendenten und einigen andern angeſehenen Geiſtlichen noch jetzt beſteht. Jede Woche verſam-

melte ſich dieſes, und theilte monatlich 10—12,000 Pfund Brod, 10—1200 Pfund Graupen, und über 100 Thaler baares Geld aus. Jährlich wurden über 300 Thaler zur Arznei und 400 Thlr. zur Kleidung vom Fürſten angewieſen. Dazu gab er allen Armen, denen es an Arbeit fehlte, ſowohl Erwachſenen als Kindern, in den Städten und auf dem Lande, Wall-, Graben-, Feld- und Straßenarbeit, oder Wolle und Flachs zum Spinnen, und ſchenkte das daraus verfertigte Zeug den Armen. Er ließ ferner Getreide aus Rußland kommen und verkaufte es wohlfeiler (für 1 Thlr. den Berliner Scheffel) an ſeine nothleidenden Unterthanen. Aerzte und Wundärzte wurden überdies im Lande angeſtellt, und dürftige Kranke erhielten von dieſen nicht nur freie ärztliche Behandlung, ſondern auch Arznei und nöthige Lebensunterhaltung unentgeltlich. Andre Hausarme verſorgte der Fürſt täglich auf eben dieſe Weiſe mit Brod und Bier aus ſeinen Vorräthen. Bei allen Einrichtungen zur Beförderung des Wohls ſeiner Unterthanen ſuchte der Fürſt die Urſachen der Uebel und Gebrechen auf, um durch Ausrottung derſelben ihre Folgen zu verhindern. Er hatte, wie ſchon erwähnt worden, noch während des Kriegs (1761) ſeinen Unterthanen den Frohnpfennig erlaſſen. Die Acciſe verminderte er zu verſchiedenen Malen (1765, 86, 91), und hob auch (1783) das Salz- und Oelgeld auf, welches jährlich 7000 Thaler eintrug. Die Gründe gab das Edict vom 7. Januar 1783 an: „Wir entſagen", hieß es in demſelben, „dieſer beträchtlichen Einnahme, weil ſie zur Aufnahme unſres Landes beiträgt, und wir werden uns von dem Dank unſrer Unterthanen am beſten überzeugen, wenn wir ſehen, daß ſie ſich ihrer Armen, mehr als bisher geſchehen iſt, annehmen." So wurde vielem Böſen beſſer, als durch ſtrenge Geſetze, geſteuert, zu deſſen Ausbrüchen nur zu oft die Armuth und das Elend Veranlaſſung gibt. Bekannt mit der Noth, welche nur zu häufig das Loos der Wittwen und Waiſen vieler, um den Staat wohlverdienter Männer iſt, errichtete er, mit Zuſtimmung der fürſtlichen Diener, für dieſelben eine Wittwen-Caſſe (Edict v. 21. Nov. 91), nach welcher alle in fürſtlichen Dienſten ſtehenden Beamten in 6 Claſſen getheilt wurden, von denen die Mitglieder der erſten 4 Abtheilungen jedes 1 vom Hundert der Einkünfte, die letzten nichts beiſteuern. Ein Capital für Pfarrwitt-

wen, aus dem Vermächtniß ſeiner Großtante, der Herzogin von Radzivil, ſchlug der Fürſt dazu, und verband ſich ſelbſt, jährlich 1500 Thlr. in Gold und die Fürſtin 1000 Thlr. zu geben. Dieſen Beitrag verſprach der Erbprinz nach dereinſtigem Ableben ſeiner Aeltern zu übernehmen. Der Ueberſchuß wird jedes Mal zum Capital geſchlagen, welches nie verringert werden darf. Reicht die Caſſe nicht aus, ſo wird der Beitrag, ſowohl des Fürſten als der Theilnehmer, nach Befinden erhöht. Auch andre Verordnungen zweckten zur Erhaltung des Wohlſtandes und der Geſundheit der Unterthanen ab. So wurden die Collectionen für Lotterien verboten. Zur Rettung Verunglückter oder Selbſtmörder forderte ein beſondres Edict (26. März 1774) auf, und erinnerte, ſich von ſolcher Pflichterfüllung nicht durch Aberglauben abhalten zu laſſen. Ferner ließ er ſämmtlichen Hebammen im Lande unentgeltlich Unterricht ertheilen (18. Sept. 1800), und ſtellte einen beſonders dazu beſoldeten Arzt an, allen Kindern, deren Aeltern es wünſchen würden, die Kuhpocken unentgeltlich einzuimpfen. Ein Krankenhaus wurde zugleich für arme Handwerker und dienende Perſonen zweckmäßig eingerichtet. Das öffentliche Geſundheitsweſen wurde einer beſondern Medicinal=Commiſſion übergeben, die ſehr angelegentlich ihren Zweck erfüllt, wie viele erlaſſene Verordnungen bezeugen (Edict vom 13. Sept. 1798, 24. Mai 1804). Etwas Eigenthümliches mehrerer Polizeiverordnungen iſt, daß die Strafe der Uebertretung an die Armencaſſe gezahlt wird. Auch für die allgemeine Bekanntmachung aller Verordnungen wurde geſorgt (17. Oct. 1774).

Es konnte dem aufgeklärten Fürſten bei ſeinen Unterſuchungen nicht entgehen, daß die Quelle der Anhänglichkeit an unendlich viele verjährte Mißbräuche, der Widerſetzlichkeit gegen die heilſamſten Verbeſſerungen, des Aberglaubens und der Rohheit, in der Vernachläſſigung des Unterrichts und der Erziehung liege. Es waren in Deutſchland Schulen genug vorhanden, in welchen mit klöſterlicher Pedanterei über die Erlernung der alten Sprachen, die Ausbildung des Menſchen gänzlich vernachläſſigt wurde. Der Zeitgeiſt hatte ſeit Rouſſeau einen gewaltigen Umſchwung genommen. Er verlangte etwas Zweckmäßi=

ges, der Idee von Menſchenerziehung Entſprechendes, und ergriff das Neue, das ſich ihm darbot, mit Empfänglichkeit. Man fühlte das Bedürfniß der Erziehungsanſtalten allgemein, als J. B. Baſedow auftrat und durch den Muth, mit welchem er verjährte Vorurtheile angriff, das Auge des Fürſten auf ſich zog. Baſedow kam auf Verlangen deſſelben (1771) nach Deſſau, einen öffentlichen Verſuch ſeiner Erziehungsweiſe zu machen. Er verlangte 27,000 Thaler auf 4 Jahr zur Einrichtung eines Gebäudes, Beſoldung der Lehrer, Anſchaffung der Geräthe und andrer Nothwendigkeiten. Dieſe Summe mochte ſich nicht gleich herbeiſchaffen laſſen und drei Jahr verfloſſen, ehe etwas gethan werden konnte. Unterdeſſen kam Wolke, der ſchon früher mit Baſedow bekannt geworden war, nach Deſſau. Mit Baſedows Tochter Emilie wurde 1774 der Verſuch nach des Vaters Lehrart gemacht. Binnen 10 Wochen konnte ſie das Deutſche fertig und auch das Franzöſiſche leſen; und eben ſo ſchnell lernte ſie das Lateiniſche verſtehen und ſprechen. Jetzt ſah man die gemachten Vorſchläge als ausführbar an. Der Fürſt erlaubte Baſedow, eine Reiſe durch Deutſchland zu machen, um zu erfahren, ob noch andre Fürſten die Ausführung des Plans unterſtützen wollten. Ohne Erfolg. Alſo beſchloß der Fürſt allein die Ausführung, und am 27. Dec. 1774, am Geburtstag des fünfjährigen Erbprinzen Friedrich, ward die Errichtung des Philanthropins, unter dem Schutz des Fürſten, bekannt gemacht. Nebſt der genannten Emilie und ihrem Bruder, nahmen zuerſt 11 Zöglinge mit dem Erbprinzen Theil am Unterricht. Am 13. Mai 1775 war die erſte öffentliche Prüfung. Der Fürſt, die Fürſtin, nebſt vielen durch dieſe von benachbarten Höfen und Gegenden erbetenen Abgeordneten, berühmten Männern und Zuſchauern waren zugegen. Allgemein war der Beifall. Der Fürſt lud die vornehmſten Anweſenden zur Tafel, und ließ die übrigen Fremden und Einheimiſchen feſtlich bewirthen. Das fröhliche Leben in der Kinderwelt des Philanthropins, die Zwangloſigkeit der Erziehung, die Wärme und Herzlichkeit der Lehrer und die freundliche Umgebung des ſchön angebauten Landes, mußten, mit der Perſönlichkeit des Fürſten, günſtig auf alle Zuſchauer wirken. Die auswärtigen Beiträge beliefen ſich nun bald über 2000 Thlr. Baſedow gab von ſeinem eignen Ver-

mögen 4000 Thlr. her, und deſſen ungeachtet fing die Anſtalt bald an zu ſinken, als der Fürſt nun ſelbſt 12,000 Thlr. anweiſen, den fürſtlich Dietrichſchen Pallaſt einräumen und für die Anſtalt einrichten ließ. Nun wuchs die Zahl der Zöglinge ſchnell bis auf 30. Bald mußten Zuſendungen, wegen Mangel an Platz, verbeten werden. Auswärtige Lehrer wurden berufen. Campe von Potsdam, und ſpäter Salzmann von Erfurt. Das Lehrerperſonal beſtand aus einem Curator und 3 Profeſſoren, nebſt 4 ordentlichen Lehrern. Die Zöglinge waren unter beſtändiger Aufſicht der Lehrer. Die Anſtalt erhielt eine Bücher-, Kupferſtich-, Modell- und Inſtrumentenſammlung, die der Fürſt durch anſehnliche Geſchenke vermehrte. Eine eigne Buchhandlung ſtand mit der Anſtalt in Verbindung. Sie ſollte alle Schriften der Lehrer des Philanthropins verlegen, und überhaupt Buchhändler-Speculationen entgegenwirken. Doch erhielt ſich dieſe Buchhandlung, nicht ohne einige treffliche Werke verlegt zu haben, vielleicht ſchon wegen innerer fehlerhafter Einrichtung, nur bis 1787. Indeſſen war es gewiß nicht Schuld des Fürſten, eben ſo wenig als beim Philanthropin, daß die ſchönen Erwartungen nicht ganz befriedigt wurden. Die Idee der Menſchenerziehung, der leichten, ſpielenden Entwicklung der geiſtigen und phyſiſchen Anlagen und Kräfte, war groß und ſchön. Der Fürſt ſtand höher als Baſedow, und hatte ſie reiner aufgefaßt als dieſer, der bei allen ſeinen Talenten und gewiß gutem Willen doch durchaus nicht der Mann war, der einen ſolchen Plan als oberſter Leiter hätte ausführen können. Wolke that, nach Baſedows baldiger Entfernung, das Meiſte, und mit ihm treffliche Männer: Campe, Salzmann, Olivier, Iſelin, Kalbe, geachtete Namen in der Geſchichte des Erziehungsweſens. Baſedows heftige Sinnesart, ſeine eigne Niedrigkeit und ungeſchicktes Benehmen gab der Anſtalt gleich Anfangs einen heftigen Stoß; die Mißverhältniſſe der Lehrer unter einander ſetzten die Erſchütterungen fort, und man kann mit Recht behaupten, daß Deutſchland die Früchte, die aus dieſer Anſtalt, bei allen ihren Gebrechen, gewonnen wurden, dem Edelſinn des Fürſten verdankt, der nie abließ aufzumuntern, auszugleichen und zu unterſtützen, wo Mangel bemerkt wurde. Eben ſo gewiß wird man den Fürſten von der Schuld an dem Vorwurf frei-

ſprechen, daß ſeit dieſer Anſtalt der Grund zur Vernachläſſigung des Studiums der Alten und der Seichtigkeit im Unterricht gelegt worden ſey und gewaltig überhand genommen habe. Nach dem Abgang Salzmanns, Sanders und Campe's wurde das Philanthropin 1793 aufgelöſt. Doch war ſo der Anfang zu einer Revolution des Erziehungsweſens in Deutſchland gemacht. Von allen Anſtalten, die in Deutſchland, der Grundidee des Philanthropins gemäß, errichtet wurden, erhielt ſich die, welche Salzmann, von dem wackern Herzog Ernſt von Gotha und durch ſeine ſchöne Eigenthümlichkeit unterſtützt, glücklicher ausführte, am längſten, und blühet noch unter der Leitung des Sohnes dieſes würdigen Manns. Der Fürſt ehrte Salzmann, ſowohl in Deſſau, als auch ſpäter durch einen Beſuch in Schnepfenthal nach Verdienſt.

Aber nicht bloß mit den großen Ideen neuer Erziehungsmethoden beſchäfftigt, war der Fürſt ſehr beſorgt, vor Allem auch den gemeinen Mann zweckmäßiger unterrichten zu laſſen. Die Mängel der Dorfſchulen des übrigen Deutſchlands theilte auch das Deſſauiſche Land. Abgedankte Soldaten, untaugliche Handwerker verſahen dieſe Stellen. Deshalb legte der Fürſt 1780 ein Seminar für Dorfſchulmeiſter, unter Leitung des geſchickten Inſpectors Tamm, zu Wörlitz an, und ließ viele der jungen Lehrer nach Rekahn reiſen, um die Lehrweiſe des Domherrn von Rochow zu erlernen, da dieſer ſich ſeit 1773 die Verbeſſerung der Dorfſchulen, mit ſo ſchönem Erfolg, angelegen ſeyn ließ. Nach Tamms Tod, 1784, kam dieſe Anſtalt nach Deſſau unter die Aufſicht des Inſpectors Funke, und nach deſſen Ableben erhielt Inſpector de Marées deſſen Geſchäffte. Die ehemals kärglichen Beſoldungen wurden erhöht, ſo daß zuvörderſt kein Dorfſchulmeiſter unter 100 Thlr., die Meiſten nicht unter 150 Thlr. Beſoldung haben. An den meiſten Orten, ſelbſt wo die Gemeinden zum Bau der Schulgebäude verpflichtet waren, ließ der Fürſt auf ſeine Koſten geräumige, anſtändige und freundliche Wohnungen für die Schulmeiſter anlegen.

Eben ſo ſehr zog der mangelhafte Zuſtand der Stadtſchule des Fürſten Aufmerkſamkeit auf ſich. Der geſchätzte Neuendorf ward zum Schuldirector berufen und ent-

warf den Plan zur beſſern Einrichtung derſelben. Die Anzahl der Lehrer wurde vermehrt, die Beſoldungen erhöht, Gelder zur Anſchaffung der Schulbücher, der Schulbibliothek und andrer Lehrmittel, ſo wie auch zur Unterſtützung hülfsbedürftiger Schüler angewieſen. Der Fürſt ließ den Prinz=Moritziſchen Palaſt zur Schule einrichten. Ein großes, weitlaufiges, wahrhaft fürſtliches Gebäude, vielleicht, zu ſolcher Beſtimmung, einzig in Deutſchland. Noch während des Baues im rechten Flügel, wurde ſie, 3. Oct. 1785, eröffnet. Bis 1798 ſtand ihr Neuendorf vor. Seit deſſen Tode iſt der, als Mathematiker rühmlich bekannte, Vieth Director.

Auch für die Bedürfniſſe der bisher ſo vernachläſſigten Bildung des weiblichen Geſchlechts wurde durch eine Töchterſchule geſorgt, die ſeit 1786 beſteht. Auch eine Induſtrieſchule zur Unterweiſung in den gemeinnützigſten Handarbeiten ward vom Fürſten angelegt, und 74 arme Kinder auf ſeine Koſten in derſelben unterrichtet.

So, unermüdet thätig Aufklärung zu befördern, Bildung zu verbreiten, ſuchte er auch die Geiſtlichkeit auf eine würdige Art aufzuregen und mit Liebe für die Wiſſenſchaften zu beleben. Es konnte ihm nicht verborgen ſeyn, wie vielen Einfluß auf das Volk die Rohheit der Geiſtlichen, vorzüglich auf den Dörfern, haben mußte, da ſie, von allen wiſſenſchaftlichen Berührungen getrennt, von Noth und Sorgen des Lebens zum Theil umfangen, ſo oft völlig aufhörten, ſich durch irgend etwas von ihres Dorfes Mitbewohnern auszuzeichnen. Es wurde alſo, auf den Vorſchlag des damaligen Hofpredigers der Fürſtin, Häfeli, im J. 1787 eine Paſtoralgeſellſchaft errichtet. Zum Ankauf nützlicher theologiſcher Schriften, welche durch das ganze Land unter den Geiſtlichen kreiſen, gibt der Fürſt jährlich 200 Thlr. her. Jeden Monat ſind ſämmtliche Geiſtliche des Landes, das in dieſer Hinſicht in 7 Abtheilungen gebracht wurde, verbunden, ſich zu verſammeln und Ausarbeitungen über theologiſche Gegenſtände vorzuleſen. Jedes Jahr iſt allgemeine Verſammlung zu Deſſau, in Gegenwart eines fürſtlichen Abgeordneten, in welcher Bericht über die Beſchäfftigungen des vergangnen Jahres abgelegt wird. Sämmtliche Mitglie=

der werden dann zur fürſtlichen Tafel gezogen, und der Fürſt erſtattet alle Reiſekoſten.

Da ſich in dem Deſſauiſchen Land außer den Proteſtanten auch Katholiken und Juden befinden, ſo wendete der Fürſt viel Mühe an, Duldung unter den verſchiednen Religionsparteien zu verbreiten. Weder in den Armenhäuſern, noch in andern milden Stiftungen, noch in dem Philanthropin und in den ſämmtlichen Schulen wird Rückſicht auf das Glaubensbekenntniß genommen. In eben dieſem Sinn ward der neue Begrabnißplatz bei Deſſau, für alle chriſtliche Glaubensgenoſſen, auf höchſt geſchmackvolle Art, 1787, angelegt. Der Fürſt ſelbſt gab das ſchönſte Beiſpiel durch ſein eignes Benehmen. Selbſt dem reformirten Bekenntniß zugethan, trug er doch aus ſeinem Vermögen 3000 Thlr. zum Bau der Lutheriſchen Kirche bei. Die Katholiken erhielten ein Bethaus mit Thurm und Glocke, und der katholiſche Geiſtliche freie Wohnung vom Fürſten, der den Betſaal für die Katholiken im Amalienſtift herſtellen ließ, und die jährliche Miethe an das Stift zahlt. In Deſſau haben auch die Juden ihre Rabbiner, und der Fürſt erbaute ihnen in Wörlitz einen geſchmackvollen Tempel, der ihm 2000 Thaler koſtete.

Mit dieſen Beſtrebungen verband der Fürſt ſehr ernſtliche Bemühungen, auch den Wohlſtand des Landes, durch Abſchaffung von Mißbräuchen und Einführung neuer Erfindungen und Verbeſſerungen, vornehmlich im Ackerbau und der Landwirthſchaft, zu heben. Begünſtigt durch den Beſitz aller ehemaligen Rittergüter des Landes, welche beſonders ſein Großvater an ſich gekauft hatte, konnte der Fürſt manchen Verſuch mit Verbeſſerungen leichter machen, als ſelbſt andre Fürſten, und der glückliche Erfolg mußte die Unterthanen um ſo eher auf die Vortheile derſelben aufmerkſam machen, da dieſe ſehr bald in allen Theilen des Landes ſichtbar werden mußten. So konnte mit Ruhe, und ohne thätliche Widerſetzlichkeit aufzuregen, Manches bewirkt werden, was, bei der Anhänglichkeit des Landmanns an das Alte, in andern Ländern, bei weniger vorſichtigem Verfahren, allgemeinen Widerwillen gegen die Regierungen erregte. Dahin gehören die

Abſchaffung der ſo ſchädlichen Gemeinheiten, der Huth und Trift und der Brache, der Anbau der Futterkräuter und Einführung der Stallfütterung. Auch im Deſſauiſchen fehlte es nicht ganz an Widerſtand; doch erwarben ſich auch mehrere Männer, unter ihnen vorzüglich der Oberamtmann Holzhauſen und der Cammerdirector v. Raumer um dieſe Verbeſſerungen namentliches Verdienſt. Dem v. Raumer wurde das fürſtliche Gut zu Wörlitz übergeben, um daſelbſt Verſuche in der Landwirthſchaft zu machen. Er iſt als der vorzüglichſte Verbeſſerer der Deſſauiſchen Landwirthſchaft anzuſehn, um ſo mehr, da, als Cammerdirector, ſein Wirkungskreis auf alle fürſtliche Güter ausgedehnt iſt. Zur Veredlung der Pferdezucht wurden Landgeſtüte angelegt, zum unentgeltlichen Gebrauch der Unterthanen. Mit eben ſo großer Aufmerkſamkeit ließ der Fürſt die durch ſein Land führenden größern Straßen für Wagen und Fußgänger bequem anlegen und angelegentlich für die Erhaltung derſelben ſorgen. Mit ſehr großen Koſten erbaute er die durch einen Eisgang (1784) weggeriſſene Elbbrücke, gewiß die beſte hölzerne über dieſen Fluß, mit einem Koſtenaufwand von gegen 80,000 Thlr. Mehrere kleinere Brücken eben der Art, und auch von Stein, erbaute er über die Mulde und mehrere Mulde= und Elbärme, welche das Land vielfach durchſchneiden, ſo wie über kleinere Flüſſe, und dieſe Brücken zeichnen ſich durch Feſtigkeit, wie durch Schönheit gleich aus.

Die Anpflanzungen von Fruchtbäumen jeder Art beförderte der Fürſt vorzüglich. Alle größern und kleinern Straßen ſind größtentheils mit doppelten Baumreihen beſetzt, ſo daß die Obſtbäume theils mit italieniſchen Pappeln, theils mit Platanen, Akazien und andern Bäumen untermiſcht ſind. Bei dem überhandnehmenden Mangel des Brenn= und Nutzholzes durften auch dieſe Gegenſtände nicht vernachläſſigt werden. Eine Verordnung wurde wegen Erſparung des Nutzholzes erlaſſen (14. Mai 1780). Eben deshalb und zur längern Dauer der Gebäude wurde befohlen, die Schwellen der Häuſer wenigſtens 1 Fuß hoch über der Erde zu legen (20. Aug. 1781.) Die Beſchädigungen der Bäume wurden nachdrücklich verboten (31. März 69, 1. März 73). Der Anbau und die Erhaltung der Forſten

wurde thätig betrieben und viele wüſte, ſandige Stellen mit Nadelholz beſäet.

An dieſe Bemühungen für Wohlſtand, Glück, Aufklärung ſeiner Unterthanen knüpften ſich, im freundlichen Verein, die Beſtrebungen des Fürſten zur Verſchönerung ſeines Landes. Er hat es zu einem großen Garten umgeſchaffen, daß es der Wandrer erkennt, er betrete es von wannen er komme, wo er wolle. Vieles, was der Fürſt aus England mitbrachte, und was ſein empfänglicher Sinn in andern fremden Ländern ſah, wurde nach eigner Idee zu einem Ganzen, das Jeden entzückt. Wörlitz wurde ſo durch die ſchöne Gartenkunſt, im Verein mit den übrigen Künſten, ein Aufenthalt, den Weltumſegler, wie Forſter, und Reiſende, wie Humbold, ein Paradies nannten, Dichter beſangen und der das ſchönſte Denkmal von dem Geſchmack und der unermüdlichen Ausdauer des Fürſten iſt.

Außer Wörlitz legte er ſchon 1775 den Luſtgarten bei Deſſau und das Luiſium unfern der Stadt, ſpäter die Anlage auf dem Liglitzer Berg an, und gewiß wurde durch ihn ſein Bruder Hans Gürge aufgeregt, 1780 eine ſumpfige, wilde Gegend zu einem freundlichen, ſchönen Garten, der Georgengarten genannt, umzuſchaffen.

Eigenthümlich ſind in des Fürſten Gartenanlagen die eigne Wahl der ſchönen An- und Ausſichten, die paſſende Anordnung, Vermiſchung, Gruppirung der verſchiednen Baum- und Straucharten. Kein Ruheplatz iſt ohne Zweck, gerade an dem beſtimmten Platz angelegt, und dieſes Alles iſt ohne Zwang, mit Vermeidung alles Steifen und Gezierten, zur eignen, aus dem Innern entſpringenden und aus dem Ganzen zu deſſen Theilen zuſammenſtimmenden Schöpfung geſtaltet. Faſt überall auf den Landſtraßen ſind Ruheplätze angelegt, die dem müden Wandrer Kühlung und Erholung gewähren. An der Ausführung der Gartenanlagen des Fürſten hatten die Hofgärtner Neumark Schoch und Eiſenbeck, ein kenntnißreicher Botaniker und geſchickter Zeichner voller Einbildungskraft und Geſchmack, viel Theil. Die beiden letztern hatte der Fürſt mit nach Holland und Eng-

land genommen. Auch viele ausländiſche Gewächſe brachte der Fürſt in ſeine Gärten und verſchönerte dieſe ſo durch Mannigfaltigkeit des Laubes. Im Jahr 1798 befanden ſich in Wörlitz allein 462 Arten in- und ausländiſcher Bäume und Sträucher, und 644 Arten in- und ausländiſcher Pflanzen und Stauden.

Außer dieſen ſchönen Gartenanlagen zeichnen ſich die Bauwerke des Fürſten, ſowohl in ſeinen Gärten als in den übrigen Theilen des Landes, vortheilhaft aus. Erdmannsdorfs Verdienſte in dieſer Hinſicht ſind ſchon früher erwähnt. Dem Herzog unmittelbar ſcheint Alles anzugehören, was im gothiſchen Geſchmack gebaut iſt. Er ſelbſt gab Vieles dazu an, und leitete die Arbeiten meiſtens perſönlich. In drückender Sonnenhitze, oder im Regenwetter, ließ er ſich nicht abhalten, Stunden lang anzuordnen, aufzumuntern und nicht ſelten ſelbſt mit Hand anzulegen, wenn man ihn nicht verſtand. Es iſt gewiß nichts Wichtiges in dieſen Bauten angefangen und vollendet worden, ohne daß er es angegeben und nach den Regeln der Kunſt geleitet hätte. Deshalb zeichnen ſich ſeine Gebäude nicht allein durch den ſchönen, richtigen Geſchmack, in dem ſie errichtet ſind, ſondern auch durch ihre Feſtigkeit aus. Vorzüglich wendete er die gothiſche Bauart, ſehr angemeſſen, auf Kirchen an, deren ſich mehrere z. B. in den Dörfern Rieſigk, Bockerode und Pötnitz befinden. Die ſchönſte Kirche in dieſer Art iſt wohl die zu Wörlitz. Alles iſt von außen und innen nach den ſchönſten Muſtern gothiſcher Baukunſt, mit außerordentlichem Aufwand von Arbeit, auf das Uebereinſtimmendſte verziert. Der Fürſt hat zu dem Ende geſchickte Zeichner nach den berühmteſten Domkirchen Deutſchlands geſendet, die Einzelnheiten genau zu zeichnen. Er ſelbſt vereinigte Alles in ſchöner Auswahl. Alle nähern Umgebungen der Kirche ſind in dieſem Geſchmack gearbeitet und verziert. In eben dieſem Geſchmack iſt auch das gothiſche Haus mit großen Koſten und allem Mühſamen und Abenteuerlichen und höchſtgezierter Seltſamkeit erbaut. (P. de Ligne coup d'oeil sur Belville II. p. 159.) Der Tiſchlermeiſter Irmer, der ſich unter den Augen des Fürſten gebildet hatte, beſorgte ſchon 1779 die innere gothiſche Verzierung der Deſſauer Schloß- und Stadtkirche, mit vielem

Geſchmack, nach Angabe des Fürſten. Der witzige Prinz von Ligne urtheilte: „Des Fürſten gothiſche Gebäude ſeyen nicht roſenroth, wie die der Catharina von Rußland, da er (der Fürſt) ſich nicht gleiche poetiſche Freiheit herausnehme.“ (Briefe des Pr. v. L. S. 292.)

Dieſe und viele andre Gebäude ſchmückte der Fürſt mit herrlichen Werken der bildenden Künſte: mit Gemälden von Claude le Lorrain, Rubens, Vernet, Dominichino, Paul Veroneſe, Hackert, Zuccarelli, Cleriſſeau und Andern; mit Reliefs von Doell, Pfeifer, Bildſäulen alter römiſcher und griechiſcher Kunſt.

Seine Sammlung von Kupferſtichen iſt ſehr vorzüglich. Vieles bracht' er aus Italien und andern Ländern ſelbſt mit, oder ließ es ſpäter, wie die 9 Muſen, jetzt im Pantheon zu Wörlitz, durch den Hiſtorienmaler Rehberg in Rom kaufen. Vieles, was er nicht im Original beſitzen konnte, wurde durch Nachbildungen derſelben, ſo viel als möglich, zu erſetzen geſucht. Ich erwähne nur die antike Brunnenfaſſung in Wörlitz, in Geſtalt einer runden Ara, nach einem Muſter in Herkulanum, das Winkelmann (Geſch. d. Kunst S. 97) beſchrieben und (Mon. ined. P. I. p. 24. 21.) abgebildet hat.

Zur Uebung der ſchönen Reitkunſt wurde eine Reitbahn erbaut (1790—91), mit ſinnreichen Hautreliefs in Stuck, die Geſchichte des Pferdes und der Reitkunſt, von Erſchaffung deſſelben, nach der Mythe, und der erſten Bändigung, bis zur jetzigen Zeit in 22 Abſtufungen vorſtellend. Nach Angabe des Prof. Doell verfertigte ſie Prof. Schulz. Den Dachſtuhl verfertigte, nach eigner Erfindung, der Zimmermeiſter F. Leideritz.

Auch die Schauſpielkunſt fand in dem Fürſten einen warmen Verehrer. Schon 1777 brachte ein erwarteter Beſuch die ſchnelle Erbauung eines kleinen Theaters im Schloß hervor. Erdmannsdorf führte es aus, antiken Theatern, ſo weit es anging, nachgebildet. So erhielt Deſſau bald ein Liebhaber-Theater, das ſich dreiſt mit ähnlichen, in Gotha und Dresden, in einen Rang ſtellen konnte. Doch da dieſes ſpäter nicht mehr ausreichte, ſo

ließ der Fürſt, zu Ende des Jahrhunderts, ein eignes Schauſpielhaus erbauen. Erdmannsdorf entwarf auch dies Mal den Plan zu demſelben, benutzte dabei die von Saunders angeſtellten Verſuche und Reſultate über die Ausbreitung des Schalls, ſtarb aber noch vor der Vollendung (9. März 1800). Doch hinderte das dieſelbe des Werkes nicht. Ein edler Geſchmack zeichnet es aus, und eine ſtehende Schauſpielergeſellſchaft trug zu den edlern Vergnügungen der Bewohner Deſſaus viel bei. Mit dieſen Schauſpielen erhöhte eine Capelle den Sinn für das Schöne. Der als Componiſt und Virtuos auf der Violine und dem Clavier ausgezeichnete Muſikdirector Ruſt, Keller auf dem Flügel, Godovsky und Sanft auf der Flöte, die Nithardt als Sängerin, ſind namhafte Künſtler. Es iſt ſeitdem die Neigung und Ausbildung der Deſſauer in muſicaliſcher Hinſicht ausgezeichnet geblieben.

Auch für die Kupferſtecherkunſt verwendete der Fürſt bedeutende Summen. Auf Erdmannsdorfs Rath übernahm der Fürſt (1796) die durch den Baron v. Brabeck geſtiftete Kupferſtecher-Anſtalt und verwandelte ſie in die chalkographiſche Geſellſchaft, der die Kunſtwelt manchen vortrefflichen Kupferſtich verdankt, die ſich aber leider nur bis 1806 erhielt. Die Errichtung einer Landzeichenſchule verhinderte Erdmannsdorfs Tod.

Nachdem (am 3. März 1793) der letzte Fürſt von Anhalt-Zerbſt, ohne männliche Nachkommenſchaft, geſtorben war, ſo wurde, den Erbverträgen gemäß, dieſes Fürſtenthum gleichmäßig unter die übrigen drei anhaltiſchen Fürſtenlinien vertheilt. Durch das Loos (28. Dec. 1798) fiel dem Fürſten von Deſſau Zerbſt, zur großen Freude der Einwohner, zu, und es theilten von nun an dieſe neuen Beſitzungen die väterliche Vorſorge des Fürſten. Gleich bei dem Glückwunſch, den die Abgeordneten des Magiſtrats und der Bürger dem Fürſten abſtatteten, baten ſie denſelben um Verbeſſerung des Armenweſens und der Schulen. Sogleich wurde der Bau einer neuen Schule thätig betrieben. Im Jahr 1803 war der Bau vollendet, und am 4ten April wurde ſie eingeweiht. Der Fürſt ſelbſt und ſeine beiden älteſten Enkel wohnten der Einweihung

Geſchmack, nach Angabe des Fürſten. Der witzige Prinz von Ligne urtheilte: „Des Fürſten gothiſche Gebäude ſeyen nicht roſenroth, wie die der Catharina von Rußland, da er (der Fürſt) ſich nicht gleiche poetiſche Freiheit herausnehme.“ (Briefe des Pr. v. L. S. 292.)

Dieſe und viele andre Gebäude ſchmückte der Fürſt mit herrlichen Werken der bildenden Künſte: mit Gemälden von Claude le Lorrain, Rubens, Vernet, Dominichino, Paul Veroneſe, Hackert, Zuccarelli, Cleriſſeau und Andern; mit Reliefs von Doell, Pfeifer, Bildſäulen alter römiſcher und griechiſcher Kunſt.

Seine Sammlung von Kupferſtichen iſt ſehr vorzüglich. Vieles bracht' er aus Italien und andern Ländern ſelbſt mit, oder ließ es ſpäter, wie die 9 Muſen, jetzt im Pantheon zu Wörlitz, durch den Hiſtorienmaler Rehberg in Rom kaufen. Vieles, was er nicht im Original beſitzen konnte, wurde durch Nachbildungen derſelben, ſo viel als möglich, zu erſetzen geſucht. Ich erwähne nur die antike Brunnenfaſſung in Wörlitz, in Geſtalt einer runden Ara, nach einem Muſter in Herkulanum, das Winkelmann (Geſch. d. Kunſt S. 97) beſchrieben und (Mon. ined. P. I. p. 24. 21.) abgebildet hat.

Zur Uebung der ſchönen Reitkunſt wurde eine Reitbahn erbaut (1790—91), mit ſinnreichen Hautreliefs in Stuck, die Geſchichte des Pferdes und der Reitkunſt, von Erſchaffung deſſelben, nach der Mythe, und der erſten Bändigung, bis zur jetzigen Zeit in 22 Abſtufungen vorſtellend. Nach Angabe des Prof. Doell verfertigte ſie Prof. Schulz. Den Dachſtuhl verfertigte, nach eigner Erfindung, der Zimmermeiſter F. Leideritz.

Auch die Schauſpielkunſt fand in dem Fürſten einen warmen Verehrer. Schon 1777 brachte ein erwarteter Beſuch die ſchnelle Erbauung eines kleinen Theaters im Schloß hervor. Erdmannsdorf führte es aus, antiken Theatern, ſo weit es anging, nachgebildet. So erhielt Deſſau bald ein Liebhaber-Theater, das ſich dreiſt mit ähnlichen, in Gotha und Dresden, in einen Rang ſtellen konnte. Doch da dieſes ſpäter nicht mehr ausreichte, ſo

ließ der Fürſt, zu Ende des Jahrhunderts, ein eignes Schauſpielhaus erbauen. Erdmannsdorf entwarf auch dies Mal den Plan zu demſelben, benutzte dabei die von Saunders angeſtellten Verſuche und Reſultate über die Ausbreitung des Schalls, ſtarb aber noch vor der Vollendung (9. März 1800). Doch hinderte das dieſelbe des Werkes nicht. Ein edler Geſchmack zeichnet es aus, und eine ſtehende Schauſpielergeſellſchaft trug zu den edlern Vergnügungen der Bewohner Deſſaus viel bei. Mit dieſen Schauſpielen erhöhte eine Capelle den Sinn für das Schöne. Der als Componiſt und Virtuos auf der Violine und dem Clavier ausgezeichnete Muſikdirector Ruſt, Keller auf dem Flügel, Godovsky und Sanft auf der Flöte, die Nithardt als Sängerin, ſind namhafte Künſtler. Es iſt ſeitdem die Neigung und Ausbildung der Deſſauer in muſicaliſcher Hinſicht ausgezeichnet geblieben.

Auch für die Kupferſtecherkunſt verwendete der Fürſt bedeutende Summen. Auf Erdmannsdorfs Rath übernahm der Fürſt (1796) die durch den Baron v. Brabeck geſtiftete Kupferſtecher-Anſtalt und verwandelte ſie in die chalkographiſche Geſellſchaft, der die Kunſtwelt manchen vortrefflichen Kupferſtich verdankt, die ſich aber leider nur bis 1806 erhielt. Die Errichtung einer Landzeichenſchule verhinderte Erdmannsdorfs Tod.

Nachdem (am 3. März 1793) der letzte Fürſt von Anhalt-Zerbſt, ohne männliche Nachkommenſchaft, geſtorben war, ſo wurde, den Erbverträgen gemäß, dieſes Fürſtenthum gleichmäßig unter die übrigen drei anhaltiſchen Fürſtenlinien vertheilt. Durch das Loos (28. Dec. 1798) fiel dem Fürſten von Deſſau Zerbſt, zur großen Freude der Einwohner, zu, und es theilten von nun an dieſe neuen Beſitzungen die väterliche Vorſorge des Fürſten. Gleich bei dem Glückwunſch, den die Abgeordneten des Magiſtrats und der Bürger dem Fürſten abſtatteten, baten ſie denſelben um Verbeſſerung des Armenweſens und der Schulen. Sogleich wurde der Bau einer neuen Schule thätig betrieben. Im Jahr 1803 war der Bau vollendet, und am 4ten April wurde ſie eingeweiht. Der Fürſt ſelbſt und ſeine beiden älteſten Enkel wohnten der Einweihung

bei. Ein einfacher Stein über dem Eingang bezeichnete mit ſeiner Inſchrift

„Mögen meine Wünſche für meine guten Zerbſter erfüllt werden“

Franz.

die Geſinnungen des Fürſten. Der Bau hatte gegen 30,000 Thaler gekoſtet. Die Schule der Reformirten und der Lutheraner, ſo wie auch das Anhaltiſche Geſammt-Gymnaſium, (welches von Bernburg und Cöthen deshalb an Deſſau überlaſſen wurde,) waren zu einer Bildungs-anſtalt vereinigt. Neue Lehrer der Mathematik, Botanik und franzöſiſchen Sprache wurden angeſtellt und vom Fürſten beſonders (mit ungefähr 2000 Thlr.) beſoldet; Stipendien (etwa 10) für die auf der Schule wohnenden Schüler (zu 20 — 30 Thlr.) und für Gehülfslehrer in den Frei-Claſſen angewendet; Inſtrumente zum Unterricht in Phyſik, Mechanik u. ſ. w. angeſchafft. Die Beſoldungen der Lehrer ſind reichlich. Die Wohnungen mehrerer ſind in dem Schulgebäude, das von großem Umfang iſt. Die Uebrigen erhalten Entſchädigung. So konnte das Schulgeld, vorzüglich in den niedern Claſſen, ganz unbedeutend angeſetzt werden. Viele junge Leute aus dem benachbarten Sachſen, Preußen und Anhalt beſuchen die Schule.

Auch für die, noch völlig von der vorigen Regierung vernachläſſigte, weibliche Bildung ſorgte der Fürſt thätig, und da die Umſtände nicht ſogleich die Einrichtung eines eignen Schulgebäudes erlaubten, ſo gab er das Schloß 5 Jahre lang (1806 — 11) her, bis ein eignes Haus gekauft und zur Schule und Wohnung des Directors eingerichtet wurde. Zwei Lehrer und drei Lehrerinnen ertheilen nöthigen Unterricht unter zweckmäßiger Leitung und thätiger Theilnahme des Directors Hausmann, wodurch dieſe Anſtalt vor andern ſchöne Erwartungen erfüllt.

Die Wittwencaſſe wurde ebenfalls auf den neuen Landestheil ausgedehnt (16. Mai 1804), und der Fürſt erhöhte ſeinen jährlichen Beitrag auf 2400 Thlr. in Gold, und verſprach noch im nöthigen Falle Vermehrung deſſel-

den. Auch die Armenanſtalt in Zerbſt ward verbeſſert und vom Fürſten durch einen bedeutenden Beitrag (von jährlich 1200 Thlr.) unterſtützt; die Brandcaſſen auch auf den Zerbſter Antheil übergetragen (23. Febr. 1799). Das Zwangs- und Arbeitshaus, welches ſonſt in Deſſau mit dem Armenhaus vereinigt war, wurde (da man vielleicht das Unſchickliche fühlte) nach Zerbſt in ein eignes, dazu errichtetes Gebäude verlegt, und auch hier Alles dem Geiſt des Fürſten gemäß menſchlich und zweckmäßig angeordnet, und für Beſſerung und nöthige Thätigkeit der Verbrecher geſorgt, (15. Aug. 1801) auch ein Zuchthausprediger angeſtellt.

Auch bei der Paſtoralgeſellſchaft, in welche des neuen Antheils Geiſtliche aufgenommen wurden, erhöhte der Fürſt den jährlichen Beitrag um 50 Thlr. Bald ſah man auch an den Verſchönerungen des Landes und den Umgebungen der Stadt, daß eine, von der vorigen weit verſchiedne Regierung das Land beſitze.

Wie groß ſchon früh der Ruf von der vortrefflichen Regierung des Fürſten war, bezeugt der Geſchichtſchreiber der Schweiz (Darſtellung des Fürſtenbundes 1787. Sämmtl. Werke Th. 9. Auch 5. S. 12.), da er von deſſen Beitritt zum Fürſtenbunde, den Friedrich der Große am Ende ſeiner Jahre (23. Juli 1785) gegen Joſephs II. Vergrößerungsbegierde abſchloß, ſagt: „Wenn in einer freien Republik, bei Berathſchlagung zweifelhafter Fälle, der Wohlgeſinnte oft ſich hierdurch entſcheidet: „„Weil Ariſtides, weil Cato dieſer Meinung ſind, ſo muß dieſe die beſſere ſeyn““. welch' ein Vorurtheil für die deutſche Aſſociation, einen Fürſten von Deſſau und einen Markgrafen von Baden für ſich zu haben; — — Landesherren, welchen die Vervollkommnung ihres Volks und Landes ein Studium iſt, und welche, fern von den Syſtemen hinterliſtiger Politik, in den Lauf der Geſchäffte die Gerechtigkeit bringen möchten, die in ihren Seelen lebt! — — Das größte Lob der Politik eines Fürſten iſt nicht ſowohl in außerordentlichen Dingen, als daß er ſeine Lage kennt und nach derſelben thut.“

Unter dieſen Beſchäfftigungen und Sorgen für Aufklärung, Bildung und Wohlſtand ſeiner Unterthanen, war der Fürſt, vorzüglich in ſeinen frühern Jahren, nicht arm an häuslichen Freuden. Am 27. Dec. 1769 gebar ihm ſeine Gemahlin den Erbprinzen Friedrich, deſſen Erziehung ſich der Fürſt ſehr angelegen ſeyn ließ, der aber unter Baſedows Leitung nicht den zarten, milden Sinn ausbildete, der den Fürſten ſo ſehr auszeichnet. Der Geburtstag der Fürſtin (24. Sept.), ſo gern ſie ſpäter geräuſchvolle Vergnügungen vermied, wurde durch ein Volksfeſt auf einem Wieſenplatz bei Wörlitz feſtlich begangen; Wettrennen und Wettreiten der jungen Landleute aus 8 benachbarten Dörfern wurden hier angeſtellt. Der Sieger erhielt den Preis aus den Händen der Fürſtin, und Tanz auf offnem Platze beſchloß das Feſt. Ein Feind aller Förmlichkeit und der Hoffeſte; genoß der Fürſt ſeine Muße im Umgang der erſten Gelehrten und andrer Reiſenden, die aus allen Gegenden Wörlitz häufig beſuchten, die er oft ſelbſt einlud und mit der größten Freundlichkeit und zuvorkommenden Artigkeit aufnahm. So ſah man den Fürſten oft in dem Wörlitzer Garten an heitern Sommernachmittagen. Seine Gemahlin ſtickte, er ſelbſt las vor, Göthe zeichnete. Oft war er Fremden, auch dieſen unbekannt, ſelbſt Führer, indem er ihnen das Sehenswürdigſte zeigte, oder ihnen Anweiſung gab, wie ſie ihre Wünſche befriedigen könnten. Seine Geſundheitsumſtände nöthigten ihn meiſtens, einige Sommermonate in Bädern zuzubringen. So reiſte er auch (1770) mit ſeiner Gemahlin und Erdmannsdorf nach der Schweiz, und (1774) mit denſelben nach England, wo er ſich in Bath aufhielt. Hier traf er Forſter, der ihm mehrere Seltenheiten aus den Südſeeinſeln und Otaheite verehrte, die der Fürſt in einem eignen Gebäude zu Wörlitz aufbewahren ließ. Sonſt ging der Fürſt häufig nach Carlsbad, Pyrmont, Schandau, und überall rühmte man ſeine Herablaſſung und Mildthätigkeit gegen Arme. Seine Gemahlin, durch reizbare Nerven und zarte Empfänglichkeit zur religiöſen Schwärmerei geneigt, oft durch Behrenhorſts männliche Beredtſamkeit aus den Irrwegen der Myſtik zurückgeführt zur wahren Einſicht, mußte wegen ihres ſchwächlichen Körpers den größten Theil des Sommers zu einer Traubenkur unter ſüdlichem Himmel, am

Rhein,

Rhein, oft in der Schweiz und in Italien zubringen. Sie lebte einſam im Umgang ihres Hofpredigers Häfeli, ſpäter Matthiſſons, beſchäfftigt mit der ſchönſten Auswahl der claſſiſchen Schriftſteller Italiens, Frankreichs und Englands, die ſie im Original las. Doch blieb ein liebevolles Verhältniß zarter Aufmerkſamkeit gegen einander zwiſchen den Gatten. Es mag ſo der Fürſtin vielleicht einiger Einfluß auf die religiöſe Denkart des Fürſten mit Recht beigemeſſen werden. Dieſe ſpricht ſich bei dem Fürſten menſchlicher aus, da ſie entfernt von aller Schwärmerei iſt. Davon zeugen die ſchöngewählten Inſchriften auf dem Kirchhof in Wörlitz, im Schloß daſelbſt und über dem neuen Begräbnißplatz bei Deſſau, aus Klopſtocks, Herders und Hubers (Verſuche mit Gott zu reden) Schriften, und die vom Fürſten ſelbſt verfertigte Inſchrift zu Rouſſeau's Denkmal; davon des Fürſten Sorgfalt für Erbauung und Ausſchmückung der Kirchen, ſeine Edicte, den Gottesdienſt betreffend, eigner Kirchenbeſuch und ſonſt vielfach gezeigter religiöſer Sinn. Auch in dem Beſtreben, ſeiner Familien=Glieder Andenken, da er ſie alle überlebte, zu bewahren, bewährt ſich ſein tiefes, religiöſes Gefühl. In der Kirche zu Rüſigk ließ er ſeiner Schweſter Agnes, Freifrau von Loën († 15. Dec. 1799) ein Denkmal errichten. Ein einfachverzierter Sarkophag, auf dem man ihre lebensgroße Figur, in frommer Haltung des Mittelalters findet, umſchließt die Ueberreſte der geliebten Schweſter.

Auf dem Drehberg bei Wörlitz, den er ſich ſelbſt zum Begräbnißplatz beſtimmte und antik ausſchmücken ließ, baute er auch ſeinen beiden Schweſtern, Leopoldine († 15. Apr. 1769) und Caſimire († 8. Nov. 1779), vortrefflichen Frauen, Gemahlinnen des Grafen Simon Auguſt von Lippe=Detmold (ſeit 28. Sept. 1765 und 9. Novbr. 1769) Denkmäler. Die Inſchriften verfertigte er ſelbſt:

„Dem Andenken meiner Schweſter Leopoldine. Zu bald ward ſie mir, die mich Liebende, entriſſen. Sie ging all ihren Geſchwiſtern voran, in jenem Leben der Belohnung ihres guten Herzens theilhaftig zu werden und uns,

wenn wir unſre Laufbahn treu vollendet haben, dort zu empfangen."

Franz.

und

„Dem Andenken meiner Schweſter Caſimire. Sie lebte nach göttlicher Vorſchrift, ein, menſchlichen Kräften nach, faſt untadelhaftes Leben. Gott gebe zum Glück der Erde ihr viele Bewohner wie ſie, mir, ſolchem Beiſpiel zu folgen und ſie dort wiederzuſehen."

Franz.

Auch ſeinen Vorfahren weihte er ein Denkmal nach ſeinem eignen Plan. Die Bildſäulen derſelben wurden in dieſem, mit von ihm ſelbſt verfaßten claſſiſchen Inſchriften im Lapidarſtyl aufgeſtellt. Um dieſe Zeit hatte er das Unglück, durch einen Sturz ſeines Pferdes auf ſchlüpfrigem Wege das Bein zu brechen. Die Fürſtin befand ſich gerade in der Schweiz, als ſie die Nachricht erhielt. Sie entſagte ſogleich dem Wunſch, den Winter am Genferſee zuzubringen, und eilte nach Deſſau. „Willkommen in Wörlitz!" rief der Fürſt auf ſeinen Krücken Matthiſſon entgegen, als ſie mit dieſem angekommen war. „Der Himmel", fuhr er fort, „ſorgt immer für Entſchädigung, wenn er Leiden ſchickt. Ich habe bei der Gelegenheit meines Unfalls geſehn, daß ich noch geliebt werde, und darüber alle Schmerzen leicht vergeſſen können. Beſſer gar nicht, als ungeliebt leben."

Bald wurde die Anzahl der Werkleute verdoppelt, da der König und die Königin von Preußen auf den kommenden Sommer dem Fürſten einen Beſuch verſprochen hatten, und dieſer ſich von den beiden gekrönten Menſchenfreunden die erſte Weihe für ſeinen Familientempel erbitten wollte. Doch riß ihn ſeine außerordentliche Vorliebe für das Reiten, ohne welches er nicht leben zu können äußerte, früher hinaus, als es für den Bruch des Beines dienlich war. Es war ein ſchöner Sommerabend, als Matthiſſon im Garten bei Wörlitz länger als gewöhnlich ſpazieren ging. Spät kam der Fürſt geſprengt: „der ſchöne Abend riß mich fort", ſagte er nach der Begrü-

ßung, „und erhob meinen Sinn zu Gott. Mir war als führe mein Weg mich durch den Himmel, und jede meiner Empfindungen wurde Gebet. Eine ganz eigne Sehnſucht nach dem Grabe meiner Schweſter Agnes trieb mich nach Rüſigk. Ich ließ die Kirche aufſchließen und blieb ziemlich lange drinnen; das hat mich ſo verſpätet." Aber durch das Reiten war das Bein entzündet worden. Der Fürſt mußte von Neuem das Bette hüten. Abends kamen der König und die Königin; die Muſik der Deſſauiſchen Jagd empfing ſie. Das königliche Paar erfüllte die Wünſche des Fürſten, und betrat das nun vollendete Denkmal der fürſtlichen Vorfahren. Dann beſuchten ſie den kranken Fürſten. Der König ſprach zu ihm wie ein gefühlvoller Sohn, ohne Ceremonie, die beiden verhaßt iſt.

Im ähnlichen Geiſt ſprach ſich immer das zarte Gefühl des Fürſten durch die Aufmerkſamkeit aus, mit der er den Wünſchen ſeiner Familie zuvorkam, und zugleich die einzelnen Theile ſeiner Anlagen mit den Namen derer ſchmückte, deren Andenken ihm werth war. So ward das Luiſium nach ſeiner Gemahlin, die Friederiken=Brücke nach der Prinzeſſin Friederike von Preußen, nachherigen Herzogin von York, die Luiſenklippe nach der Herzogin von Sachſen=Gotha Namen genannt. Die Amalien=Grotte wurde am Geburtstag (29. Juni) der Gemahlin ſeines Sohnes, Amalie, gebornen Prinzeſſin von Heſſen=Homburg, eingeweiht. Auch ſeinem verehrten Oheim und Vormund ließ er ein Denkmal an eben der Stelle ſetzen, wo derſelbe ehemals einfach gewohnt hatte. Erdmannsdorf leitete die Arbeit und 1775 war es vollendet. Die Reliefs ſind von des Baumeiſters Erfindung, und deuten auf die Lieblingsbeſchäfftigungen des Prinzen, auf Jagd, Landbau und Krieg. Die Inſchrift verfertigte der Fürſt:

Dem Andenken Dietrichs, des freigebigen Mannes, tapfern Kriegers, guten Oheims, redlichen Vormundes. Franz.

Auch Schochs, des Vaters, gedachte der Fürſt durch die Ueberſchrift der Gruft deſſelben:

Schochs Ruheplatz. Seiner Hände Fleiß verſchönerte dieſes Gefilde.

Der Verluſt, den der Fürſt durch ſo viele Todesfälle in ſeiner Familie erfuhr, und den er ſich ſo oft wehmüthig zurückrief, erſetzte ihm (12. Juni 1792) die Vermählung ſeines einzigen Sohnes Friedrich mit Chriſtiane Amalie, Prinzeſſin von Heſſen-Homburg, Schweſter der Gemahlin des Prinzen Wilhelm von Preußen und der tapfern Helden der neueſten Kriege, die ihrem Gemahl 7 Kinder gebar, deren 6 noch leben.

So war die Lage des kleinen Landes und der fürſtlichen Familie glücklicher, als wohl irgend eines andern Theiles von Deutſchland, bis es in den verhängnißvollen Jahren die Schrecken des Kriegs erſchütterten, der über das große Vaterland hereinbrach. Im Jahr 1805 war der Fürſt zu ſeinem alten Freund, dem Churfürſten von Baden, gereiſt, hatte den Kaiſer von Frankreich in Durlach getroffen, und war bei ſeiner Rückkehr empört von Unwillen über den dortigen franzöſiſchen Geſandten Maſſias, der keck verſichert hatte, Napoleon ſey unſchuldig an dem Tode Enghiens.

Eben war der Fürſt mit der Verſchönerung von Wörlitz, durch den Bau der gothiſchen Kirche und des Kirchthurms beſchäfftigt, als der Kanonendonner die Nähe der Feinde ankündigte. Bald darauf ging der unordentliche Rückzug der Preußen aus dem Treffen bei Halle durch das Deſſauiſche, und am 19. Octbr. Nachmittags brannte der Prinz Eugen von Würtemberg die ſchöne Elbbrücke bei Deſſau ab. Nun kam der Kaiſer der Franzoſen ſelbſt an der Spitze einer anſehnlichen Macht nach Deſſau. Am Ausgang des Schloſſes empfing ihn der Fürſt, mit den Inſignien des preußiſchen ſchwarzen Adler-Ordens geſchmückt, den er 1769 von Friedrich dem Großen erhalten hatte. Barſch frug Napoleon: „Haben Sie dem König von Preußen Contingent geſtellt?“ Nein Sire, war die Antwort, eben ſo unerſchrocken und feſt, als die Frage. Der Kaiſer: „Warum nicht?“ Der Fürſt: „Weil man keins von mir begehrt hat.“ Der Kaiſer wurde nun heiterer, und erſuchte den Fürſten, mit ihm auszureiten. Es geſchah. An der verbrannten Elbbrücke befahl der Kaiſer, dieſelbe binnen zwei Mal vier und zwanzig Stunden herzuſtellen, ſonſt könne er für nichts gut ſagen. Der fürſt-

liche Baurath Pozzi, dem die oberſte Leitung dieſer Angelegenheit vom Fürſten übertragen wurde, machte ſich ſehr verdient, daß er den Befehl wirklich vollführte. Als der Fürſt zurückkam, hatten die deutſchen Köche in ſeinem Schloß den franzöſiſchen weichen müſſen. Vom Kaiſer zum Mittagseſſen eingeladen, ſpeiſte er mit dieſem, und nur Jerome und Berthier waren noch zugegen. Ruſtan allein beſorgte die Aufwartung. Die Unterhaltung des Kaiſers war über den Krieg und König Friedrich II. Der Kaiſer gewann den Fürſten immer lieber, und bat ihn, nach Paris zu kommen. „Als deutſcher Fürſt in Paris zu erſcheinen, würde mir ſchmerzlich fallen", antwortete der Fürſt; „aber, wenn Ew. Maj. mich als einfachen Privatmann empfangen wollten, würde mir die Reiſe gewiß viel Vergnügen machen." „Sehr gern", erwiederte Napoleon, „wir wollen dann auf dem Lande wohnen, und recht fleißig mit einander jagen." Vor dem Scheiden ſagte der Kaiſer noch: „Kann ich mit irgend etwas dem Fürſten von Deſſau nützlich ſeyn, ſo wünſche ich das auf der Stelle zu erfahren, denn ich habe Geſchäffte." Der Fürſt: „Ich für meine Perſon bedarf nichts; aber um Schonung für meine armen Unterthanen bitt' ich, denn ſie ſind alle meine Kinder." Der Kaiſer gab Berthier einen Wink, und alle Forderungen (ſie waren nicht unbedeutend) wurden ſogleich vernichtet, aller Art von Gewaltthätigkeit Schranken geſetzt, und das Land neutral erklärt. Wörlitz und andre Anlagen und Gebäude erhielten Schutzwachen, ſo wie auch das Land (unterm 30. Oct. 1807).

Das feine und biedre Benehmen des Fürſten gegen Murat, Berthier und andre franzöſiſche Große und Generale, gewann ihm deren Achtung und wendete viel Unglück von dem Lande ab, das ohnehin ſchon anſehnlichen Verluſt erlitt. Indeſſen brachte die Verknüpfung der politiſchen Angelegenheiten es mit ſich, daß der Fürſt (13. Apr. 1807) dem Rheinbund beitrat und den herzoglichen Titel annahm (Bekanntmach. 1. Juni) mit der Verbindlichkeit, nebſt den übrigen beiden anhaltiſchen Linien, 800 Mann leichten Fußvolks, von welchen 350 Mann auf den Deſſauiſchen Antheil kamen, als Truppencontingent zu ſtellen. Dieſe mußten wirklich noch gegen Preußen ausrücken; doch der Tilſiter Friede brachte ſie ohne Verluſt

nach Hauſe zurück. In demſelben Jahr reiſte der Herzog ohne alles Gefolge nach Paris. Es wurden ihm zu Ehren glänzende Jagden angeſtellt, bei denen nur er es mit dem Kaiſer im Reiten aufnehmen konnte, indem er ihm immer zur Seite blieb. Er wohnte auf dem Landſchloß zu Rambouillet, vergaß aber nicht in Paris den 97 Jahr alten Clériſſeau aufzuſuchen (deſſen Kunſt Winkelmann ſo hochſchätzte), um die Bekanntſchaft von Rom 1766 zu erneuern. Zufrieden mit ſeinem Empfang, kehrte er nach kurzem Verweilen nach Deſſau zurück, reiſte aber bald darauf, eingeladen, nach Wien zum Kaiſer von Oeſterreich.

Aller der durch den Krieg vermehrten Ausgaben ungeachtet, war dennoch keine neue Auflage gemacht, ja in der Verbeſſerung aller Zweige der Verwaltung fortgefahren worden. Es ſtand jetzt das 50jährige Regierungsjubiläum des Herzogs bevor. Schon 1801 hatte man ihn erinnert das Jubiläum ſeiner Fürſtenwürde zu begehen, und er hatte geantwortet: „Er werde den Todestag ſeines Vaters nicht feiern.“ Im Jahr 1758 hatte er die Regierung ſelbſt übernommen, ſich mit unermüdeter Anſtrengung die Aufklärung und Bildung ſeiner Zeit angeeignet, um ſie mit weiſer Hand in ſeinem Lande zu verbreiten. Er hatte ſeine Unterthanen der frühern Rohheit entriſſen, mit Aufopferung eigner Ruhe, eignen Vermögens, eigner Sicherheit, Elend gemildert, Unglück abgewendet, gleich liebenswürdig als Menſch und als Fürſt, in 50 verhängnißvollen Jahren den Zweck ſeines Regentenlebens unabläſſig im Auge behalten, ſein Volk glücklicher und beſſer zu machen. Er hatte ſein Land zum Garten umgeſchaffen und auf eine Höhe des Glücks erhoben, die früher in Deutſchland unbekannt war; — wer mag ſich wundern, wenn die Unterthanen mit den heißeſten Wünſchen einem Feſt entgegen ſahen, an welchem ſie ihrem Fürſten, ihrem Vater, die Huldigungen des reinſten Dankes und der tiefſten Ehrfurcht bringen wollten. Es wurden freiwillige Beiträge geſammelt, um dem Herzog eine Bildſäule zu errichten. Der Erbprinz verſprach das Fehlende zu geben. Es bedurfte deſſen nicht. Binnen kurzer Zeit waren mehrere Tauſende von Thalern geſammelt. Ein Jeder eilte einen Beitrag zu geben, der ſeinem Vermögen nur irgend angemeſſen war. Man mußte endlich

dem Herzog den Plan eröffnen, und ſogleich erſchien folgende, von dem Herzog eigenhändig aufgeſetzte Bekanntmachung: „Den allererkenntlichſten Dank an alle mich liebende Meinigen, für das, was ſie für mich zu thun Willens waren. Ich kann die Gefühle, die dies in mir erweckt hat, unmöglich mit Worten ausdrücken. Es iſt mir zwar ſehr ſchmeichelhaft; ich kann aber den mir zugedachten Beweis der Liebe und Achtung aus guten Gründen nicht annehmen. Eine jede Anwendung deſſen, was ein Jeder hierzu beſtimmt hatte, zum Nutzen der Seinigen oder andrer Hülfsbedürftigen, wird mir ein wertheres Geſchenk ſeyn, als Alles, was man hierzu hat anwenden wollen und können. Die Gnade und Barmherzigkeit Gottes und die Liebe meiner Treuen ſind mir mehr werth, als die größten zu erbauenden Ehrendenkmäler. Gott wolle Euch alle für Eure gute Geſinnung beſtens ſegnen!“ Deſſau am 1. Jan. 1808.

Leop. Fr. Franz, H. u. F. z. A.

Dennoch konnt' und wollte er die übrigen Feſtlichkeiten nicht verhindern. Es war ein wahres Volksfeſt. Ein allgemeiner Ausdruck der Verehrung, Liebe und Dankbarkeit. Fremde mußten das Land beneiden und den Fürſten, und gerührt werden durch die warme Anhänglichkeit der Unterthanen an einen Fürſten, der ſie glücklich gemacht hatte. In einer, der vorigen in Rückſicht der herzlichen Sprache ähnlichen, Bekanntmachung (10. Nov.) dankte der Fürſt ſeinen Unterthanen für die Theilnahme am Jubelfeſt. „Aus der Rührung, welche mein Auge ſprach, leuchtete zwar klar genug meine Dankbarkeit hervor; dennoch kann ich mir nicht verſagen, laut das Gefühl, das mich belebte, zu bekennen, und allen meinen lieben Getreven die innige Erkenntlichkeit meines Herzens hiermit öffentlich an den Tag zu legen“ u. ſ. w. Es war ein ſchönes Zeichen der Toleranz, daß zum Jubelfeſt Reformirte und Lutheraner ein neues Geſangbuch für beide Confeſſionen einführten.

Auch auf ein benachbartes Ländchen konnte der Herzog ſeine wohlthätige Regierungsweiſe ausbreiten. Der Herzog von Anhalt=Cöthen, der den Kaiſer Napoleon als ſein Ideal verehrte, hatte alles wohlgemeinten Abra=

nach Hauſe zurück. In demſelben Jahr reiſte der Herzog ohne alles Gefolge nach Paris. Es wurden ihm zu Ehren glänzende Jagden angeſtellt, bei denen nur er es mit dem Kaiſer im Reiten aufnehmen konnte, indem er ihm immer zur Seite blieb. Er wohnte auf dem Landſchloß zu Rambouillet, vergaß aber nicht in Paris den 97 Jahr alten Clériſſeau aufzuſuchen (deſſen Kunſt Winkelmann ſo hochſchätzte), um die Bekanntſchaft von Rom 1766 zu erneuern. Zufrieden mit ſeinem Empfang, kehrte er nach kurzem Verweilen nach Deſſau zurück, reiſte aber bald darauf, eingeladen, nach Wien zum Kaiſer von Oeſterreich.

Aller der durch den Krieg vermehrten Ausgaben ungeachtet, war dennoch keine neue Auflage gemacht, ja in der Verbeſſerung aller Zweige der Verwaltung fortgefahren worden. Es ſtand jetzt das 50jährige Regierungsjubiläum des Herzogs bevor. Schon 1801 hatte man ihn erinnert das Jubiläum ſeiner Fürſtenwürde zu begehen, und er hatte geantwortet: „Er werde den Todestag ſeines Vaters nicht feiern.“ Im Jahr 1758 hatte er die Regierung ſelbſt übernommen, ſich mit unermüdeter Anſtrengung die Aufklärung und Bildung ſeiner Zeit angeeignet, um ſie mit weiſer Hand in ſeinem Lande zu verbreiten. Er hatte ſeine Unterthanen der frühern Rohheit entriſſen, mit Aufopferung eigner Ruhe, eignen Vermögens, eigner Sicherheit, Elend gemildert, Unglück abgewendet, gleich liebenswürdig als Menſch und als Fürſt, in 50 verhängnißvollen Jahren den Zweck ſeines Regentenlebens unabläſſig im Auge behalten, ſein Volk glücklicher und beſſer zu machen. Er hatte ſein Land zum Garten umgeſchaffen und auf eine Höhe des Glücks erhoben, die früher in Deutſchland unbekannt war; — wer mag ſich wundern, wenn die Unterthanen mit den heißeſten Wünſchen einem Feſt entgegen ſahen, an welchem ſie ihrem Fürſten, ihrem Vater, die Huldigungen des reinſten Dankes und der tiefſten Ehrfurcht bringen wollten. Es wurden freiwillige Beiträge geſammelt, um dem Herzog eine Bildſäule zu errichten. Der Erbprinz verſprach das Fehlende zu geben. Es bedurfte deſſen nicht. Binnen kurzer Zeit waren mehrere Tauſende von Thalern geſammelt. Ein Jeder eilte einen Beitrag zu geben, der ſeinem Vermögen nur irgend angemeſſen war. Man mußte endlich

dem Herzog den Plan eröffnen, und ſogleich erſchien folgende, von dem Herzog eigenhändig aufgeſetzte Bekanntmachung: „Den allererkenntlichſten Dank an alle mich liebende Meinigen, für das, was ſie für mich zu thun Willens waren. Ich kann die Gefühle, die dies in mir erweckt hat, unmöglich mit Worten ausdrücken. Es iſt mir zwar ſehr ſchmeichelhaft; ich kann aber den mir zugedachten Beweis der Liebe und Achtung aus guten Gründen nicht annehmen. Eine jede Anwendung deſſen, was ein Jeder hierzu beſtimmt hatte, zum Nutzen der Seinigen oder andrer Hülfsbedürftigen, wird mir ein wertheres Geſchenk ſeyn, als Alles, was man hierzu hat anwenden wollen und können. Die Gnade und Barmherzigkeit Gottes und die Liebe meiner Treuen ſind mir mehr werth, als die größten zu erbauenden Ehrendenkmäler. Gott wolle Euch alle für Eure gute Geſinnung beſtens ſegnen!“ Deſſau am 1. Jan. 1808.

Leop. Fr. Franz, H. u. F. z. A.

Dennoch konnt' und wollte er die übrigen Feſtlichkeiten nicht verhindern. Es war ein wahres Volksfeſt. Ein allgemeiner Ausdruck der Verehrung, Liebe und Dankbarkeit. Fremde mußten das Land beneiden und den Fürſten, und gerührt werden durch die warme Anhänglichkeit der Unterthanen an einen Fürſten, der ſie glücklich gemacht hatte. In einer, der vorigen in Rückſicht der herzlichen Sprache ähnlichen, Bekanntmachung (10. Nov.) dankte der Fürſt ſeinen Unterthanen für die Theilnahme am Jubelfeſt. „Aus der Rührung, welche mein Auge ſprach, leuchtete zwar klar genug meine Dankbarkeit hervor; dennoch kann ich mir nicht verſagen, laut das Gefühl, das mich belebte, zu bekennen, und allen meinen lieben Getreuen die innige Erkenntlichkeit meines Herzens hiermit öffentlich an den Tag zu legen“ u. ſ. w. Es war ein ſchönes Zeichen der Toleranz, daß zum Jubelfeſt Reformirte und Lutheraner ein neues Geſangbuch für beide Confeſſionen einführten.

Auch auf ein benachbartes Ländchen konnte der Herzog ſeine wohlthätige Regierungsweiſe ausbreiten. Der Herzog von Anhalt-Cöthen, der den Kaiſer Napoleon als ſein Ideal verehrte, hatte alles wohlgemeinten Abra-

thens ungeachtet, „die heilbringende Conſtitution, welche der größeſte Geſetzgeber der Welt, Napoleon der Große, ſeinen Völkern, die er als Vater liebt" (Worte des Edicts vom 28. Dec. 1810) gegeben, auch auf ſein Land ausgedehnt. Das Herzogthum ward in ein Departement und mehrere Diſtricte getheilt. Ein geheimer Staatsrath und Miniſter, Präſecten, Staatsräthe und Maire's eingeſetzt, ein Verdienſtorden geſtiftet (15. Aug. 1811) und Stände berufen. Dabei befand ſich das Land, durch thörige Verſchwendung des Herzogs, in der traurigſten Lage. Eine beinahe auf 2 Millionen Thaler gehäufte Schuldenlaſt drückte es. Bald konnten die Zinſen nicht bezahlt werden. Alles war in der größten Unordnung. Die Kammer, die ſelbſt nicht genau wußte wie viel ſie ſchuldig war, mußte gerichtlich niedergelegte Depoſiten-Gelder angreifen. Das Wild lief heerdenweiſe über die Felder und verzehrte die Früchte der Landleute. Keiner, vom geringſten Unterthanen bis zum Staatsrath, war vor perſönlichen Mißhandlungen ſicher. Durch ſächſiſche Vermittlung war endlich der Herzog auf eine beſtimmte Summe, für ſeinen Hofſtaat, angewieſen. Um nun bei etwaigem Tode des Herzogs die Aufſicht und Unterſuchung, wie es ſcheint, nicht in der Nähe zu haben, oder aus perſönlicher Abneigung gegen den Herzog von Deſſau, ſuchte man, alten Hausverträgen zuwider, die Vormundſchaft über den minderjährigen Neffen und Erben des Herzogs, deſſen mütterlichem Großvater, dem Großherzog von Heſſen-Darmſtadt zu übertragen, und in dieſem Haus- und Familiengeſetz zu beſtimmen, daß während der Vormundſchaft nichts an der Verfaſſung geändert werden ſolle. Am 5. Mai 1812 ſtarb der Herzog. Der Großherzog von Heſſen-Darmſtadt ſchlug die Vormundſchaft aus, die nun an den Herzog von Deſſau fiel. Dieſer hob (24. Oct. 1812) „auf erſtatteten Bericht der Räthe und Bitte und Beſchwerde der Unterthanen, und überzeugt, daß die ohne gehörige Vorbereitung und Berückſichtigung der Umſtände eingeführte neue Staats- und Juſtizverfaſſung eben ſo wenig dem Geiſt des großen Muſters, als dem Umfang des Landes angemeſſen ſey, und bei den gänzlich zerrütteten Finanzen durchaus nicht länger beibehalten werden könne, ohne den Ruin des Landes herbeizuführen" (Worte des Edicts), dieſe vom 1. Nov. 1812 an vorläufig auf,

ſchaffte die bisherigen Staatsämter ab, löſte eine beſtehende Reiterei des verſtorbenen Herzogs auf, ließ das Wild todtſchießen und verkaufen, und eine beſondre vormundſchaftliche Regierungs-Commiſſion für Cöthen einrichten.

Der Krieg ſchlug im Lauf der letzten Jahre dem Lande harte Wunden. Beim Ausbruch der Feindſeligkeiten gegen Oeſterreich, 1809, mußte der beſtimmte Truppenbeitrag wieder ins Feld geſtellt werden. Das anhaltiſche Bataillon, 800 Mann ſtark, marſchirte nach Tyrol, und nach Abſchluß des Friedens, ohne bedeutenden Verluſt erlitten zu haben, nach Spanien, wo es in Catalonien völlig aufgerieben wurde, ſo daß nur Wenige ihr Vaterland wiederſahen. Im Jahr 1812 mußte ein erneutes Bataillon nach Rußland marſchiren. Ein Conſcriptions-Geſetz wurde (16. Aug. 1812), mit möglicher Schonung der höhern Claſſen der Bewohner, gegeben. Das Bataillon theilte das Schickſal der übrigen Truppen und ward bei Kowno, im ruſſiſchen Polen, völlig zerſprengt. Schon waren im Frühling 1813 Erſatzmannſchaften für daſſelbe ausgehoben und ausgerüſtet, als Preußen die deutſchen Brüder zum Kampf für die Freiheit rief. Der Erbprinz, der dieſe Angelegenheiten unter ſich hatte, ließ die Recruten ſogleich in ihre Wohnungen zurückkehren, um ſie nicht den Franzoſen überlaſſen zu müſſen. Noch waren mehrere Striche des kleinen Landes, und ſelbſt Bernburg in franzöſiſchen Händen, als eilig ein neues Bataillon von Cöthen und Deſſau, mit thätiger Theilnahme des Erbprinzen, ausgehoben wurde, dem ſich viele Jünglinge als Freiwillige beigeſellten. Der Herzog hielt ſich von allen Geſchäfften entfernt in Wörlitz auf, und ſchien an nichts Theil zu nehmen. Am 1. Mai 1813 marſchirte das Bataillon, 600 Mann ſtark, auf das rechte Elbufer, die erſten, welche von dieſer Seite die Waffen für die Freiheit ergriffen. Viele andre Jünglinge hatten ſich den preußiſchen Freiwilligen angeſchloſſen, und fochten tapfer und geehrt in den Reihen derſelben. Schon am 28. Mai hatte das Bataillon Gelegenheit, unſern Hamburgs dem Feind entgegen zu treten. Was aber der Herzog gefürchtet hatte, geſchah. Die Franzoſen drangen nach der Schlacht vom 2. Mai vor, und überzogen auch Deſſau, welches, ver-

möge des Waffenſtillſtands, auf die Dauer deſſelben in ihren Händen blieb. Der Herzog wurde nun in des franzöſiſchen Kaiſers Anweſenheit genöthigt (12. Juli 1813) zu erklären: „Das Bataillon ſey ohne ſeine Genehmigung und Theilnahme von den Ruſſen genommen worden, und zu befehlen, daß jeder in ſein Vaterland zurückkehren ſolle, bei Strafe für Rebellen angeſehn und des Vermögens verluſtig zu werden.“

Natürlich war der Befehl ohne Wirkſamkeit. Doch nun ohne Unterſtützung, mußte das Bataillon in engliſchen Sold treten. Es focht unter dem General-Lieutenant v. Wallmoden bei der Göhrde und in mehrern Gefechten, bis es am 10. Dec. unfern Rendsburg, nach ſechsſtündigem Tirailliren noch zum Sturm auf Geſchütz befehligt und bei Mangel an Pulver, ohne andre Hülfe zu erhalten, von der däniſchen Reiterei ganz zerſprengt wurde. Unterdeſſen hatten die anhaltiſchen Herzöge für Frankreich ein Regiment Jäger zu Pferd, 500 Mann ſtark, ausrüſten müſſen, welches in der Schlacht bei Culm gleich aufgelöſt und größtentheils gefangen wurde.

Deſſen ungeachtet marſchirten im Winter 1814 ein Bataillon Landwehr und ein Bataillon Füſilier, mit einer Abtheilung freiwilliger Jäger, nach Frankreich, und zeichneten ſich bei der Vertheidigung von Dornik (31. März 1814) aus, und zugleich ward (15. März 1814) der Landſturm errichtet und in Thätigkeit geſetzt.

Auch 1815 rückte das Regiment mit den freiwilligen Jägern wieder aus, und wurde im nördlichen Frankreich vor mehrern Feſtungen gebraucht. Seine Enkel, den jetzigen Erbprinz und deſſen Bruder Georg Bernhard, ließ er, jenen als Volontair beim öſterreichiſchen Heer, dieſen eben ſo beim preußiſchen, unter den Brüdern ihrer Mutter, den Prinzen von Heſſen-Homburg, Theil am Feldzug 1814 nehmen.

Der Verluſt, den das Land durch dieſe geſtellten Truppen an Menſchen erlitt, iſt ſehr bedeutend, im Verhältniß ſeiner Größe Die vielen Durchzüge fremder

Truppen drückten, vorzüglich ſeit 1812, das Deſſauiſche ganz außerordentlich. Viele Verwüſtungen richteten die Verſchanzungen an, welche von Franzoſen und Schweden angelegt wurden; drei Mal mußte die Brücke über die Elbe neu geſchlagen werden, nachdem ſie ſo oft, wie auch mehrere andre Muldbrücken, verbrannt worden.

Wer ſollte nicht glauben, daß die Finanzen des Herzogs hätten völlig zerrüttet werden müſſen? Dennoch war dies weniger der Fall, als in irgend einem andern Lande. Es hatte der Fürſt, im Beſitz aller Rittergüter des Landes und vieler Privatbeſitzungen (die Privatbeſitzungen allein bewohnen 66,000 Einw. mit weit über 200,000 Gulden Ertrag), vorzüglich in Oſtpreußen, von ſeinem Großvater her, durch gute Bewirthſchaftung derſelben ſeine Einnahme ſehr erhöht, und ſo die großen Summen herbeiſchaffen können, welche ihm ſeine Verbeſſerungen und Verſchönerungen koſteten. Jetzt aber waren die oſtpreußiſchen Güter, wie früher ſchon 1807, noch mehr 1812 und 13 durch die Franzoſen und Ruſſen ſehr verwüſtet worden, und bedurften nochmaliger großer Unterſtützung. Glücklicherweiſe war das Land völlig ſchuldenfrei, und es traf der Krieg auch nicht alle Theile der herzoglichen Beſitzungen gleichmäßig. Erſt am 8. Juni 1810 wurde der Befehl gegeben, Tabellen über Grundeigenthum, Pacht und Gewerbe, zur gleichmäßigen Vertheilung einer Kriegsſteuer anzufertigen, welche den 20. Aug. 1810 für das Jahr 1811 zuerſt ausgeſchrieben wurde. (Sie betrug von dem Haus eines Vollſpänners 2 Thlr., vom Morgen ſchlechten Ackers 4 gl. 6 pf., von der Pacht 1 vom Hundert.)

Es mußte aber ſpäter, da dieſe Steuer vorzüglich die Grundbeſitzer traf, auch eine Gehalt-, Geſinde- und Gewerbſteuer ausgeſchrieben werden (20. Juni 1814), wobei die durch den Krieg gewinnenden Gewerbe berückſichtigt wurden. Vom Gehalt wurde nach 5 Abſtufungen, von 1200 Thlr. zwei, bis unter 200 Thlr. ein Viertel vom Hundert gefordert.

Auch zu einer Anleihe mußte geſchritten werden (21. Sept. 1813), und da bei den drückenden Zeiten, auch

vielleicht aus Mißtrauen, da das Ausſchreiben nicht vom Herzog ſelbſt, ſondern nur vom Erbprinzen unterzeichnet war, dieſe nicht freiwillig zu Stande kam, ſo wurde (19. Nov.) in nochmaliger Aufforderung Zwang gedroht, zu welchem es aber nicht gedieh, indem das Verlangte ſchnell zuſammengebracht wurde. Anfangs betrug die Anleihe nur 250,000 Thlr.; doch mußte ſie bis auf mehr denn 400,000 Thlr. gebracht werden, mit 5 vom Hundert Zinſen auf zwei Jahr.

Dazu erließ am 1. Aug. 1813 der Herzog folgende Bekanntmachung an ſeine Unterthanen: „Eine lange Reihe von Jahren hindurch habe ich bewieſen, daß ich jede billige Bitte meiner Unterthanen gewährte. Die letzten Zeitereigniſſe haben leider mich um die Mittel gebracht, ferner hierin den Wünſchen meines Herzens zu folgen. Nur ſelten werde ich Hülfsbedürftige unterſtützen können, wenn uns Gott nicht bald beſſere Zeiten ſchenkt.“ Indeſſen ſcheint dieſes mehr geſagt zu ſeyn, um die Noth des Landes öffentlich zu zeigen und dadurch Schonung bei dem Feind zu bezwecken. Doch mußten (2. u. 4. Juli 1813) noch alle zur Conſcription Gehörigen und Ausgenommenen eine Summe rückſichtlich von 5—50 Thlr. als Darlehn geben, ſobald ſie nicht wirklich dienten.

Am 1. Dec. 1813 wurde die Errichtung der Landwehr bekannt gemacht, und um freiwillige Beiträge gebeten. Dieſe wurden verhältnißmäßig reichlich dargebracht (über 3500 Thlr.). Der Herzog dankte in der Aufforderung dazu öffentlich dem Kaufmann Koch, der unaufgefordert 100 Thlr. beigetragen hatte. Aber bald hob ſich, durch weiſe Sparſamkeit, der Credit des Landes. Einſchränkungen mancherlei Art wurden gemacht: das Theaterperſonale verabſchiedet, ſo wie auch ein Theil der Kapelle. Es konnten ſo, Michaelis 1816, ſchon 80,000 Thaler zurückgezahlt werden. In wenig Jahren wird auf dieſe Weiſe, durch den Antheil an den franzöſiſchen Kriegscontributions-Geldern und engliſchen Subſidien, und durch Fortdauer der Kriegsſteuer, das Land wieder ſchuldenfrei ſeyn. Das genommne Darlehn (vom 2. und 4. Juli 1813) wurde (26. Oct. 1816) zum Theil zurückgezahlt. Das Vertrauen iſt ſo groß, daß die Landes-Cre-

dit-Caſſen-Obligationen 1 vom Hundert gegen baares Geld gewinnen.

Sonſt nahm der Herzog noch thätig Theil an der Befreiung Deutſchlands durch die Bemühungen, einen hohen Sinn unter den Einwohnern ſeines Landes zu erhalten. In dieſem Geiſt wurde die religiöſe Feier des 19. Octobers (11. Octbr. 1814) anbefohlen, und mit allgemeiner Erhebung bis zum Jahr 1816 gefeiert, und wird es gewiß noch ferner werden.

Sein milder Sinn zeigte ſich auch, vorzüglich gegen die in der Leipziger Schlacht verwundeten Krieger, dadurch, daß er ſein Schloß zu Zerbſt zum Lazareth hergab. Die Erbprinzeſſin Amalie, mit ihren beiden älteſten Töchtern, riefen um Beiträge für daſſelbe die Bewohner des Landes mit herzlichen und freundlichen Worten auf (10. Nov. 1813), und es wurde nach Vermögen gegeben. Dem ſchönen Beiſpiel folgend waren die Jungfrauen und Frauen beſorgt um die Verpflegung der kranken und verwundeten Tapfern.

Es entſagte nun, den neuen Verhältniſſen gemäß, der Herzog dem rheiniſchen Bund (1. Dec. 1813), beſchickte auch den Wiener Congreß durch einen Abgeordneten, den Präſidenten von Wolframsdorf, in Begleitung ſeines älteſten Enkels, und unterzeichnete (8. Juni 1815) ſeinen Beitritt zum deutſchen Bunde. Es erhielt das Geſammthaus Anhalt mit Oldenburg und Schwarzburg eine Stimme in der Bundesverſammlung. Ueberhaupt benahm ſich der Herzog, in den ſo ſcharf einander entgegengeſetzten politiſchen Verhältniſſen Deutſchlands, mit einer Umſicht und Würde, die den genauen Beobachter in Erſtaunen ſetzt, und die ihm die Achtung der größten Monarchen erwarb. So wurde er vom Kaiſer Napoleon, wie erzählt worden iſt, und auch zu Erfurt 1808 (wie der Verfaſſer genau weiß), dann in Dresden 1812, ſehr ausgezeichnet. Mit außerordentlicher Achtung begegnete ihm der Kaiſer Alexander, den der Fürſt in Wittenberg beſuchte (1805), und ihn zu ſprechen 1814 nach Leipzig

reiſte. Hier, bei der Anmeldung des Herzogs, antwortete der Kaiſer: „Es ſchicke ſich, daß der Jüngere zu dem Aeltern gehe", und er that es ſogleich. Eben ſo herzlich nahm ihn Kaiſer Franz in Wien auf. Der König von Preußen beſuchte ihn noch 1814 in Wörlitz und ehrt ihn hoch.

Ueberhaupt ſchloß ſich der Herzog völlig, ſchon früher, an Preußen an. Sein eigner Sohn war preußiſcher General-Major. Selbſt während der Zeit, in der ſich, im Sommer 1813, Deſſau in den Händen der Franzoſen befand, war die alte Verbindung und Mittheilung zwiſchen dem Herzog und Preußen nicht ganz abgebrochen. Seine beiden Enkel befanden ſich 1814 bei den öſterreichiſchen und preußiſchen Heeren, von denen der Jüngere noch jetzt in preußiſchen Dienſten iſt, damit das Andenken der Helden ſeines Hauſes nicht verlöſche, die für Preußen fochten und bluteten. Er vermittelte ſelbſt (1816) die Verlobung ſeines älteſten Enkels mit der Prinzeſſin Friederike Wilhelmine Luiſe Amalie, Prinzen Ludwigs von Preußen, Bruders des Königs, Tochter, und ſicherte ſeines Hauſes Beſtand ſo, durch engeres Anſchließen an das Intereſſe Preußens, dem auch ſeine Unterthanen völlig ergeben ſind. Seine älteſte Enkelin, Amalie Auguſte, wurde (15. Apr. 1816) mit Friedrich Günther, Fürſten von Schwarzburg-Rudolſtadt, vermählt.

Es mußten ihn dieſe frohen Ereigniſſe tröſten über den Verluſt, den er noch in ſeinem hohen Alter erlitt. Am 11. Decbr. 1811 ſtarb ſeine Gemahlin, allgemein verehrt und als große Wohlthäterin der Armen bedauert. Der Herzog, tief ergriffen über den Tod derſelben, vergoß innige Thränen, als er von ihrem Ende zu einem ſeiner Räthe ſprach. Es iſt wahr, daß die religiöſe Schwärmerei der Fürſtin einen zu ſinnlichen Genüſſen reizbaren Mann von ſich entfernte; doch weiß man, daß die Nachgiebigkeit des Herzogs gegen dieſe Begierde, außer der frühern Jahre zu gedenken, noch nach ſeiner Verheirathung, mit Wiſſen und Bewilligung, ja ſogar, ſagt man, auf Anregung ſeiner Gemahlin veranlaßt worden iſt.

Auch darf nicht verſchwiegen werden, daß dadurch mehrere 100,000 Thaler verſchwendet worden ſind. Doch wird man milder im Urtheil, wenn man bedenkt, daß der Herzog erſt 1811 ſein Land mit neuen Steuern belaſtete, daß dieſe Summen dem Lande nicht verloren gingen, und daß weiblicher Einfluß in wichtigen Regierungsangelegenheiten nicht bemerkt worden iſt. Doch mag eine freiere Denkungsart in dieſem Bezuge dadurch in Deſſau befördert worden ſeyn.

Seinen einzigen Sohn verlor der Herzog auch noch (25. Mai 1814). Dieſer hatte ſchon ſeit mehrern Jahren Theil an den Regierungsgeſchäfften genommen. Auf ſeinen ausdrücklichen Wunſch: „unter ſeinen Mitbürgern beerdigt zu werden", wurde er auf dem Begräbnißplatz bei Deſſau beſtattet.

Seitdem ſteht eine Regierungscommiſſion dem Herzog zur Seite, obgleich dieſelbe erſt im Juli 1816 den Unterthanen als ſolche vorgeſtellt wurde. Doch iſt der Herzog nicht völlig von allen Geſchäfften zurückgezogen, ſondern noch immer nach Möglichkeit thätig. Wenn auch in den letzten Jahren ſehr nützliche Verordnungen erſchienen, vorzüglich in Polizei-Angelegenheiten, z. B. die Errichtung einer Gensd'armerie (ſeit 1. Nov. 1810) betreffend, und mehrere Befehle, um die Polizei, beſonders nach hergeſtelltem Frieden, wieder in Wirkſamkeit treten zu laſſen und ſie kräftig aufrecht zu erhalten, ſo bemerkte man doch, daß die Natur ihre Rechte fordre. Indeſſen wurde noch (11. Juni 1811) die Abzugsfreiheit zwiſchen deſſauiſchen und preußiſchen, und (1. Mai 1812) zwiſchen jenen und den cöthenſchen Unterthanen feſtgeſetzt; Tillich bei ſeiner Erziehungsanſtalt ſehr thätig unterſtützt; den Tuchfabriken aufgeholfen, und noch eben jetzt (März 1817) die Anlegung einer Lederfabrik in Oranienbaum mit thätiger Theilnahme des Herzogs betrieben.

Auch die Künſte ſind nicht vergeſſen. Noch 1816 ſchickte der Herzog einen jungen Mann, Walkof, von

dem er eine Zeichnung geſehn hatte, auf ſeine Koſten nach Italien, um die Kunſtfertigkeiten auszubilden. Eben ſo wurde für die Verſchönerungen noch geſorgt, wenn gleich Vieles bei dem Druck der Zeiten unterbleiben mußte.

Am 24. Sept. 1809, am Geburtstag der Herzogin, wurde die neue Kirche zu Wörlitz geweiht; die Verwüſtungen, welche der Krieg angerichtet hatte, wurden durch Wiedererbauung der zerſtörten Brücken, neue Anpflanzung der umgehauenen Bäume auf den geebneten Verſchanzungen, immer noch mit vorzüglicher Thätigkeit verdeckt. Manches geſchah wohl, was früher entweder ganz wäre unterlaſſen worden, oder anders geſchehen wäre.

Der Einfluß des Erbprinzen, den heftige Leidenſchaftlichkeit nicht ſelten fortriß, war nicht immer auf wohlthätige Weiſe bemerkbar. So mag daher eine Spannung mit Anhalt-Bernburg entſtanden ſeyn. Durch widriges Zuſammentreffen der Umſtände, vielleicht durch Unvorſichtigkeit des Erbprinzen ſelbſt, wurde der Geheimerath von Rode in Ruheſtand verſetzt. Ein Mann, den, wegen ſeiner claſſiſchen Bildung, tiefen Kenntniſſe, großer Rechtſchaffenheit, Feinheit im Umgang und mehrerer Verdienſte hochgeſchätzt, das Bedauern aller Gutgeſinnten und die allgemeine Achtung des Landes in ſeine Zurückgezogenheit begleitet hat. Man bemerkt, daß bei ſeinem Nachfolger in der Gunſt des Herzogs muſicaliſche Fertigkeit nicht die Vorzüge des von Rode erſetze.

Manche willkürliche Handlung muß ebenfalls auf die Rechnung des Erbprinzen geſetzt werden, der jähzornig, oft gegen beßres Wiſſen und Wollen des Vaters handelte, wenn auch er es gleich mit ſeinem Lande ſehr gut meinte. Schöne Hoffnungen blühen dem Lande in dem Sohn deſſelben auf, der die natürliche Milde und Sanftmuth und Liebenswürdigkeit des Großvaters vereinigt, ohne ſich den Schwächen deſſelben und ſeines

Va-

Vaters hinzugeben. Unſtreitig eine Frucht der Erziehung ſeiner Mutter, der ſo ein dankbares Andenken im Lande manche Leiden früherer Jahre verſüßen wird.

* * *

Der Herzog iſt ein Mann von großem, kräftigem Körperbau, mit ſcharf bezeichnenden Geſichtszügen, voller natürlicher, doch durch eigenthümliche Güte gemilderter Lebhaftigkeit. Sein Benehmen iſt ſicher, durch die erworbene Welt- und Menſchenkenntniß und durch den Umgang mit allen Ständen der menſchlichen Geſellſchaft. Seine Schreibart iſt herzlich; einfach, wie ſeine Rede; zutraulich, wie ſein Weſen; kräftig, wenn er befiehlt. Der durchgehende Zug ſeines Weſens iſt die Verbindung des Schönen mit dem Nützlichen. Aus ihr erklärt ſich die Vorliebe für die ſchöne Bau- und Gartenkunſt. Sein Geſchmack iſt bewährt, in dieſer und andrer Hinſicht auf ſchöne Künſte. In allen ſeinen Anordnungen zeigt ſich das.

Er beſitzt eine anſehnliche Bibliothek der claſſiſchen Schriftſteller Deutſchlands, Italiens, Frankreichs und Englands, deren Sprachen er verſteht und ſpricht. Seine Arbeitszimmer, mit Gemälden verziert, ſind mit Büchern auf dem Fußboden, und Schreibereien auf den Tiſchen bedeckt. Es iſt da wie bei einem vornehmen Gelehrten. Prunklos iſt er in ſeiner Haushaltung. Einen eigentlichen Hofſtaat hat er nicht. Hoffeſte ſind ſelten. Die öffentliche Tafel, zu der Gebildete von allen Ständen geladen werden, iſt ohne Zwang und Ueppigkeit. Seine Kleidung iſt einfach. Er lebt in ſeinem Lande wie ein Vater unter ſeinen Kindern; in ſeiner Familie wie ein Patriarch. Er genießt allgemeiner

dem er eine Zeichnung geſehn hatte, auf ſeine Koſten nach Italien, um die Kunſtfertigkeiten auszubilden. Eben ſo wurde für die Verſchönerungen noch geſorgt, wenn gleich Vieles bei dem Druck der Zeiten unterbleiben mußte.

Am 24. Sept. 1809, am Geburtstag der Herzogin, wurde die neue Kirche zu Wörlitz geweiht; die Verwüſtungen, welche der Krieg angerichtet hatte, wurden durch Wiedererbauung der zerſtörten Brücken, neue Anpflanzung der umgehauenen Bäume auf den geebneten Verſchanzungen, immer noch mit vorzüglicher Thätigkeit verdeckt. Manches geſchah wohl, was früher entweder ganz wäre unterlaſſen worden, oder anders geſchehen wäre.

Der Einfluß des Erbprinzen, den heftige Leidenſchaftlichkeit nicht ſelten fortriß, war nicht immer auf wohlthätige Weiſe bemerkbar. So mag daher eine Spannung mit Anhalt-Bernburg entſtanden ſeyn. Durch widriges Zuſammentreffen der Umſtände, vielleicht durch Unvorſichtigkeit des Erbprinzen ſelbſt, wurde der Geheimerath von Rode in Ruheſtand verſetzt. Ein Mann, den, wegen ſeiner claſſiſchen Bildung, tiefen Kenntniſſe, großer Rechtſchaffenheit, Feinheit im Umgang und mehrerer Verdienſte hochgeſchätzt, das Bedauern aller Gutgeſinnten und die allgemeine Achtung des Landes in ſeine Zurückgezogenheit begleitet hat. Man bemerkt, daß bei ſeinem Nachfolger in der Gunſt des Herzogs muſicaliſche Fertigkeit nicht die Vorzüge des von Rode erſetze.

Manche willkürliche Handlung muß ebenfalls auf die Rechnung des Erbprinzen geſetzt werden, der jähzornig, oft gegen beßres Wiſſen und Wollen des Vaters handelte, wenn auch er es gleich mit ſeinem Lande ſehr gut meinte. Schöne Hoffnungen blühen dem Lande in dem Sohn deſſelben auf, der die natürliche Milde und Sanftmuth und Liebenswürdigkeit des Großvaters vereinigt, ohne ſich den Schwächen deſſelben und ſeines

Va-

Vaters hinzugeben. Unſtreitig eine Frucht der Erziehung ſeiner Mutter, der ſo ein dankbares Andenken im Lande manche Leiden früherer Jahre verſüßen wird.

* * *

Der Herzog iſt ein Mann von großem, kräftigem Körperbau, mit ſcharf bezeichnenden Geſichtszügen, voller natürlicher, doch durch eigenthümliche Güte gemilderter Lebhaftigkeit. Sein Benehmen iſt ſicher, durch die erworbene Welt- und Menſchenkenntniß und durch den Umgang mit allen Ständen der menſchlichen Geſellſchaft. Seine Schreibart iſt herzlich; einfach, wie ſeine Rede; zutraulich, wie ſein Weſen; kräftig, wenn er befiehlt. Der durchgehende Zug ſeines Weſens iſt die Verbindung des Schönen mit dem Nützlichen. Aus ihr erklärt ſich die Vorliebe für die ſchöne Bau- und Gartenkunſt. Sein Geſchmack iſt bewährt, in dieſer und andrer Hinſicht auf ſchöne Künſte. In allen ſeinen Anordnungen zeigt ſich das.

Er beſitzt eine anſehnliche Bibliothek der claſſiſchen Schriftſteller Deutſchlands, Italiens, Frankreichs und Englands, deren Sprachen er verſteht und ſpricht. Seine Arbeitszimmer, mit Gemälden verziert, ſind mit Büchern auf dem Fußboden, und Schreibereien auf den Tiſchen bedeckt. Es iſt da wie bei einem vornehmen Gelehrten. Prunklos iſt er in ſeiner Haushaltung. Einen eigentlichen Hofſtaat hat er nicht. Hoffeſte ſind ſelten. Die öffentliche Tafel, zu der Gebildete von allen Ständen geladen werden, iſt ohne Zwang und Ueppigkeit. Seine Kleidung iſt einfach. Er lebt in ſeinem Lande wie ein Vater unter ſeinen Kindern; in ſeiner Familie wie ein Patriarch. Er genießt allgemeiner

dem er eine Zeichnung geſehn hatte, auf ſeine Koſten nach Italien, um die Kunſtfertigkeiten auszubilden. Eben ſo wurde für die Verſchönerungen noch geſorgt, wenn gleich Vieles bei dem Druck der Zeiten unterbleiben mußte.

Am 24. Sept. 1809, am Geburtstag der Herzogin, wurde die neue Kirche zu Wörlitz geweiht; die Verwüſtungen, welche der Krieg angerichtet hatte, wurden durch Wiedererbauung der zerſtörten Brücken, neue Anpflanzung der umgehauenen Bäume auf den geebneten Verſchanzungen, immer noch mit vorzüglicher Thätigkeit verdeckt. Manches geſchah wohl, was früher entweder ganz wäre unterlaſſen worden, oder anders geſchehen wäre.

Der Einfluß des Erbprinzen, den heftige Leidenſchaftlichkeit nicht ſelten fortriß, war nicht immer auf wohlthätige Weiſe bemerkbar. So mag daher eine Spannung mit Anhalt-Bernburg entſtanden ſeyn. Durch widriges Zuſammentreffen der Umſtände, vielleicht durch Unvorſichtigkeit des Erbprinzen ſelbſt, wurde der Geheimerath von Rode in Ruheſtand verſetzt. Ein Mann, den, wegen ſeiner claſſiſchen Bildung, tiefen Kenntniſſe, großer Rechtſchaffenheit, Feinheit im Umgang und mehrerer Verdienſte hochgeſchätzt, das Bedauern aller Gutgeſinnten und die allgemeine Achtung des Landes in ſeine Zurückgezogenheit begleitet hat. Man bemerkt, daß bei ſeinem Nachfolger in der Gunſt des Herzogs muſicaliſche Fertigkeit nicht die Vorzüge des von Rode erſetze.

Manche willkürliche Handlung muß ebenfalls auf die Rechnung des Erbprinzen geſetzt werden, der jähzornig, oft gegen beßres Wiſſen und Wollen des Vaters handelte, wenn auch er es gleich mit ſeinem Lande ſehr gut meinte. Schöne Hoffnungen blühen dem Lande in dem Sohn deſſelben auf, der die natürliche Milde und Sanftmuth und Liebenswürdigkeit des Großvaters vereinigt, ohne ſich den Schwächen deſſelben und ſeines

Va-

Vaters hinzugeben. Unſtreitig eine Frucht der Erziehung ſeiner Mutter, der ſo ein dankbares Andenken im Lande manche Leiden früherer Jahre verſüßen wird.

* * *

Der Herzog iſt ein Mann von großem, kräftigem Körperbau, mit ſcharf bezeichnenden Geſichtszügen, voller natürlicher, doch durch eigenthümliche Güte gemilderter Lebhaftigkeit. Sein Benehmen iſt ſicher, durch die erworbene Welt- und Menſchenkenntniß und durch den Umgang mit allen Ständen der menſchlichen Geſellſchaft. Seine Schreibart iſt herzlich; einfach, wie ſeine Rede; zutraulich, wie ſein Weſen; kräftig, wenn er befiehlt. Der durchgehende Zug ſeines Weſens iſt die Verbindung des Schönen mit dem Nützlichen. Aus ihr erklärt ſich die Vorliebe für die ſchöne Bau- und Gartenkunſt. Sein Geſchmack iſt bewährt, in dieſer und andrer Hinſicht auf ſchöne Künſte. In allen ſeinen Anordnungen zeigt ſich das.

Er beſitzt eine anſehnliche Bibliothek der claſſiſchen Schriftſteller Deutſchlands, Italiens, Frankreichs und Englands, deren Sprachen er verſteht und ſpricht. Seine Arbeitszimmer, mit Gemälden verziert, ſind mit Büchern auf dem Fußboden, und Schreibereien auf den Tiſchen bedeckt. Es iſt da wie bei einem vornehmen Gelehrten. Prunklos iſt er in ſeiner Haushaltung. Einen eigentlichen Hofſtaat hat er nicht. Hoffeſte ſind ſelten. Die öffentliche Tafel, zu der Gebildete von allen Ständen geladen werden, iſt ohne Zwang und Ueppigkeit. Seine Kleidung iſt einfach. Er lebt in ſeinem Lande wie ein Vater unter ſeinen Kindern; in ſeiner Familie wie ein Patriarch. Er genießt allgemeiner

Verehrung. Jeder kennt ihn leicht. Er grüßt Jedermann, ohne Rückſicht des Standes und Alters, freundlich. Ohne Bedienten, oft ohne Auszeichnung, geht er in den Straßen. Die Aeltern zeigen ihren Kindern den alten Herrn, den alten Vater, ſo nennen ihn ſeine Unterthanen.

Ulrich Jaſpar Seetzen.

Ulrich Jaspar Seetzen.*)

Von den frühern Schickſalen und der Bildungsgeſchichte dieſes merkwürdigen Mannes, deſſen frühzeitigen Verluſt alle Freunde der Welt- und Völkerkunde auf das innigſte bedauern, iſt uns leider nur ſehr wenig bekannt. Erſt von dem Zeitpunct an, wo er Europa verließ, um als Gefährte und Nebenbuhler der berühmteſten Reiſenden neuerer Zeit zu erſcheinen, läßt ſich der Lauf ſeines Lebens und ſeiner Handlungen beſtimmter bezeichnen. Aus Oſtfriesland gebürtig, bildete ſich unſer Seetzen unter Blumenbach in Göttingen zum Naturforſcher, machte ſich dann durch mehrere Abhandlungen ſtatiſtiſch-öconomiſch-naturhiſtoriſchen Inhalts vortheilhaft bekannt, und erhielt gegen Ende des vorigen Jahrhunderts in Jever eine Anſtellung als ruſſiſch-kaiſerlicher Cammer-Aſſeſſor. Der Wunſch zu einer Reiſe ins Innere von Afrika ſcheint ſchon früh in ihm gereiſt zu ſeyn, da ſeit einer langen Reihe von Jahren das Studium jenes Welttheils unter ſeine weſentlichen Beſchäfftigungen gehörte.

*) Um Mißverſtändniſſe zu vermeiden bemerkt der Verfaſſer dieſer Notiz ausdrücklich, daß bei deren Bearbeitung nur die von Seetzen aus dem Orient an die Herren von Zach, Hammer und Lindenau geſchriebnen Briefe benutzt wurden.

Beſtimmt trat er mit dem Plan dazu im Jahr 1802 hervor, wo er ſeine Ideen über die zweckmäßigſte Art, eine ſolche Reiſe mit Erfolg zu unternehmen und auszuführen, in der Monatl. Correſp. für Erd- und Himmelskunde B. VII. S. 143 f. bekannt machte.

Aſtronomiſche Beſchäfftigungen waren ihm bis dahin ganz fremd geblieben; allein da bei einer Reiſe in ganz unbekannte Regionen die Erlangung der zu geographiſchen Ortsbeſtimmungen erforderlichen Fertigkeiten ihm wünſchenswerth, ja nothwendig ſchien, ſo kam er im Jahr 1802 auf die Sternwarte Seeberg, wo er unter Zach's Leitung in kurzer Zeit mit dem Gebrauch der hierher gehörigen Inſtrumente bekannt und vertraut wurde. Den Mangel eines eignen aſtronomiſchen Apparats räumte der damals noch lebende, ſo liberal geſinnte Herzog Ernſt von Sachſen-Gotha bald aus dem Wege, indem er Seetzen aus ſeiner Privat-Sammlung mit einem Dollondſchen Sextanten, Taſchen-Chronometer, künſtlichem Horizont und achromatiſchem Fernrohr verſah, und ihn dadurch in den Stand ſetzte, für die mathematiſche Geographie entfernter Welttheile thätig zu werden. Allein einen weit weſentlichern Antheil an dem beſſern Gelingen dieſer Reiſe nahm der damalige Erbprinz, jetzige Herzog Auguſt von Sachſen-Gotha. Von dieſem mit Kunſt und Wiſſenſchaft befreundeten Fürſten erhielt Seetzen für die ganze Dauer ſeiner Abweſenheit ein bedeutendes Jahrgeld, was theils als Beitrag zu den Reiſekoſten, theils zu Erkaufung orientaliſcher Seltenheiten beſtimmt ſeyn ſollte, ſo daß wir nächſt Seetzen alles Schöne und Neue, was dieſe leider nicht vollendete Reiſe gewährte, hauptſächlich Herzog Auguſts kunſtliebender Großmuth verdanken.

So ausgerüſtet trat Seetzen im Auguſt 1802, in Begleitung ſeines Landsmanns Jacobſen und des damals aus Sachſen in ſein Vaterland Ungarn zurückkehrenden Prof. Pasquich, ſeine weite Reiſe über Wien nach Conſtantinopel an. In des letztern Umgang hatte er die beſte Gelegenheit, ſeine aſtronomiſchen Kenntniſſe und Fertigkeiten zu erweitern, von denen er ſchon auf der Reiſe von Peſth nach Bukareſt, durch Ortsbeſtim-

mung einiger minder bekannten Städte erfreuliche Beweiſe ablegte. Doch bald hätt' ihn ſchon hier ſein ſpäteres Schickſal erreicht, indem er bei der Schiffſahrt auf der Donau, nach mehreren durchwachten Nächten, im Wahn von Räubern und Mördern umringt zu ſeyn, in einem Fieber-Anfall vom Schiff in die Donau ſprang und nur mit Mühe aus drohender Gefahr gerettet wurde. In ſeinem Tagebuch bemerkt es Seetzen, daß jene Tage, wo die Schreckniſſe wilder, geſetzloſer Umgebungen eine halbe Verſtandes-Verwirrung herbeiführten, die unglücklichſten ſeines Lebens waren; doch bald ging dieſer Zuſtand vorüber, und bei allen, oft dringenden Gefahren ſeiner weitern Reiſen zeigt ſich der ruhige, ſelbſtvertrauende Muth, der eine glückliche Vollendung des angefangnen Unternehmens zu verheißen ſchien.

Die Schilderung ſeiner Reiſe von Bukareſt nach Conſtantinopel, auf einer wenig bekannten Straße, über Galaz und den Hämus der Alten, enthält eine Menge für Geographie und Menſchenkunde gleich merkwürdiger Nachrichten, die wir aber ſämmtlich mit Stillſchweigen übergehen müſſen, da hier nur von der Perſönlichkeit des Reiſenden die Rede ſeyn kann.

Den 12. Decbr. 1802 kam Seetzen nach Conſtantinopel, wo er bei allen dort befindlichen Geſandten europäiſcher Mächte, mit alleiniger Ausnahme des engliſchen, die freundlichſte Aufnahme und Bereitwilligkeit zur Unterſtützung ſeiner fernern Reiſen fand. Allein beſonders nützlich war ihm die Bekanntſchaft mit dem berühmten Orientaliſt Hammer und dem ruſſiſchen Staatsrath Froding, der das ſüdliche Arabien, und beſonders Mocha durch einen längern Aufenthalt daſelbſt kannte. Unter Beſchäfftigungen mancherlei Art, Sammlung von Nachrichten über die künftig zu bereiſenden Länder, Erlernung der arabiſchen Sprache, Ankauf orientaliſcher Manuſcripte und andrer Seltenheiten für den Herzog von Gotha, verging ein Zeitraum von ſechs Monaten, nach deren Verlauf er Conſtantinopel verließ, um zu Lande nach Smyrna zu gehen. Er beſuchte auf dieſer Reiſe den myſiſchen Olymp und machte zahlreiche Ortsbeſtimmungen, die weſentlich zur Berichtigung der Geo-

graphie von Klein-Aſien beitragen. In Smyrna traf er wieder mit einigen Europäern zuſammen, mit dem bekannten Bartholdy und deſſen Zeichner Grapius aus Braunſchweig, und dann mit dem in jenen Gegenden beinahe einheimiſch gewordenen Prediger Usko, aus Preußen gebürtig, der einen großen Theil von Syrien, Paläſtina und Perſien ſelbſt bereiſt hatte, und darüber Seetzen die beſten Aufſchlüſſe zu geben vermochte. Auch erwähnt Letzterer hier, als eines merkwürdigen Reiſenden, des ruſſiſchen Fürſten Orſakow, der das Innere von Klein-Aſien und Egypten beſucht hatte, ohne daß hiervon irgend etwas Weiteres bekannt worden wäre.

Trotz dem, daß in Smyrna unſer Reiſender von ſeinem in dem dortigen Clima erkrankenden Gefährten Jacobſen verlaſſen wurde, blieb ſein Plan weiterer Forſchungen doch unerſchüttert; nach einer zweiundzwanzigtägigen Wanderung in mehrere der benachbarten griechiſchen Inſeln, verließ Seetzen Smyrna am 7. Octbr. 1803 mit einer Caravane, und kam den 23. Novbr. nach Halep, wo er bei einer Gräfin Sieriman wohnte, deren Bruder, ein Maronit, ihm Unterricht im Arabiſchen gab. Dieſe, zum erſten Mal ganz auf orientaliſche Art und als Alepiniſcher Kaufmann gekleidet, gemachte Reiſe war theils wegen der zu überſteigenden hohen, mit Schnee bedeckten Gebirgsäſte des Taurus ſehr beſchwerlich, als auch nicht minder gefährlich, da jene Gegenden in einem anarchiſchen Zuſtand ſich befanden, wo Aufruhr, Räuberbanden und Gewaltthätigkeiten an der Tagsordnung waren. Genaue Bekanntſchaft mit der arabiſchen Sprache wurde ein zur glücklichen Ausführung weiterer Reiſen in Arabien unumgängliches Erforderniß, und der Aufenthalt von länger als einem Jahr in Halep war hauptſächlich dieſem Studium, dem Erkauf orientaliſcher Manuſcripte und dann der Ausarbeitung vieler höchſt ſchätzbaren, die Kunde jenes Landes betreffenden Abhandlungen gewidmet, die theils in der Monatlichen Correſpondenz, theils in den Fundgruben des Orients abgedruckt worden ſind.

Den 9. April 1805 verließ Seetzen Halep, und kam den 23. mit einer Handels-Caravane nach Damask, wo

er bei dem franzöſiſchen Arzt Chaboceau eine ſehr freundliche Aufnahme fand. Seine arabiſchen Studien in Halep hatten ihn in Stand geſetzt, ohne Dolmetſcher fortkommen zu können, und es wurde ihm dadurch möglich, manche merkwürdige, noch von keinem Europäer betretene Theile von Syrien und Paläſtina bereiſen und über jene Provinzen, die in frühern Zeiten ein Sitz von Herrlichkeit und Pracht waren, wo die berühmten zehn Bundesſtädte Philadelphia, Gadara, Geraſa, Capitolias, Pella u. ſ. f. blühten, neuere Kunde erwerben zu können. Halb türkiſch, halb arabiſch gekleidet, unter dem arabiſchen Namen Muſa, trat Seetzen am 1. Mai 1805 dieſe Reiſe an, mit wechſelnder Begleitung von Griechen, Mahometanern und Druſen, oft auch ganz allein, da Furcht vor raubenden Beduinen alle zurückſcheuchte. Schon am fünften Tage ſeiner Wanderung ward er von einem Trupp arabiſcher Reiter umringt, und würde unfehlbar geplündert worden ſeyn, wär' er nicht als Arzt an ſeinen weislich mitgenommenen Arzneimitteln erkannt und als ſolcher verſchont worden. Die Ausbeute dieſer beſchwerlichen Reiſe, wo er das unter den Römern ſo berühmte, jetzt faſt vergeſſene Trachonitis und Auranitis beſuchte, dann bis in den öſtlichſten von Druſen bewohnten Theil Haurans vordrang, und ſüdlich die Grenzen des ſteinigen Arabiens berührte, iſt reich an merkwürdigen Reſultaten. Auffallend waren beſonders die Ruinen römiſcher Gebäude und Inſchriften, die dort in bewundrungswürdiger Menge vorhanden waren. In einem kleinen Diſtrict fand Seetzen vierzehn römiſche Tempel, ein gut erhaltnes Amphitheater, eine mächtige, zwanzig Stunden lange Waſſerleitung, antike Grabmäler in der Form derer bei Palmyra, drei ſchöne Stadtthore, eine herrliche, ſo ſchön erhaltne Kreuz-Straße, daß ſolche aus neuerer Zeit zu ſeyn ſchien, und noch eine Menge andrer, wahrſcheinlich aus den Zeiten der griechiſchen Kaiſer herrührender Ruinen. Dieſe Gegenden ſind ganz baſaltiſch, und alle dort einzig aus dieſer ſchwarzen vulkaniſchen Steinart erbauten, von keinem Baum oder Buſch beſchatteten Dörfer gewährten einen ganz eigenthümlichen Anblick. Auch copirte hier Seetzen eine Menge Inſchriften, die alle, mit Ausnahme einer einzigen palmyreniſchen, in griechiſcher Sprache waren, und die un-

ſtreitig über die frühere Cultur und den ſpätern Verfall dieſer Länder manches jetzt fehlende Licht verbreiten werden.

Im Juni 1805 kam Seetzen nach Damask zurück, um bald darauf neue Entdeckungsreiſen im Libanon und Antilibanon zu beginnen. Mâr-Serkês, wo er ſechs Wochen lang in einer Art von Felſengrotte lebte, wurde hier der Mittelpunct ſeiner Reiſen, von wo aus er die geheiligten Cedernhölzer, die mit ewigem Schnee bedeckten Gipfel des Libanon, die herrlichen Ruinen von Baalbeck, den von Conſtantin dem Großen zerſtörten Tempel der Venus Aphacita an der höchſt maleriſchen Quelle des Ibrahim-Fluſſes, und eine Menge zeither unbekannter Ueberreſte des ſchönſten Alterthums beſuchte. Die dort auf der Felſenwand an der Mündung des Kelbfluſſes (Lycus der Alten) befindliche Inſchrift zeigte, daß Marc-Aurel-Antonin die dort längs der Meeresküſte hinlaufende Felſenſtraße aushauen ließ. Bedauern möchten wir es, daß Seetzen nicht, gleich ſeinen berühmten Mitgenoſſen Buch und Humboldt, ein Barometer mit ſich führte, um Beſtimmungen über die noch ganz unbekannte Höhe des Libanon machen zu können, auf deren Beträchtlichkeit wir jetzt nur aus dem dort unter einer tropiſchen Temperatur vorkommenden ewigen Schnee zu ſchließen berechtigt ſind. Auch beſuchte Seetzen in dieſen Gebirgen die beiden merkwürdigen Klöſter, das maronitiſche Kuſſheja, wo eine ſyriſche Buchdruckerei befindlich iſt, und dann das griechiſch-katholiſche Kloſter Mâr-Juhanna-Schwoïer, was ſchon ſeit 70 Jahren eine arabiſche Buchdruckerei beſitzt, aus der zweiundzwanzig Werke hervorgingen, die ſich ſämmtlich in der orientaliſchen Sammlung des Herzogs von Gotha befinden.

Eilf Wochen brachte Seetzen mit der Erforſchung jener Gebirgs-Gegenden zu, nach deren Verlauf er wieder nach Damask zurückkehrte, die Lage der Stadt aſtronomiſch beſtimmte und ſich zu neuen Wandrungen vorbereitete. Sein lebhafter Wunſch war es, von Damask aus weiter nach Oſten ins Innere vorzudringen, die Oſtſeite des Hermon, Jordan, des todten Meeres kennen

zu lernen und jene Gegenden zu beſuchen, die zu den Zeiten der Römer unter den Namen Moabitis, Ammonitis, Amoritis, Galaditis ꝛc. bekannt und berühmt, ſeitdem aber wieder ſo in Verfall und Vergeſſenheit gerathen waren, daß ſelbſt in Damask Niemand jene benachbarten Länder kannte, und Jedermann von deren Bereiſung als höchſt gefahrvoll abrieth. Doch nichts vermochte unſern Reiſenden, den Wunſch aufzugeben, mit dem frühern und gegenwärtigen Zuſtand jener Provinzen, die in grauer Vorzeit ein Sitz hoher Cultur waren, aus eigner Anſicht bekannt zu werden. Ein Damascener, Juszeſſal-Milky, ſeit dreißig Jahren durch einen Kramhandel mit den meiſten Stämmen des innern Arabiens vertraut, erbot ſich zu ſeinem Begleiter. In der Kleidung eines arabiſchen Schechs vom Mittelſtand, verließ Seetzen am 19. Januar 1806 Damask, um dieſe weite, gefahrvolle Reiſe anzutreten. Nachdem er Hasbeia, das vormals ſo blühende, jetzt ganz ruinirte Caeſarea Philippi und den See von Tiberias beſucht hatte, kam er den 15. Febr. in das Dorf el Höſzn zu griechiſchen Chriſten, wo er ſich einer höchſt abenteuerlichen Verkleidung unterwerfen mußte, um nur mit irgend einer Ausſicht des Erfolgs ſeine weitern Unterſuchungen an den öſtlichen Ufern des Jordans und des todten Meeres fortſetzen zu können. Er mußte, wie es nach dortigem Sprachgebrauch heißt, Mésloch, das iſt ausgezogen, oder richtiger in einer höchſt zerlumpten, elenden Kleidung, entblößt von Allem, was die arabiſche Raubſucht zu reizen vermochte, die Reiſe antreten. Ein alter Schlafrock, nebſt einem zerrißnen blauen Weiberhemd war ſeine Bekleidung, ein ſchlechtes Tuch diente ihm zur Kopfbedeckung, und ſo zog er oft baarfuß, meiſtens unter freiem Himmel ſchlafend, in jenen unwirthbaren Gegenden umher, die nur noch in ihren Ruinen Spuren früherer Pracht und Herrlichkeit darboten. Um das Mühſelige dieſer Wanderung noch zu vermehren, fiel dieſe gerade in die Zeit der großen griechiſchen Faſten, wo Seetzen, als angeblich griechiſcher Chriſt, auf alle animaliſche Nahrung Verzicht leiſten und größtentheils von Waſſer, Brod und Oel leben mußte. Die hier von ihm beſuchte Landſchaft êl Botthyn iſt ganz mit großen künſtlichen Höhlen angefüllt, und in Mkés (das alta Gadara) traf er die merkwürdige Erſcheinung

einer wahren Troglodyten=Nation an, wo Menſchen und Thiere ihre beſtändige Wohnung in unterirdiſchen Höhlen haben. Das berühmte Abil fand er jetzt ganz ruinirt, und nur Spuren vormaliger Größe zeigten ſich in einer ſchönen Stadtmauer, Säulen von Marmor und den Ueberreſten mächtiger Palläſte. Allein die merkwürdigſte, am 9. März 1806 gemachte Entdeckung, die ihn für alle Beſchwerden dieſer Reiſe reichlich entſchädigte, war die der herrlichen, zeither ganz unbekannt gebliebnen Ruinen von Dſcherraſch (das alte Geraſa, eine von den Decapolitan=Städten, etwa 20 Meilen ſüdlich von Damask in der Nähe des Dorfes Szuf), die nach Seetzens Beſchreibung ein ſehr würdiges Seitenſtück zu denen von Palmyra und Baalbeck abgeben. Außer einer unzähligen Menge Trümmer von Säulen, Tempeln und Palläſten, waren dort noch ſehr wohlerhalten vorhanden: zwei prächtige Amphitheater von ſchönem Marmor, drei Tempel, ein ſchönes Stadt=Thor, eine ſtundenlange, aus lauter Marmor=Quadern beſtehende Stadtmauer, und beſonders eine lange, auf beiden Seiten mit Marmorſäulen korinthiſcher Ordnung eingefaßte Kreuzſtraße, deren eines Ende ſich in einem halbkreisförmigen, von ſechzig ioniſchen Säulen umgebnen Platz endigte; überhaupt zählte Seetzen nur in dem einen von ihm beſuchten Theil der Stadt an 200 ſtehende Säulen, die zum Theil noch ihr Gebälke trugen. Einige dort copirte Inſchriften werden hoffentlich über das Geſchichtliche dieſer ſchönen Ruinen Aufſchluß geben. Leider fand ſich unſer Reiſender in der Unmöglichkeit, dieſe köſtlichen Ueberbleibſel des Alterthums näher unterſuchen und beſchreiben zu können; allein gewiß wird es nun nicht an Männern fehlen, die in dieſer nun einmal aufgefundnen Quelle einer ſchönen Vorzeit tiefer zu ſchöpfen, und den Wißbegierigen weitere Aufſchlüſſe darüber zu geben bemüht ſeyn werden. Auch Ammán, das ſpäterhin als Decapolitan=Stadt berühmte Philadelphia, dieſer uralte Sitz der Könige, verdiente nicht minder eine nähere Unterſuchung, da Seetzen auch hier einen Reichthum der herrlichſten, zeither ganz unbeſucht gebliebnen Ruinen auffand, und alles dieſe Stadt Betreffende um ſo merkwürdiger iſt, da wohl von keiner geſchichtliche Nachrichten ein ſo hohes, in die graueſte Vorzeit reichendes Alter

vermuthen laſſen, als von dem längſt vor der Römer Zeiten ſchon berühmten Ammán.

In es Szalt (wahrſcheinlich das alte Amathus), deſſen ſchöne Cultur und Vegetation doppelt erfreute, da die übrigen Umgebungen eine Wüſte ſind, lebte Seetzen zehn Tage bei einem arabiſchen Dichter und Improviſator, Schemmas, der ihm viele ſeiner Gedichte dictirte, von denen eins den Einfall der Franzoſen in Syrien zum Gegenſtand hatte, wo ein ſehr begeiſterter Aufruf an alle Chriſten des Jordans und des todten Meeres vorkam, ſich unter den Fahnen des ſiegreichen Napoleon zu vereinigen, der unter den dortigen Arabern enthuſiaſtiſche Anhänger hatte. Trotz der unzähligen Beſchwerlichkeiten dieſer Reiſe, in Gegenden, wo nur ruinirte Städte, Dörfer und Räuberhorden anzutreffen waren, drang Seetzen doch immer weiter ſüdlich längs der Oſtſeite des todten Meeres vor, gelangte Ende März nach Karrack, von wo aus er mit einigen rückkehrenden Einwohnern von Hebron und Bethlehem, durch ſehr gefahrvolle Gebirgs- und Felſengegenden, das Südende jenes Meeres umreiſte. Sein Umfang beträgt ſechs Tagereiſen; kein lebendes Weſen kommt darin vor, und die daran liegenden Salzberge erzeugen eine Salzigkeit, die der einer gradirten Soole gleich iſt. Eine große, im Innern liegende Inſel beſuchen zu können, war Seetzens lebhafter, allein leider unausführbarer Wunſch, da auf dem ganzen See kein Kahn vorhanden war.

Nach zwölfwöchentlichen Wanderungen kam Seetzen am 7. April 1806 ins Kloſter zu Terra-Santa nach Jeruſalem, wo er um ſo zuvorkommender aufgenommen wurde, da er damals der einzige dort befindliche europäiſche Pilger war. Den 25. Mai verließ er Jeruſalem, ging nach Jaffa und von da zur See nach Akre, wo er bis zu Ende des Jahres blieb, beſchäfftigt mit Ordnung ſeiner Tagebücher, ſeiner Sammlungen, und Vorbereitungen zu ſeinen weitern Reiſen in die ſüdlichſten Theile von Arabien. Ueber eine Reiſe, die er gegen Ende des Jahres 1806 noch ein Mal in die öſtlichen Gegenden von Syrien und Paläſtina gemacht zu haben ſcheint, fehlen uns leider die nähern Nachrichten, da ein in dem Zeit-

ſtreitig über die frühere Cultur und den ſpätern Verfall dieſer Länder manches jetzt fehlende Licht verbreiten werden.

Im Juni 1805 kam Seetzen nach Damask zurück, um bald darauf neue Entdeckungsreiſen im Libanon und Antilibanon zu beginnen. Mâr-Serkês, wo er ſechs Wochen lang in einer Art von Felſengrotte lebte, wurde hier der Mittelpunct ſeiner Reiſen, von wo aus er die geheiligten Cedernhölzer, die mit ewigem Schnee bedeckten Gipfel des Libanon, die herrlichen Ruinen von Baalbeck, den von Conſtantin dem Großen zerſtörten Tempel der Venus Aphacita an der höchſt maleriſchen Quelle des Ibrahim-Fluſſes, und eine Menge zeither unbekannter Ueberreſte des ſchönſten Alterthums beſuchte. Die dort auf der Felſenwand an der Mündung des Kelbfluſſes (Lycus der Alten) befindliche Inſchrift zeigte, daß Marc-Aurel-Antonin die dort längs der Meeresküſte hinlaufende Felſenſtraße aushauen ließ. Bedauern möchten wir es, daß Seetzen nicht, gleich ſeinen berühmten Mitgenoſſen Buch und Humboldt, ein Barometer mit ſich führte, um Beſtimmungen über die noch ganz unbekannte Höhe des Libanon machen zu können, auf deren Beträchtlichkeit wir jetzt nur aus dem dort unter einer tropiſchen Temperatur vorkommenden ewigen Schnee zu ſchließen berechtigt ſind. Auch beſuchte Seetzen in dieſen Gebirgen die beiden merkwürdigen Klöſter, das maronitiſche Kuſſheja, wo eine ſyriſche Buchdruckerei befindlich iſt, und dann das griechiſch-katholiſche Kloſter Mâr-Juhanna-Schwoïer, was ſchon ſeit 70 Jahren eine arabiſche Buchdruckerei beſitzt, aus der zweiundzwanzig Werke hervorgingen, die ſich ſämmtlich in der orientaliſchen Sammlung des Herzogs von Gotha befinden.

Eilf Wochen brachte Seetzen mit der Erforſchung jener Gebirgs-Gegenden zu, nach deren Verlauf er wieder nach Damask zurückkehrte, die Lage der Stadt aſtronomiſch beſtimmte und ſich zu neuen Wandrungen vorbereitete. Sein lebhafter Wunſch war es, von Damask aus weiter nach Oſten ins Innere vorzudringen, die Oſtſeite des Hermon, Jordan, des todten Meeres kennen

zu lernen und jene Gegenden zu beſuchen, die zu den Zeiten der Römer unter den Namen Moabitis, Ammonitis, Amoritis, Galaditis ꝛc. bekannt und berühmt, ſeitdem aber wieder ſo in Verfall und Vergeſſenheit gerathen waren, daß ſelbſt in Damask Niemand jene benachbarten Länder kannte, und Jedermann von deren Bereiſung als höchſt gefahrvoll abrieth. Doch nichts vermochte unſern Reiſenden, den Wunſch aufzugeben, mit dem frühern und gegenwärtigen Zuſtand jener Provinzen, die in grauer Vorzeit ein Sitz hoher Cultur waren, aus eigner Anſicht bekannt zu werden. Ein Damascener, Juszeſſal-Milky, ſeit dreißig Jahren durch einen Kramhandel mit den meiſten Stämmen des innern Arabiens vertraut, erbot ſich zu ſeinem Begleiter. In der Kleidung eines arabiſchen Schechs vom Mittelſtand, verließ Seetzen am 19. Januar 1806 Damask, um dieſe weite, gefahrvolle Reiſe anzutreten. Nachdem er Hasbeia, das vormals ſo blühende, jetzt ganz ruinirte Caeſarea Philippi und den See von Tiberias beſucht hatte, kam er den 15. Febr. in das Dorf el Hößn zu griechiſchen Chriſten, wo er ſich einer höchſt abenteuerlichen Verkleidung unterwerfen mußte, um nur mit irgend einer Ausſicht des Erfolgs ſeine weitern Unterſuchungen an den öſtlichen Ufern des Jordans und des todten Meeres fortſetzen zu können. Er mußte, wie es nach dortigem Sprachgebrauch heißt, Mésloch, das iſt ausgezogen, oder richtiger in einer höchſt zerlumpten, elenden Kleidung, entblößt von Allem, was die arabiſche Raubſucht zu reizen vermochte, die Reiſe antreten. Ein alter Schlafrock, nebſt einem zerrißnen blauen Weiberhemd war ſeine Bekleidung, ein ſchlechtes Tuch diente ihm zur Kopfbedeckung, und ſo zog er oft baarfuß, meiſtens unter freiem Himmel ſchlafend, in jenen unwirthbaren Gegenden umher, die nur noch in ihren Ruinen Spuren früherer Pracht und Herrlichkeit darboten. Um das Mühſelige dieſer Wanderung noch zu vermehren, fiel dieſe gerade in die Zeit der großen griechiſchen Faſten, wo Seetzen, als angeblich griechiſcher Chriſt, auf alle animaliſche Nahrung Verzicht leiſten und größtentheils von Waſſer, Brod und Oel leben mußte. Die hier von ihm beſuchte Landſchaft êl Botthyn iſt ganz mit großen künſtlichen Höhlen angefüllt, und in Mkés (das alta Gadara) traf er die merkwürdige Erſcheinung

einer wahren Troglodyten-Nation an, wo Menſchen und Thiere ihre beſtändige Wohnung in unterirdiſchen Höhlen haben. Das berühmte Abil fand er jetzt ganz ruinirt, und nur Spuren vormaliger Größe zeigten ſich in einer ſchönen Stadtmauer, Säulen von Marmor und den Ueberreſten mächtiger Palläſte. Allein die merkwürdigſte, am 9. März 1806 gemachte Entdeckung, die ihn für alle Beſchwerden dieſer Reiſe reichlich entſchädigte, war die der herrlichen, zeither ganz unbekannt gebliebnen Ruinen von Dſcherraſch (das alte Geraſa, eine von den Decapolitan-Städten, etwa 20 Meilen ſüdlich von Damask in der Nähe des Dorfes Szuf), die nach Seetzens Beſchreibung ein ſehr würdiges Seitenſtück zu denen von Palmyra und Baalbeck abgeben. Außer einer unzähligen Menge Trümmer von Säulen, Tempeln und Palläſten, waren dort noch ſehr wohlerhalten vorhanden: zwei prächtige Amphitheater von ſchönem Marmor, drei Tempel, ein ſchönes Stadt-Thor, eine ſtundenlange, aus lauter Marmor-Quadern beſtehende Stadtmauer, und beſonders eine lange, auf beiden Seiten mit Marmorſäulen korinthiſcher Ordnung eingefaßte Kreuzſtraße, deren eines Ende ſich in einem halbkreisförmigen, von ſechzig ioniſchen Säulen umgebnen Platz endigte; überhaupt zählte Seetzen nur in dem einen von ihm beſuchten Theil der Stadt an 200 ſtehende Säulen, die zum Theil noch ihr Gebälke trugen. Einige dort copirte Inſchriften werden hoffentlich über das Geſchichtliche dieſer ſchönen Ruinen Aufſchluß geben. Leider fand ſich unſer Reiſender in der Unmöglichkeit, dieſe köſtlichen Ueberbleibſel des Alterthums näher unterſuchen und beſchreiben zu können; allein gewiß wird es nun nicht an Männern fehlen, die in dieſer nun einmal aufgefundnen Quelle einer ſchönen Vorzeit tiefer zu ſchöpfen, und den Wißbegierigen weitere Aufſchlüſſe darüber zu geben bemüht ſeyn werden. Auch Ammán, das ſpäterhin als Decapolitan-Stadt berühmte Philadelphia, dieſer uralte Sitz der Könige, verdiente nicht minder eine nähere Unterſuchung, da Seetzen auch hier einen Reichthum der herrlichſten, zeither ganz unbeſucht gebliebnen Ruinen auffand, und alles dieſe Stadt Betreffende um ſo merkwürdiger iſt, da wohl von keiner geſchichtliche Nachrichten ein ſo hohes, in die graueſte Vorzeit reichendes Alter

vermuthen laſſen, als von dem längſt vor der Römer Zeiten ſchon berühmten Ammán.

In es Szalt (wahrſcheinlich das alte Amathus), deſſen ſchöne Cultur und Vegetation doppelt erfreute, da die übrigen Umgebungen eine Wüſte ſind, lebte Seetzen zehn Tage bei einem arabiſchen Dichter und Improviſator, Schemmas, der ihm viele ſeiner Gedichte dictirte, von denen eins den Einfall der Franzoſen in Syrien zum Gegenſtand hatte, wo ein ſehr begeiſterter Aufruf an alle Chriſten des Jordans und des todten Meeres vorkam, ſich unter den Fahnen des ſiegreichen Napoleon zu vereinigen, der unter den dortigen Arabern enthuſiaſtiſche Anhänger hatte. Trotz der unzähligen Beſchwerlichkeiten dieſer Reiſe, in Gegenden, wo nur ruinirte Städte, Dörfer und Räuberhorden anzutreffen waren, drang Seetzen doch immer weiter ſüdlich längs der Oſtſeite des todten Meeres vor, gelangte Ende März nach Karrack, von wo aus er mit einigen rückkehrenden Einwohnern von Hebron und Bethlehem, durch ſehr gefahrvolle Gebirgs- und Felſengegenden, das Südende jenes Meeres umreiſte. Sein Umfang beträgt ſechs Tagereiſen; kein lebendes Weſen kommt darin vor, und die daran liegenden Salzberge erzeugen eine Salzigkeit, die der einer gradirten Soole gleich iſt. Eine große, im Innern liegende Inſel beſuchen zu können, war Seetzens lebhafter, allein leider unausführbarer Wunſch, da auf dem ganzen See kein Kahn vorhanden war.

Nach zwölfwöchentlichen Wanderungen kam Seetzen am 7. April 1806 ins Kloſter zu Terra-Santa nach Jeruſalem, wo er um ſo zuvorkommender aufgenommen wurde, da er damals der einzige dort befindliche europäiſche Pilger war. Den 25. Mai verließ er Jeruſalem, ging nach Jaffa und von da zur See nach Akre, wo er bis zu Ende des Jahres blieb, beſchäfftigt mit Ordnung ſeiner Tagebücher, ſeiner Sammlungen, und Vorbereitungen zu ſeinen weitern Reiſen in die ſüdlichſten Theile von Arabien. Ueber eine Reiſe, die er gegen Ende des Jahres 1806 noch ein Mal in die öſtlichen Gegenden von Syrien und Paläſtina gemacht zu haben ſcheint, fehlen uns leider die nähern Nachrichten, da ein in dem Zeit-

raum vom November 1806 bis März 1807 nach Europa geſchriebner Brief verloren gegangen iſt. Unterm 5. November 1806 ſchrieb er aus Akre: „Nach drei, höchſtens „vier Tagen fange ich, nach einem langen Stillſtand, „meine Reiſe weiter ſüdwärts an; ich reiſe von hier nach „Nazareth, Thabor, Nablos, Jeruſalem, und von dort „zum zweiten Mal um den todten See; ferner nach Beth„lehem und Hebron, und dann ferner auf einem bisher „unbekannten Wege gerade durch die Wüſte nach dem „Berge Sinai, von wo ich endlich nach Suez und Cairo „zu kommen gedenke.“ Allein Nachrichten über den erſten Theil dieſer Reiſe fehlen, und wir finden ihn erſt in Jeruſalem wieder, was er zum zweiten Mal den 15. März 1807 verließ, um nach Hebron zu gehen. Nach vielen Schwierigkeiten verſtand ſich hier endlich ein Beduine, Schech Sibbon, dazu, ſein Führer auf dem durch die Wüſte führenden, noch von keinem Europäer betretenen Wege zu werden; eine Reiſe, die eine Menge von Vorbereitungen verlangte, da Lebensmittel auf einen Zeitraum von zehn bis zwölf Tagen, während deren keine menſchliche Wohnung angetroffen wurde, mitgenommen werden mußten. Die dort über vorhandne Ueberreſte herrlicher Gebäude in Wady-Muſa, Pharaûn und beſonders in den Gebirgen al Scharach und Dſchebal eingezognen Nachrichten verdienen die Aufmerkſamkeit ſpäterer Reiſenden um ſo mehr, da Seetzen ſelbſt jene Gebirgsgegenden, die ein Sitz uralter Völkerſchaften waren, leider nicht beſuchen konnte.

Den 27. März reiſte er von Hebron ab, gelangte den 30. an das Ti-Gebirge (Seir der Bibel), was er als das ödeſte und unfruchtbarſte der ganzen Welt ſchildert, deſſen Ueberſteigung mehrere Tage erforderte, und erreichte nach einer zwölftägigen Reiſe durch die Wüſte am 10. April das griechiſche St. Catharinen-Kloſter auf dem Sinai. Während ſeines zehntägigen Aufenthalts daſelbſt beſtieg er den Gipfel des Horeb und Sinai und des St. Catharinenbergs, beſtimmte die Lage des Kloſters durch aſtronomiſche Beobachtungen, und ſammelte über jene, durch die älteſte Geſchichte des Menſchengeſchlechts ewig denkwürdigen Gegenden eine Menge merkwürdiger Nachrichten, deren Detail in ſeinen Tagebüchern aufbe-

wahrt iſt. Den 20. April trennte ſich Seetzen vom Sinai, kam den 24. nach Suez, was er nach einem dreiwöchentlichen Aufenthalt verließ, um nach Cairo zu gehen, wo er nach langen Entbehrungen in dem Hauſe des öſterreichiſchen General-Conſuls Roſetti die Freuden und Bequemlichkeiten eines civiliſirten Lebens wiederfand.

Von hier an beginnt in gewiſſer Hinſicht eine zweite Epoche von Seetzens Reiſen; ein mehr als zweijähriger Aufenthalt in Cairo diente ihm als Ruhepunct zu Ordnung ſeiner Tagebücher und zu Vorbereitung neuer Unternehmungen. Um ſich mit den verſchiednen Mundarten der arabiſchen Sprache noch vertrauter zu machen, um dem Zweck ſeines hohen Beſchützers durch Erkaufung merkwürdiger orientaliſcher Seltenheiten zu entſprechen, und um Nachrichten über minder bekannte Länder der beiden benachbarten Welttheile zu erhalten, konnte wohl kein Ort günſtiger als Cairo ſeyn, dieſe afrikaniſch-aſiatiſche Grenzſtadt, wo ſich Völker aus dem entfernteſten Oſten und Weſten verſammeln, um von da weiter ihre Pilger- oder Handels-Caravanen zu verfolgen. Keiner dieſer Zwecke blieb unerreicht; ſein eifriges Sprachſtudium gewährte ihm eine Geläufigkeit arabiſch zu ſprechen und zu ſchreiben, die ihn bei ſeinen weitern Reiſen häufig für einen gebornen Araber gelten ließ. Seine in Cairo erkaufte Sammlung orientaliſcher Literatur- und Kunſtproducte iſt reich und koſtbar, (1574 Manuſcripte, 3536 Antiquitäten, nebſt einer Menge mineralogiſch-botaniſch-zoologiſcher Seltenheiten), und ſeine dort von Pilgern aus dem innern Afrika, über jene unbekannten Regionen, die er ſpäter ſelbſt noch zu bereiſen gedachte, eingezognen Nachrichten, die theils in der Monatlichen Correſpondenz ſchon bekannt gemacht wurden, theils in ſeinen Tagebüchern noch erſcheinen werden, ſind eben ſo merkwürdig als neu.

Im Mai 1808 beſuchte Seetzen von Cairo aus die Provinz el Feiûm, die Pyramiden von Giſeh, die Ibis- und Mumien-Grotten bei Sakara, und den großen Landſee bei Birket el Körra, den er in Gemäßheit mancher dafür ſprechender Local-Umſtände, für den ſtygiſchen See zu halten geneigt iſt. Die von Seetzen aus Cairo von

dem dortigen Aufenthalt und weitern Reiſen des angeblichen Aly-Bey, der neuerlich eine Art von literariſchem Aufſehn gemacht hat, gegebnen Nachrichten ſind als ein weſentlicher Beitrag zur Geſchichte eines Mannes anzuſehn, der ſich in Marokko für einen Halepiner, in Cairo für einen Marokkaner ausgab, bald unter dieſem, bald unter jenem Namen erſchien, und der noch jetzt, bei der Herausgabe ſeiner an ſich ſehr intereſſanten Reiſe, die etwas lächerliche Maske eines „Aly-Bey el Abbasi, fils d'Othman Bey, prince des Abassides“ beibehält, während es in Paris und überall weltbekannt war, daß der Verfaſſer ein Spanier, Namens Badia, iſt.

Auch benutzte Seetzen ſeinen Aufenthalt in Cairo, um ſich mit den Gebräuchen der muhammedaniſchen Religion bekannt zu machen und zum Islam überzutreten, indem er, ohne Rechtgläubiger zu ſeyn und ohne die äußern Zeichen eines ſolchen an ſich zu tragen, weder die Reiſe in's innere Afrika, noch auch die zu den heiligen Stadten Mekka und Medina, ſo wie überhaupt in keine von den Wuhabiten beſetzte Gegend, hätte unternehmen können.

Im April 1809 verließ er Cairo und verwandte die Reiſe nach Suez zur Unterſuchung des alten Verbindungs-Canals zwiſchen dem rothen Meer und dem Nil, von deſſen früherer Exiſtenz er ſich vollkommen überzeugte, trotz dem, daß eine Augen-Entzündung ſeine weitern Forſchungen hemmte und er durch die Züge in den blendend weißen Salzebnen ſo litt, daß er in Suez einige Tage ganz blind war. Faſt überall iſt das Bett dieſes Canals 150—180 Fuß breit; er nimmt ſeinen Anfang am nördlichen Theil des Meerbuſens von Suez, läuft von dort nordwärts bis zu einem kleinen Salzſee, el Mémlahh, neun Stunden von Suez entfernt, dann durch ein flaches, ſchmales Thal, nach dem Oſtende des Wady-Schoaib, durch deſſen ganze Länge er geführt wurde, von wo er ſich nordwärts um Belbé's, und ſo nach Cairo, vermuthlich nach Birket-Hadſch hinzog.

Vor Antritt ſeiner weitern Reiſen ins wüſte und glückliche Arabien, ſchrieb Seetzen aus Suez unterm

15. Mai

15. Mai 1809 an Hrn. von Lindenau: „Man ſchil=
„dert mir die Gefahren in Hedſchas hier als ſehr groß;
„die Wuhabiten, die bei Akaba Alles inne haben, er=
„morden Jeden, den ſie für einen Ketzer halten; in Moi=
„leh liegt eine wuhabitiſche Garniſon; man prophezeit
„mir einen ſchlimmen Ausgang. Allein ſehe ich auf der
„einen Seite Gefahr, ſo ſehe ich auf der andern Aileh,
„Aſſiun, Faraûn, Midian; — können Sie zweifeln,
„welche bei mir den Ausſchlag erhalten werde?"

Durch nichts wurde Seetzens Muth erſchüttert, und ſeinem einmal gefaßten Plan treu, trat er am 19. Mai die Reiſe von Suez nach Akaba und Wady=Muſa an; allein er erreichte weder den einen noch den andern dieſer Orte, indem die dortigen Beduinen mißtrauiſch gegen ſeine Unterſuchungen geworden waren und ſein weitres Vordringen in ihr Land auf alle Art zu hemmen ſuchten. „Das iſt alſo", ſagte ein Beduine zu Seetzens Begleiter, „der Chriſt, der in unſerm Lande umherzieht; nein, bei Gott Aly, ihr thut nicht wohl, daß ihr den Chriſten herumführt, der bringt dem Lande kein Heil. Iſt dieſer Chriſt nicht der Mönch, der vor ein Paar Jahren aus Syrien durch die Wüſte hierher kam, der Alles aufſchrieb, und durch deſſen Zauberei ſeitdem der Regen ausgeblieben iſt; dieſer Chriſt eilt ſeinem Unglück entgegen; die Beduinen ſind in Verzweiflung, denn wenn kein Regen fällt, ſo müſſen wir alle umkommen. Ich rathe euch, ſetzte er drohend hinzu, mit dieſem Chriſten wieder umzukehren."

Auch mußte Seetzen eine Tagreiſe weit von Akaba wirklich umkehren, und wurde für den vereitelten Plan nur dadurch entſchädigt, daß er viele Inſchriften auffand und manche merkwürdige Nachricht über das alte Midian zu ſammeln Gelegenheit hatte. Ende Juli 1809 kam er nach Suez zurück, von wo er bald nachher zur See nach Jenbua und Dſchidda ging. Hier ließ er ſich noch mehr in die Myſterien des Islams einweihen, kleidete ſich in ein Pilgergewand und zog den 8. Octbr. nach Mekka, um dort den Faſtenmonat Ramadan zuzubringen. „Sie=
„ben Mal", heißt es in ſeinem Briefe, „machte ich die
„heilige Runde um die Kaaba und küßte den ſchwarzen

„Stein; ſieben Mal machte ich den heiligen Lauf auf der „Rennbahn von Szoffa nach Merruéh, ließ alsdann mein „Haupt ſcheren, und erhielt die Erlaubniß mein Pilger„gewand abzulegen, und meine gewöhnlichen Kleider an„zuziehen.“

Im November kehrte Seetzen wieder nach Dſchidda zurück, wo er durch ſeinen Manuſcripten-Erkauf die Aufmerkſamkeit des dort anweſenden Emirs der Wuhabiten erregte, der ihn zu ſich fordern und über den Zweck ſeines Aufenthalts und ſeiner Reiſen befragen, allein ohne Weiteres wieder frei ließ, als er ſich als Franken und Neophyten zu erkennen gab. Während des Aufenthalts in Medina gelang es Seetzen, einen Plan nebſt einer Anſicht der Stadt und deren Nachbarſchaft, einen Grundriß von dem heiligen Tempel und ein Paar Anſichten von der Grab-Capelle des heiligen Propheten zu entwerfen. Von hier ging er noch ein Mal nach Dſchidda, und dann zum zweiten Mal nach Mekka, um der dort im Monat Januar geſetzmäßig ſtattfindenden Wallfahrt beizuwohnen.

„Mekka“, ſchreibt Seetzen, „bot jetzt ein ganz an„deres Schauſpiel dar, als zur Zeit des Ramadan. Alle „Gaſſen waren voll Menſchen und Laſtthiere. Das meiſte „Intereſſe gewährten die heilige Moſchee und die Laufbahn. „Mehr als tauſend Pilger machten auf ein Mal die hei„lige Runde (Thanâf) um die Kaaba; man küßte den „ſchwarzen Stein mit einem Enthuſiasmus, als wollte „man ihn zerküſſen, und man drängte ſich dabei mit ſol„cher Anſtrengung, daß Manche in Gefahr zu erſticken ge„riethen. Kam man im Wirbel dieſes reißenden Stroms, „ſo mußte man mit fort, man mochte wollen oder nicht. „Die Laufbahn war ebenfalls ſo voll, daß man ſich an „vielen Stellen durchdrängen mußte. Außer Arabern „aus allen Provinzen Hedſchas, Jemen, Hadramut, „Oman, beſonders aber Wuhabiten aus Nadſched, ſah „man Mauren, Neger aus den innern Gegenden Afri„ka’s, Perſer, Afghanen, Indier aus allen Provinzen „Aſiens, eine Menge Javaneſer, Tartaren, aber ver-

„hältnißmäßig nur wenig Türken. Man muß hier ſelbſt „Zuſchauer geweſen ſeyn, um ſich ein recht deutliches „Bild von der islamitiſchen Schwärmerei machen zu kön„nen. Die Hadſch iſt ein Schauſpiel, das ſeines Glei„chen in der Welt nicht hat.“

Seetzen wurde von dem Mekkaner Hadſch Abdallah Sukkáth für die Dauer der Wallfahrtszeit als ein Glied ſeiner Familie aufgenommen, und ſo in alle religiöſe Gebräuche des Islams auf das vollkommenſte eingeweiht. Nach Beendigung der Wallfahrten blieb Seetzen noch länger als zwei Monate in Mekka, mit dem ſehr intereſſanten, aber nicht minder ſchwierigen Unternehmen beſchäfftigt, Mekka und ſeine Umgebungen im Bilde darzuſtellen. Wenn gleich allenthalben beobachtet, hatte er doch das Glück, die Augen der Späher zu täuſchen, und mit Hülfe von Geduld und Aufmerkſamkeit nach und nach einen Plan von der heiligen Moſchee, von der Stadt, eine Karte von Mekka's Umgebungen, ſechs Stunden im Umkreis, nebſt ſechzehn Proſpecten der Moſchee und deren einzelnen Theile zu entwerfen. Auch die geographiſche Lage von Mekka beſtimmte Seetzen durch dreitägige aſtronomiſche Beobachtungen, wobei ein Mekkaner Gelehrter, der zu gleicher Zeit Profeſſor, Aſtrolog, Kalendermacher, Thurmſänger, Gewürzkrämer und Gewiſſensrichter war, hülfreiche Hand leiſtete.

Im März 1810 reiſte Seetzen abermals nach Dſchidda, und machte dann, in Begleitung ſeines geweſenen Lehrers, Schech-Hamſe, eine Reiſe nach Jemen, deren eigenthümliches Intereſſe noch dadurch vermehrt wird, daß Letzterer ſeine orientaliſchen Anſichten und Bemerkungen in einem beſonders geführten Tagebuch arabiſch niederſchrieb, und dieſes Seetzen überließ. Von Dſchidda nach Hodéde wurde die Reiſe bald an der afrikaniſchen, bald an der aſiatiſchen Küſte zu Waſſer gemacht, und dann zu Lande über Bet-el-Fakih, Sebid, die Kaffee-Pflanzungen von Haddije, Kusma, Doran (wo Seetzen beinahe einen Monat lang krank lag), Sana, Damas, Taes, nach Aden, wo ſich die Reiſenden nach

Mocha einſchiffen wollten, allein auch hier zur Landreiſe auf dem nie von Europäern beſuchten Küſtenweg genöthigt wurden, da keine Schiffs-Gelegenheit vorhanden war. Das Günſtige der Reiſe in Jemen, wo die allervollkommenſte Sicherheit herrſchte, hörte hier, wegen des von Aden nach Mocha herumſtreiſenden Beduinenſtammes Szobbach, wieder auf, und nur mit Mühe kam Seetzen nebſt ſeinem eingebornen Begleiter ungeplündert nach Mocha, wo er wieder ein Mal die Freude hatte, mit Europäern, dem Capitän Rudland, dem Arzt Barthow und dem italieniſchen Kaufmann Benzoni zuſammenzutreffen. Sein von hier aus unterm 17. November 1810 an Hrn. von Lindenau abgeſandter, ſechzig Seiten langer Brief iſt die letzte von ihm ſelbſt nach Europa gelangte Nachricht; am Schluß dieſes Briefes heißt es: „Ich hoffe, daß man einſt meinen langen Aufenthalt in Cairo nicht für unnütz erklären werde, wenn „nur die dort gemachte Sammlung das Glück hat, richtig bei Ihnen anzukommen, und ich ſchmeichle mir, daß „auch meine bisherige Reiſe in Arabien nicht ohne Werth „befunden werden werde. Ihren erſten Brief erhielt ich „in Damask, und es war mein erſtes und ernſtliches „Beſtreben, die darinnen befindlichen Aufträge des Herzogs von Gotha, welche Bezug auf den todten See „hatten, während meines Aufenthalts in Jeruſalem auf's „genaueſte auszurichten, und wenn meine mit Gefahr „verbundenen Bemühungen etwas dazu beigetragen haben ſollten, dieſes berühmte Gewäſſer mit ſeinen Umgebungen beſſer kennen zu lernen, als bis dahin, ſo „wird das Publicum es einſt blos und allein Sr. Durchlaucht zu verdanken haben. Die Aufträge des Herzogs, „welche in Ihrem zweiten in Cairo erhaltnen Briefe enthalten waren, konnte ich nur größten Theils erfüllen; „hoffentlich haben Sie die ausführliche Antwort, welche „ich Ihnen von Cairo aus überſandte, längſt erhalten. — „Von Arabien bleibt mir nun noch Hadramût, Omân „und die Südküſte von Aden bis zum perſiſchen Meerbuſen zu unterſuchen übrig, und ich hoffe innerhalb wenig Tagen die Reiſe dahin antreten zu können. Die „mir vorgenommene Route iſt folgende: zuerſt reiſe ich „zum andern Mal nach Sana, um dort noch etliche wichtige Manuſcripte für die orientaliſche Sammlung in

„Gotha zu kaufen. Von dort hoffe ich auch das be„rühmte Mareb in Szof und den alten Damm zu beſu„chen, von wo ich alsdann nach Hadramût übergehn „werde. Von dort reiſe ich nach einem Hafen der näch„ſten Küſten, berühre etliche öſtlichere Hafen, ziehe wo „möglich Nachrichten über die Sprache der Beduinen „von Mahra ein, lande in Szur oder Kalhat, um das „Innere von Omân kennen zu lernen, und kehre als„dann von Maskat zu Schiffe hierher zurück. — Das „Innere von Afrika aus eigner Anſicht kennen zu ler„nen, iſt noch ein eben ſo lebhafter und feuriger Wunſch „bei mir, als damals, wo ich den Plan dazu (1802) „niederſchrieb, wahrenddem meine Erfahrung um Vieles „gereift iſt. Bleibe ich leben und geſund, ſo werde ich, „bald nach beendigter Reiſe in Arabien, dem Ziel meiner „langen Reiſe in Afrika mit der größten Erwartung „entgegen eilen, wobei mir hoffentlich die Maske des Is„lam eben ſo nützliche Dienſte leiſten wird, als ſie mir „bisher in Arabien leiſtete. Ich ſchmeichle mir, daß die „Abhandlungen über das innere Afrika, welche ich Ih„nen von Cairo überſandte, zum Beweis dienen werden, „daß ich dieſen Welttheil nicht vergaß, und daß mir die „Aufhellung der Dunkelheit, die ungeachtet der dauern„den Bemühungen der Londner Societät noch immer „über ſeinem Innern ſchwebt, beſtändig ſehr am Herzen „lag.“ —

Dies waren Seetzens Pläne für die Zukunft, von denen er leider keinen auszuführen vermochte. Seit dieſem letzten aus Mocha geſchriebnen Brief, der ſchon im J. 1811 nach Europa gelangte, vergingen mehrere Jahre, ohne das Mindeſte von Seetzens weitern Schickſalen erfahren zu können. Erſt im Jahr 1815 theilte ein engliſcher Reiſender, Buckingham, aus Mocha eine Nachricht von deſſen Tod und letzten Lebensumſtänden an Herrn von Hammer in Wien mit, deren Weſentliches in Folgendem beſtand: Auf der Reiſe von Dſchidda nach Mekka, Medina, Sana, Mocha, hatte Seetzen einen Reichthum literariſch-naturhiſtoriſcher Sammlungen erhalten, die er von Mocha aus nach Europa abzuſenden Willens war. Allein kaum in Mocha angekommen, ließ der dortige

Dola dieſe Sammlung in Beſchlag nehmen, und als er ſich in ſeinen Erwartungen, große Schätze darin zu finden, betrogen ſah, an den Imam von Sana unter dem Vorgeben abliefern, daß dieſe Dinge zu Ausübung von Magie und Zauberei beſtimmt waren. Nach langen fruchtloſen Verſuchen zu ſeinem Eigenthum wieder zu gelangen, beſchloß Seetzen, ſich an den Imam von Sana ſelbſt deshalb zu wenden, und reiſte zu dieſem Behuf im October 1811 dahin ab; allein kurze Zeit darauf kam durch die ihn begleitenden Araber die Nachricht nach Mocha, daß er ſchon auf der zweiten Tagereiſe in der Nähe von Taes plötzlich geſtorben ſey; vergiftet, wie dort allgemein geglaubt wurde, auf Befehl des Imam von Sana, um allen weitern Behelligungen wegen Zurückgabe ſeines Eigenthums überhoben zu ſeyn. Einen Theil ſeiner Papiere hatte Seetzen dem italieniſchen Kaufmann Benzoni übergeben, der solche vor ſeinem kurz darauf erfolgten Tode einem Banianen anvertraute, aus deſſen Händen ſie in die des Dola kamen, und ſo wahrſcheinlich ebenfalls verloren ſind.

In einer ſpätern aus Bombay nach England gekommenen Nachricht, worin die eben angeführten Umſtände im Weſentlichen beſtätigt werden, heißt es am Schluß: „Beyond this nothing further is positively „known as to the detail of his sufferings, but the „fact of his having died a sudden and violent death „is unfortunately too well established. Two evenings „before he quitted Mocha, he passed some few mi„nutes with Mr. Aitkings, the surgeon of the Com„pany's establishment there, and at the same time „confided to the care of Mr. Benzoni, an Italian in „their service also, the whole of his valuable pa„pers and journals, which he had congratulated „himself on securing from the grasp of rapacious „ignorance, to be forwarded by that gentlemen „through Egypt to his distinguished Patron the Duke „of Saxe-Gotha in Europe. It fell however to the „lot of poor Benzoni himself to close a chequered „existence on that inhospitable shore: so that the „only manner in which he could acquit himself of

„his truſt, was to transfer the charge of his mur-
„dered friend's memoranda to the chief of Banians
„there, who was then the commercial brooker of
„the E. I. C. *) From him theſe papers were soon
„afterwards ſeized by the Dola, and are now, it is
„to be feared, irretrievably loſt to the friends of
„ſcience and the patrons of diſcovery, who would
„doubtleſs otherwiſe have found among their details
„information of the moſt valuable and intereſting
„nature.“

Hiernach ſcheint faſt jede Hoffnung zu Wiedererlangung ſeiner letzten, im ſüdlichen Arabien geführten Tagebücher und gemachten Sammlungen verſchwunden zu ſeyn. Nach einer ſpätern, im franzöſiſchen Moniteur befindlichen Nachricht, ſollte Seetzen, noch lebend, in der Gefangenſchaft des Imam von Sana ſich befinden, allein ſchwerlich verdient dieſes ganz unverbürgte Gerücht Glauben, da Augenzeugen Seetzens Tod in Mocha berichteten, und es außerdem höchſt unwahrſcheinlich iſt, daß der Imam von Sana einen dort als Pilger bekannten Rechtgläubigen Jahre lang einkerkern ſollte.

So hat alſo auch Seetzen die Zahl der wiſſenſchaftlichen Märtyrer vermehrt. Sein Verluſt iſt eben ſo unerſetzlich, als der ſeiner letzten Tagebücher und ſeiner, während des zweijährigen Aufenthalts in Arabien, vom April 1809 bis October 1811 erhaltenen dortigen Kunſt- und Naturproducte. Noch nie hatte ein europäiſcher Reiſender ſo viel Günſtiges zum wahrſcheinlichen Gelingen einer inner-afrikaniſchen Reiſe in ſich vereinigt, als Seetzen; vertraut mit den arabiſchen Mundarten und allen Ceremonieen des Islam, bekannt als rechtgläubiger Pilger, abgehärtet gegen jede Beſchwerde der Reiſe, durch neunjährigen Aufenthalt im Orient gewöhnt an deſſen Sitten, Clima und Gebräuche, begabt mit Muth und

*) East-India-Company.

feſtem Willen, das vorgeſteckte Ziel, trotz aller Schwierigkeiten, zu erreichen, was hätte einen ſolchen Reiſenden hindern können, die afrikaniſche Reiſe eben ſo wie die in Arabien mit Erfolg zu beginnen und zu vollenden?

Die herrlichen Früchte, die wir ſeiner leider nur halb vollendeten Reiſe verdanken, laſſen deren unterbrochenen Fortgang allen Freunden der Wiſſenſchaft doppelt ſchmerzlich empfinden. Doch ſchon durch das, was der thätige, unermüdete Mann bis jetzt leiſtete, tritt er den berühmteſten Reiſenden würdig zur Seite.

Die Geographie der ſüdöſtlichen Grenzen von Europa und Aſia, die ganze Lage von Syrien, Paläſtina und Arabien, wird durch Seetzens zahlreiche aſtronomiſche Beobachtungen mit vermehrter Sicherheit beſtimmt; ſeine ganz auf eigne Anſicht gegründete Karte des todten Meeres und deſſen Umgebungen gibt ein deutliches Bild einer zeither nur wenig bekannten Gegend; ſeine gefahrvollen Wanderungen in den öſtlich vom Jordan gelegenen, von keinem Europäer in neuerer Zeit betretenen Ländern; ſeine Entdeckung der herrlichen Ruinen von Dſcherraſch und Philadelphia, haben dem künftigen Alterthumsforſcher eine neue Welt eröffnet; ſeine dort geſammelten zahlreichen Inſchriften laſſen Licht über die frühere Geſchichte jener ſo berühmten, nun vergeſſenen Urſitze der Cultur im grauen Alterthum hoffen; ſeine Beſchreibungen von Damaſk, Akre, Cairo, Suez, Dſchidda, Sana, Mocha, und ganz beſonders der, nur den Rechtgläubigen zugänglichen heiligen Städte Mekka und Medina, übertreffen an Treue und Vollſtändigkeit alles Zeitherige; ſeine ausgezeichneten Verdienſte um die arabiſch-afrikaniſche Sprachkunde wurden von einem competenten Richter auf das vollkommenſte anerkannt*);

---

*) Proben deutſcher Mundarten. D. Seetzens linguiſtiſcher Nachlaß. Herausgegeben von D. S. Vater. Leipzig 1816. S. VIII. Vorr.

ſeine Nachrichten über die Völkerſtämme Arabiens, über deren Geſetze, Sitten und Lebensart, über die Topographie, Einwohner und Regierungsform des innern Afrika, die er theils durch eigne Anſicht, theils aus dem Munde Eingeborner ſammelte, ſind treffliche Bereicherungen für Länder- und Völkerkunde; die durch ſeine Bemühungen begründete orientaliſche Sammlung in Gotha, die ſchon jetzt mehr als 2000 orientaliſche Manuſcripte*) und einen reichen Schatz von Antiquitäten und Naturproducten enthält und noch bedeutenden Zuwachs erwartet (von 40 aus Klein-Aſien, Arabien und Egypten abgeſandten Kiſten ſind bis jetzt nur 23 nach Gotha gekommen), verſpricht dem Sprach- und Naturforſcher eine reiche Ausbeute für beſſere Kenntniß des Orients zu gewähren.

Ein Theil der von Seetzen aus dem Orient an die Herrn v. Zach, Hammer und Lindenau gemachten Mittheilungen iſt in der Monatlichen Correſpondenz, den Fundgruben des Orients und dem neuen deutſchen Merkur, der wiſſenſchaftlichen Welt bereits mitgetheilt worden; allein ſo intereſſant dieſe Nachrichten waren, ſo iſt an innerm Werth doch weit bedeutender das von Seetzen ſelbſt bis zur Abreiſe aus Cairo (April 1809) ganz ins Reine gearbeitete ſechsjährige Tagebuch, was ſich in den Händen ſeiner Familie befindet, und von dieſer zur öffentlichen Bekanntmachung beſtimmt worden iſt.

---

*) Ein Catalog dieſer Manuſcripte wurde auf Befehl des Herzogs von Gotha von dem, für die orientaliſche Literatur zu früh verſtorbnen Lorsbach angefangen und zur Hälfte bearbeitet. Er ſoll vollendet, auf Koſten des fürſtlichen Beſitzers zum Druck befördert, und dann eben ſo, wie es mit einem von Seetzen ſelbſt eingeſchickten, in Leipzig abgedruckten Verzeichniß ſchon früherhin geſchah, an berühmte orientaliſche Sprachkenner des In- und Auslands verſchenkt werden, um dadurch jene werthvollen Sammlungen gemeinnützig zu machen.

So unvollſtändig dieſe Skizze aus Mangel nähe-rer Nachrichten auch nur immer ſeyn mußte, ſo hoffen wir doch, daß ſie hinreichen wird, um das große, ſeltne Verdienſt des trefflichen Seetzen richtig würdigen und beurtheilen zu können.

Franz, Freiherr von Haager-Alenſteig.

Franz,

Freiherr von Haager-Alenſteig.

Der urſprüngliche alte Adel des Erzherzogthums Oeſterreich unter der Enns iſt größtentheils ausgeſtorben, theils in den Religionskriegen, weil viele vom Glauben der Väter, von der Treue gegen den Erbherrn gewichen, in Confiscation, Acht und Verbannung verfallen. — Innerösterreich iſt die Wiege des größten Theils jener edlen Geſchlechter, welchen die Beſitzthümer jener ausgeſtorbenen oder vertriebenen nunmehr eigen ſind, und die in der uralten Hauptſtadt den geheiligten Thron umſtehen, den ſie lieben und dem ſie leben.

Unter den wenigen, urſprünglich und uralt in den Landen über und unter der Enns einheimiſchen Geſchlechtern ſind die Freiherren von Haager-Alenſteig. Kaum iſt auch irgend ein andres ſo wie dieſes ausgebreitet. Die Haager in Baiern, in Kärnthen, in Thüringen, in Brandenburg, ja ſelbſt in Schweden, rühmen ſich alle des gemeinſchaftlichen Urſprungs mit dem unſrigen, obgleich ihre Wappenſchilder ſehr verſchieden ſind, wie man ſchon bei Siebmacher ſehen kann; aber auch unſre Haager haben das urſprüngliche Wappen, den weißen Wolf im ſchwarzen Feld, ſchon beinahe vor vier-

hundert Jahren verlaſſen, und ihr Schild beſteht jetzt aus dem Zeichen dreier erloſchener und von ihnen aufgeerbter Familien, der Geyller, der Pottenbrunner und der Steger zu St. Veith.

Wir finden ſie bei dem großen Heraldiker Spener; bei dem Weingartner Benedictiner Gabriel Luzelin; der Graf von Wurmbrand gedenkt ihrer mit ausführlicher Sorgfalt. Sie ſpielen eine Hauptrolle in Raupachs evangeliſchem Oeſterreich. Der gelehrte Bibliothekar der Ziſterzienſer-Abtei Lilienfeld, Chryſoſtomus Hanthaler, liefert in ſeinem handſchriſtlichen Nachlaß die älteſten und quellgemäßeſten Nachrichten über die Freiherren von Haager, deren Erbbegräbniß durch einige Zeit im Kreuzgang zu Lilienfeld war. Geſammelt hat das Meiſte hievon der fleißige Bergrath Wißgrill in ſeinem Schauplatz des landſäſſigen niederöſterreichiſchen Adels vom Herrn- und Ritterſtand, deſſen baldige Fortſetzung von der Hand eines größern Kenners und genealogiſch-heraldiſchen Kritikers in der That ein längſt empfundenes und dringendes Bedürfniß der vaterländiſchen Literatur iſt.

Einige ältere Stemmatographen haben, durch die bloße Namensähnlichkeit verführt, dieſes Haus auf jenen Hager zurückgeleitet, welcher eben in der zweiten Halbſcheide des dreizehnten Jahrhunderts durch die Ermordung Herzogs Otto von Meran, Pfalzgrafen in Burgund, das Haus der Grafen von Andechs, Herzoge von Dalmatien, Kroatien und Melan, gewaltſam geſchloſſen hat. Allein ſeit der gelehrte Archivar Spieß in ſeinen archiviſchen Nebenarbeiten urkundlich bewies, daß jener Mord eine Fabel, und Herzog Otto unter frommen Vermächtniſſen auf ſeinem Krankenlager verblichen ſey, fällt auch jene Herleitung in ihr Nichts zurück. — Aber faſt zur nämlichen Zeit vergabte Otto der Haager an das Kloſter Wilhering, erſcheinen Heinrich Konrad und Eberhardt die Haager als Dienſtmannen Königs Ottokar, in Urkunden von St. Florian. Zur Zeit, als dieſer große König dem größern und glücklichern Rudolph von Habsburg und ſeinem Sohn Albrecht Sieg, Land und Leben laſſen müſſen, ſtiftete Marquard Haa-

ger einen ewigen Jahrstag bei ſeiner Ruheſtätte im Kloſter Lilienfeld.

Konrad Haager, Ritter, hatte Adelheid Enenkl zur Hausfrau, eine Enkelin des überaus ſchätzbaren vaterländiſchen Geſchichtſchreibers und Dichters. Seine Erwähnung in dem alten Nekrolog der Minoriten zu Wien iſt ein höchſt ſchätzbares Ueberbleibſel unſrer Heraldik. Albrecht Haager, ſein Sohn, wurde in der Entſcheidungsſchlacht bei Mühldorf um das römiſche Reich, mit ſeinem Herrn und König, Friedrich dem Schönen durch den Burggrafen von Nürnberg (an dieſem Unglückstag mit Schweppermann, Ludwigs des Baiern vorzüglichſte Stütze) gefangen. Späterhin erſcheinen die Haager in vielfachem Lehens= und Freundſchafts=Verband mit dem im Lande ob der Enns ſo gewaltigen Grafen von Schaumburg. — Georg Haager, Pfleger zu Marcheck, leſen wir vielfältig in jenen ſchmachvollen und unglückſeligen Händeln des Vormundſchafts= und Bruderzwiſtes, Bürgerkriegs, der innern Verwirrung und Auflöſung, der verderblichen Kriege Georgs von Podiebrad aus Böhmen und Matthias Huniady Corvin aus Hungarn, unter Ladislav, dem Nachgebornen, und Kaiſer Friedrich, ſeinem Vetter. — Wolfgang und Hans Haager zu Sitzenthal und Aniödt, Söhne Veits Haager, beerbten den Wappenſchild und das Vermögen der Geyller. — Der niederöſterr. Landuntermarſchall, Hauptmann zu Krems und Oberamtmann des Donau=Schlüßlandes, Sigmund Haager zu Winkelberg und Sebarn, erkaufte 1499 von Sigmunden Püellacher die Hälfte des Städtchens Alenſteig im Viertel ob dem Manhartsberge. Die andre Hälfte hatte ſchon früher Otto, aus dem berühmten Geſchlecht der Meiſſauer, oberſter Marſchall und Schenk in Oeſterreich, Hanſen Haager verpfändet. Seither iſt der Name Haager von Alenſteig dem ganzen Geſchlecht verblieben.

Faſt 90jährig ſtarb dieſer Sigmund Haager, 1521, von zwei Gemahlinnen, Dorothea von Hohenwart und Elsbeth von Potenbrunn, 24 Kinder, 17 Söhne und 7 Töchter hinterlaſſend. Einer aus denſelben, Veit Haa=

ger von Alenſteig, Herr zu Pezenkirchen, Altenlembach, Feſtenwamſen und Lichtenfels, war Hofrath Ferdinands I., Georg Haager, ſein Stiefbruder, des ritterlichen deutſchen Ordens Commenthur zu Graz am Leech.

Als Veits Sohn, der Obriſt-Falkenmeiſter Hans Haager von Alenſteig, ſich mit einer Nichte des berühmten kaiſerlichen Feldherrn Lazarus Schwendi, Freiherrn von Erolzheim und Hohenlandsberg, vermählte (1566), ſendete Schwendi's Herr und Freund, Maximilian II. ſeinen Kämmerer Erasmus, Freiherrn von Buchheim, an die Brauttafel, dem neuvermählten Paar zwei goldene Pokale mit ſeinem Wappen, ein würdiges Seitenſtück zu jenem ältern Habsburgiſchen Becher in dem uralten Hauſe der nunmehrigen Grafen von Müllinen zu Bern. — Früh wendete ſich das Geſchlecht der Haager zur evangeliſchen Lehre, und erſcheint auf Landtagen, bei Bündniſſen und Compromiſſen immerdar unter den Vordermännern derſelben.

Aeußerſt merkwürdig iſt der verhängnißreiche, mit Oswalden von Wolkenſtein und Sigmunden von Herberſtein wetteifernde Lebenslauf Sigmunds Haager, Sohns Sebaſtian Haagers, den Ferdinand I. ſelbſt zum Ritter ſchlug, und der ſich als Obriſter zu Pferd wider Franzoſen, Türken und Schmalkaldiſche Bundesverwandte rühmlich ausgezeichnet hat. — Der Vater, mit vielen Kindern, aber geringem Vermögen, überließ den geiſtvollen neunjährigen Knaben einem ſeiner Anverwandten in Böhmen, Cytibor Odrawsky, der ihn in Allem unterrichten ließ, was die ſelbigen Zeiten von einem Edelmann forderten. Aber Sigmunds Sinn trieb ihn hinaus in das Weite. Zum Kriegsweſen fühlte er einen unwiderſtehlichen Hang. Er trat nacheinander in die Dienſte der reichen Edlen von Schwamberg, der Grafen von Hardegg, Grafen Günthers von Schwarzburg, endlich des Prinzen von Oranien, und focht unter ihnen in Italien, Hungarn, in den Niederlanden, durchreiſte die brittiſchen Inſeln, die Niederlande Frankreichs, Italien von Piemont bis nach Sicilien, Deutſchland, die nordiſchen Königreiche, von wo er durch das damals äußerſt ſturmbewegte Polen, durch Schleſien und Mähren nach Hauſe kehrte,

kehrte, und dieſe weiten und thatenreichen Reiſen ſelbſt beſchrieb. Er hatte in der letzten Zeit allgemein für todt gegolten, Gattin und Kinder hatten um ihn die Trauer getragen. Nun nahm er kaiſerliche Dienſte als Rittmeiſter unter den Cüraſſieren, wurde königlich hungariſcher Hauptmann zu Altenburg, ſtellte auf eigne Koſten 60 Knechte zum Heer gegen Raab, und war mit unter ſeinem Freunde Adolph von Schwarzenberg bei dem ewig denkwürdigen Ueberfall und Eroberung dieſer Feſte, welche, in der Türken Gewalt, Wien ſo nahe bedroht hatte. Siegmund Haager wurde oberſter Feldhauptmann in Ober=Hungarn und Commandant zu Kaſchau. Aus drei Ehen zählte er ein und zwanzig Kinder. Mit ſeinem älteſten Sohn, Sebaſtian Günther, unterzeichnete er 1608 das Verbündniß der proteſtantiſchen Stände zu Horn, und war 1609 Deputirter des Corporis Evangelicorum vom Lande ob der Enns.

Sebaſtian Günther Haager von Alenſteig, Herr zu Wetzſtorf, nahm durch ſeine Anhänglichkeit an die proteſtantiſche Lehre, durch ſeinen heftigen Widerſtand gegen die Nachfolge=Rechte Ferdinands II. ein trauriges Ende. Er war Hofkriegsrath, Landesobriſtlieutenant unter der Enns und Platzobriſter in Wien, einer der eifrigſten Beförderer der Conföderation der proteſtantiſchen Stände in Oeſterreich mit jenen in Böhmen, einer der Erſten unter denjenigen, welche die Renunciations=Acte Erzherzog Albrechts für ungültig erklärten und Ferdinand II. die Erbhuldigung verweigerten. Sein fortwährendes Einverſtändniß mit Matthias Heinrich Grafen von Thurn, dem Oberhaupt der rebelliſchen Böhmen, der fluchbeladnen Fackel des 30jährigen Kriegs, wurde entdeckt, und Haager vor dem kaiſerlichen Feldlager jenſeits der Donau hingerichtet, ſeine Güter und Capitalien confiscirt. Sein Sohn, Hanns Seyfried, trat zur katholiſchen Lehre über, und wurde von Leopold dem Erſten am 12. Jänner 1671 in den Freiherrn=Stand erhoben. — Otto Siegmund war der letzte Burggraf der kaiſerlichen Burg zu Wien, ſeine Tochter Caroline, ſpäterhin vermählte Fürſtin von Trautſon, Hofdame der großen Thereſia noch als Erzherzogin und Großherzogin von Toskana, ſohin Oberhofmeiſterin der älte=

ren Erzherzoginnen; ihr Bruder Franz Alois, Freiherr von Haager auf Alenſteig, der Veteran der öſterreichiſchen Armee. Er focht in den letzten Feldzügen des großen Eugen am Rhein, und in jenen unglücklichen in Ungarn, welche den Belgrader Frieden herbeiführten und Carl VI. den Tod brachten, von welchem er Ur-Urenkel erlebt hat. Er ſtarb im 94. Jahr ſeines Alters, 1812, als Oberhofmeiſter Ihrer kaiſerl. Hoheit des durchlauchtigſten Erzherzogs Rainer, Feldmarſchall-Lieutenant ſeit 1758, wo eine im preußiſchen Krieg zu wiederholten Malen erhaltne äußerſt ſchwere Verwundung, welche ſein Leben nur wie durch ein Wunder übrig ließ, ihn genöthigt hatte, dem Felddienſt zu entſagen. Am 20. September 1753 vermählte er ſich mit der Gräfin Marianne v. Schlick, und aus dieſer Ehe wurde der k. k. Cämmerer, wirkliche geheime Rath, Präſident der oberſten Polizei und Cenſur-Hofſtelle, des öſterreichiſch-kaiſerlichen Leopold-Ordens Großkreuz, Franz, Freiherr von Haager zu Alenſteig zu Wien geboren. Er erhielt ſeine Bildung in der thereſianiſchen Ritterakademie in der Hauptſtadt. Als er 1783 dieſelbe verließ, weihte er ſich, gleich ſeinem ältern Bruder Johann, nun F. M. Lieutenant, dem Militärdienſt, und wurde Lieutenant beim Cüraſſier-Regiment Caramelli (nun Erzherzog Franz); er zog als ſolcher unter dem damaligen Obriſtlieutenant, nachherigen Feldzeugmeiſter Paul Freiherrn von Kray, wider Horjah und Klotſchka und die von ihnen aufgeregten und verführten Wallachen. Ein unglücklicher Pferdeſturz bei der großen Revue des nächſten Sommers zwang ihn, dem Soldatenſtand gänzlich zu entſagen. Im Februar 1786 wurde er Kriegscommiſſär zu Korneuburg, und ſchon im zweitnächſten Monat darauf Untercommiſſär bei der von dem unvergeßlichen Joſeph ſo eifrig betriebnen Steuerregulirung. Seine Verwendung hierbei errang ihm die ſchmeichelhafteſten Zeugniſſe ſeiner damaligen Vorgeſetzten, des Stadthauptmanns Grafen Auersberg und Hofraths Holzmeiſter. Schon im Auguſt 1789 rückte er zum erſten Kreiscommiſſär vor. Eine allerhöchſte Entſchließung vom October 1795 ernannte ihn zum Kreishauptmann des Viertels unter dem Wienerwalde zu Traißkirchen. In dieſer, nach dem Gang und Geiſt der öſterreichiſchen Geſchäftsverwaltung ungemein wichtigen Stelle zeichnete er ſich

durch eine Reihe von Jahren dergeſtalt aus, daß man ihn wohl „den Kreishauptmann“ par excellence hätte nennen mögen, etwa ſo, wie Hamlet die begeiſterte Lobrede auf ſeinen Vater damit beſchließt: „Mit einem Worte ſage nur: er war ein Mann, ſo haſt du Alles geſagt!“ Er war der allgemeine Rathgeber, Vermittler, Tröſter und Beiſtand. Jeder und Alle ſchienen ihn verloren zu haben und die Beſtürzung war allgemein, als er vom Kreisamt hinweg zur Regierung nach Wien berufen wurde, und es iſt ein noch tieferer und ſchmeichelhafterer Zug, daß es in ſeinem Kreiſe doch wieder eine Art von Beruhigung hervorbrachte, daß er bei der Landesſtelle auch das Unterthansreferat erhielt.

Seine Arbeiten im landwirthſchaftlichen, ſtädtiſchen, Municipal-, Unterthans-, Militär- und Schul-Weſen, verdienten mehrfach als Muſter gründlicher und erſchöpfender Würdigung, geſunden Blicks und zarten Billigkeitsgefühls geprieſen zu werden. Eine aus dieſen vielen Abhandlungen: Ueber die wahrhaft ſonderbare Verfaſſung und Nahrungswege der Hüttler im Wienerwalde, namentlich der Herrſchaft Burgersdorf, dem Oberjägermeiſteramt unmittelbar zuſtändig, wird die Wiener Ackerbaugeſellſchaft, deren Mitglied der Freiherr von Haager geweſen iſt, durch den Druck bekannt machen. Der Zeitpunct ſeiner Geſchäfftsleitungen in dieſem Kreiſe war mehrfach wichtig und unruhvoll. Zwei Mal (1797 und 1800) ſah er in denſelben den größten Theil der Hauptarmee, das freiwillige Aufgebot, die ungariſche Inſurrection. Beide Mal leitete er perſönlich die Verſchanzungen am Semmering und am Wienerberg, jene, als Bonaparte in Steyermark, dieſe, als Moreau, nach dem Unglückstag von Hohenlinden, gegen Mölk vordrang, jener nur durch die Friedenspräliminarien von Leoben, dieſer durch den Waffenſtillſtand von Steyer aufgehalten wurde. Baron Haager weihte dem Neuſtädter Schiffahrtscanal die angeſtrengteſte Sorgfalt, und ein rührendes Schreiben des Hofcommiſſärs Grafen Dietrichſtein war der unverdächtigſte Bürge, was er bei dem freiwilligen Aufgebot und bei der Errichtung der Schützen- und Jägercorps in jenen denkwürdigen Epochen geleiſtet habe. — Am 1. Octbr. 1797 wurde der Freiherr v. Haager zum k. k. Cämmerer

ernannt. Unter'm 28. Febr. 1802 wurde er als wirklicher Regierungsrath bei der damals neuerrichteten Hofcommiſſion in Wohlfeilheits-Angelegenheiten, welcher der Regierungs-Vicepräſident, nunmehrige Gouverneur von Mähren und Schleſien, Anton Friedrich Graf Mittrowſky vorſtand, ernannt. Bei der Auflöſung dieſer Hofcommiſſion (17. November 1802) wurde der Freiherr v. Haager wegen ſeiner künftigen Verwendung an den Regierungspräſidenten, ehemaligen Gouverneur in Vorderöſterreich, Baron Summeraw, verwieſen, aber ſchon mit Ende Jänners 1803 von dem ehrwürdigen Greis, Grafen Pergen, Staats-, Conferenz- und Polizeiminiſter, zur oberſten Polizei- und Cenſur-Hofſtelle berufen, ſchon am 28. April 1803 ebendaſelbſt zum wirklichen Hofrath befördert. Noch ein Mal, wiewohl nur auf ſehr kurze Zeit, ſah ihn ſein ehemaliger Kreis wieder in ſeiner Mitte. Als im Januar 1806, nach abgeſchloßnem Preßburger Frieden, die Franzoſen Wien und Oeſterreich wiederum räumten, ſendete des angebeteten Monarchen Vaterſorge augenblicklich in jedes der vier Viertel talentvolle, fühlende, mit dem öffentlichen Vertrauen bekleidete Männer, das Uebel und die Leiden an ihrer Quelle zu ſehn und zu hören, zu berichten und zu helfen. Dem Auftrag des aus jener Epoche der Reſidenzſtadt unvergeßlichen Hofcommiſſärs, nunmehrigen Oberſtcämmerers Grafen Wrbna gemäß, eilte der Freiherr von Haager in das wohlbekannte Viertel unter dem Wienerwald, und entledigte ſich ſeines Auftrags zur gewohnten Zufriedenheit.

Mit dem Austritt des Freiherrn von Summeraw, im Sommer jenes erwartungsvollen Jahres 1808, übernahm der Freiherr v. Haager, als Vicepräſident, ausſchließend das Miniſterium der Polizei. Im Februar 1809 wurde er wirklicher geheimer Rath. Keinem Vaterlandsfreund iſt es unbekannt, wie auch er auf Geiſt und Stimmung des Volks in dem unvergeßlichen Jahr der Landwehr, in dem Jahr von Aſpern, hinarbeitete. Als eben ſein Bruder, bei dem kleinen aber ſiegbekrönten Heer von Inneröſterreich, unter den Befehlen des Erzherzogs Johann, nicht nur bei Pordenone und Sacile, ſondern auch in dem trüben Augenblick des durch die Ereigniſſe in Deutſchland gebotnen Rückzugs, in einem glänzenden Au-

genblick, bei Sala di Campagna, den alten Ruhm der öſterreichiſchen Reiterei neu bewährte, aber in dem Treffen an der Piave, bei San Salvador und Campona, wider die ganz unverhältnißmäßige feindliche Uebermacht, in Gefangenſchaft gerathen war, ſah ſich der Freiherr von Haager in der Nothwendigkeit, mit den übrigen Behörden, wenige Wochen nach des Krieges Ausbruch, Wien zu verlaſſen und von Ofen aus ſeine Functionen fortzuſetzen. — Nach dem Frieden, ſeinem wichtigen Beruf mit erneuerter Kraft hingegeben, wurde er im März 1813 wirklicher Präſident der oberſten Polizei= und Cenſur=Hofſtelle. — Während des Wiener Congreſſes begann ein bedenkliches, oft wiederkehrendes Nervenübel die Wurzeln ſeines Lebens zu benagen. Des angebeteten Monarchen Vaterſorge um getreue Diener, dieſes herrliche Vermächtniß der großen Thereſia, brachte den verdienſtreichen Staatsmann, der lange ſeinen Anſtrengungen nicht entſagen wollte, nach Italien. Heilend und emporrichtend folgten ihm auch dorthin ſchmeichelhafte Beweiſe jenes wahrhaften Herrſcherſinnes nach:

Lieber Freiherr von Haager!

Die eben ſo ausgezeichneten als angeſtrengten Dienſte, die Sie ſtets, und beſonders in den wichtigſten Epochen meiner Monarchie, Mir und dem Staat geleiſtet, und die weſentlichen Verdienſte, die Sie ſich überhaupt erworben haben, bewegen Mich, Ihnen ein öffentliches Merkmal Meiner beſondern Zufriedenheit, welche Sie im vollen Maaße beſitzen, zu geben. Ich verleihe Ihnen daher das Großkreuz des von Mir errichteten Leopold=Ordens, unter Verſicherung meiner wahren Hochſchätzung und Wohlgewogenheit.

Schönbrunn den 21. Juni 1816.

Franz.

Der Durchlauchtigſte Erzherzog Rainer, Stellvertreter Ihrer Majeſtät des Kaiſers, deſſen Ajo und Obriſthofmeiſter der F. M. L. Baron Haager ſeit der früheſten Kindheit geweſen war, fügte aus der Tiefe ſeines königlichen Herzens noch Folgendes bei:

Mein lieber Haager!

Se. Majeſtät unſer gnädigſter Kaiſer haben geruht, Ihnen, in Hinſicht Ihrer in jeder Lage, in jeder Categorie ſo ausgezeichneten Dienſte, das Großkreuz des ohnehin nach den Statuten für ganz beſondre Verdienſte geſtifteten Leopold-Ordens gnädigſt zu verleihen.

Sie können nicht glauben, wie ſehr mich, da ich zu verſchiednen Malen Zeuge Ihrer Anſtrengungen und Ihrer geleiſteten Dienſte war, dieſes erfreute, um ſo mehr, da ich der erſte bin, der Ihnen dieſe Nachricht geben kann. Mein innigſter Wunſch iſt, daß Sie recht lange für den Dienſt des Staates ſich erhalten, und daß ſich Ihre Geſundheit in Italien vollkommen wieder herſtellen möge. Ich erkundige mich fleißig darum bei Sedlnitzky, und erfuhr mit wahrer Freude, daß es Ihnen wirklich beſſer geht.

Ich bitte Sie, überzeugt zu ſeyn, daß ich immer an Allem, was Sie betrifft, den lebhafteſten Antheil nehme, und daß ich mit ungeheuchelter und inniger Hochachtung immer ſeyn werde

Ihr ergebenſter

Schönbrunn d. 21. Juni 1816. Rainer.

Die gegründetſten Hoffnungen auf die Erhaltung eines dem Staate ſo werthen Lebens gaben dieſe glänzenden Beweiſe der ausgezeichneten Zufriedenheit und Huld des Souverains, der herzlichen Freundſchaft mehr als eines Prinzen des Hauſes, inſonderheit der durchlauchtigſten Erzherzoge Rainer und Johann, der Gedanke an das, aus dreiundzwanzigjährigen beiſpielloſen Stürmen in Sieg und Herrlichkeit neuemporgerichtete Vaterland, endlich die, dieſem wohlwollenden Herzen überaus theure Beruhigung, ein ſo wichtiges und zartes Geſchäfft in der Hand eines gleichgeſinnten Stellvertreters zu wiſſen, vereint mit den wohlthätigſten Einflüſſen des italieniſchen Himmels, jenes herrlichen Landes,

— — — wo die Citronen blühn
Im dunklen Laub die Goldorangen glühn,
Ein ſanfter Wind vom blauen Himmel weht,
Die Myrthe ſtill, und hoch der Lorbeer ſteht!!

Allein das Verhängniß hatte es anders beſchloſſen, und die Stunde geſchlagen, welcher Niemand entrinnen kann. In der Nacht vom 31. July auf den 1. Auguſt endigte der Freiherr v. Haager zu Strá bei Venedig an einem Nervenſchlag. Der Monarch und die Monarchie verloren an ihm einen Diener von wahrhaft edlem Gemüth und geſundem Blick. Sein Herz war tief empfänglich für Menſchenglück, weit entfernt von allem offenſiven und grübelnden Weſen, immer bereiter, das Uebel im Keim zu erſticken, als es heranreifen zu laſſen und dem rächenden Urtheil zu überliefern; Eigenſchaften, zu jeder Zeit, an jedem Ort, auf jedem Platz ehrwürdig, aber vollends unſchätzbar an dieſer Stelle; daher die jedesmalige beunruhigte Theilnahme eines zahlreichen Publicums, ſo oft es hieß, ſeine wankende Geſundheit würde ihn nöthigen, ſeinem Poſten zu entſagen. Freiherr von Haager war Freund ſeiner Freunde, ein wahrhaft geborner Verſöhner und Vermittler. In ihm war nichts von jener fröſtelnden Verſtellung, von jenem ſchweren Ernſt, oder von jener ſpielenden Leichtigkeit, welche das Weltgedränge und die Klippen des Geſchäfftslebens nur allzuoft in den Charakter verflößen. Sein Aufwallen kam aus der Unmöglichkeit her, für irgend etwas fremd zu bleiben, was das Glück Einzelner, oder was die allgemeine Wohlfahrt betraf. Er war beredt in Wort und Schrift, im ſchriftlichen Vortrag oft nicht ganz frei von Breite und von Wiederholungen.

Selbſt unermüdet arbeitſam, beſaß er auch das oft viel zu geringgeſchätzte, oft noch entſcheidendere Talent, Andere arbeiten zu machen. Wie er als Kreishauptmann für ſeinen Kreis gedacht und gewirkt, that er auch (und das iſt wahrhaftig kein geringes Lob!) für's große Ganze. Eine Geſchichte dieſer ſeiner oft verhütenden, oft rettenden, immerdar wachſamen Wirkſamkeit gehört nicht für ein öffentliches Blatt, aber es muß hier wenigſtens vergönnt ſeyn, einen Blick darauf zu werfen, in welchem Geiſt und mit welchem Erfolg, durch die oberſte Leitung der Cenſur, der Freiherr v. Haager auf die Nationalbildung und auf die vaterländiſche Literatur eingewirkt habe.

Die treffendſte Ueberſicht dieſer ſeiner wohlthätigen Wirkſamkeit gibt das erſte flüchtige Augenmerk auf das

Repertoire des öſterreichiſchen Bücherweſens 1805 und 1815 —! damals, wo faſt lauter elende, Geiſt und Herz verderbende, zeitzerſplitternde Romane, Ritter- und Geſpenſtergeſchichten erſchienen, äußerſt wenig gelehrte Werke, und dieſe in trocknem und abſchreckendem Gewande, himmelweit davon entfernt populär zu ſeyn, und, worin die eigentliche Stärke, das unzerſtörbare Stammcapital des Nationalreichthums beruht, auf die große Maſſe des Volks, und — auch auf die untern Claſſen das erhabene emollit mores, nec sinit esse feros zu verbreiten. Die Journaliſtik, dieſe Amme der Literatur, war ganz verſtorben, und erhob ſich nicht über eine höchſt mittelmäßige Theater- und Modezeitung und über die Epiſteln des Eipeldauers an ſeinen Herrn Vetter in Krakau, — und 1815 zählte die vaterländiſche Literatur viele Zeitſchriften, die ſich jedem gelehrten Blatt des Auslands zur Seite ſtellen dürfen, in der Geſchichte, dem Staatsrecht, der bürgerlichen und peinlichen Rechtspflege, in der Gottesgelahrtheit und geiſtlichen Beredtſamkeit, in der Arzneikunde und deren Nebenzweigen, in der, beide Welten und beide Gefühle umfaſſenden Königin der Künſte, in der Dichtkunſt, Geſchehenes und zu Hoffendes, Werke und Verſuche, die dem Oeſterreicher unter ſeinen deutſchen Brüdern jene ſtolze Stelle für immer verſichern, die er ſo oft, die er noch letztlich in dem heiligen Entſcheidungskampf ruhmwürdig behauptete. Welche erfreulichen Ausſichten, wenn Literatur und Nationalbildung alle zehn Jahre in dem geometriſchen Verhältniß fortſchreiten, wie von 1805 bis 1815, als der Freiherr v. Haager Präſident der oberſten Polizei- und Cenſur-Hofſtelle war.

Wo finden wir den Schlüſſel zu dieſem äußerſt wichtigen, wohlfeilen und unblutigen Erfolg? Welches iſt das Wort des Räthſels? Er ſelbſt war kein Gelehrter, wiewohl ein gebildeter Mann. Als der große Colbert beim Antritt ſeines Miniſteriums den franzöſiſchen Handelsſtand aufforderte, ihm anzuzeigen, durch welche Begünſtigungen von Seiten des Staats der durch die langen Kriege gefallene Handel am ſchnellſten und kräftigſten wieder emporgerichtet werden könnte, antwortete dieſer mit drei goldnen, nicht oft genug zu wiederholenden, in ei-

nem wohlgeordneten Staate ſchwer zu mißdeutenden oder zu mißbrauchenden Worten: Laissez nous faire!

Gehäufte Prohibitiv=Geſetze verfehlten, nach der Erfahrung aller Zeiten, ihren Zweck gewiß immer in dem Grade mehr, je zahlreicher und ſtrenger ſie ſind. Im Mercantiliſchen wie im Literariſchen iſt gewiß eine oberſte Leitung eben ſo unentbehrlich, als gehäufte Einmiſchung nachtheilig.

Es war eine fürchterliche, laſtervolle, blutbefleckte Zeit, welche wir als Jünglinge und Männer die unſrige nennen. Nicht nur des vielköpfigen Haufens hatte ſich der tolle Schwindel bemächtigt, ſondern auch vieler beſſ'ren Köpfe, vieler edleren Gemüther, die dabei entweder liſtige Betrüger, oder leichtgläubige Betrogne voll ſanguiniſcher Hoffnungen waren. Die Nothwendigkeit, dieſe frevleriſche Neuerungsſucht zu zügeln, gab unvermeidlich auch der Literatur einen gewaltigen Contrecoup und erzeugte die ſeltſamſten Beſchränkungen und Verbote der meiſten höheren wiſſenſchaftlichen Werke, oft nur einzelner Theile, einzelner Stellen. Es gab verſtümmelte Claſſiker; Meiſterwerke wurden in Nachdrücken ſchulgerecht adjuſtirt; die einheimiſche Literatur wurde in dieſer revolutionären Zeit immer farb= und gehaltloſer. Wer darüber klagen oder ſtaunen wollte, wäre eben ſo unklug und ungerecht, als der in einer ſchwer bedrohten und ausgehungerten Feſte darüber murrte, ſo lange der gewaltſame Zuſtand dauert, auf täglich ſchmälere Portionen geſetzt zu ſeyn!

Die rauhe Gewalt eines eiſernen, neurömiſchen Zeitalters hat dieſe folgenreichen Irrthümer, dieſe frevelhafte Emporkömmlingswuth, dieſe unſelige Verwirrung metaphyſiſcher Träumereien, mit der Erfahrung der Jahrhunderte dergeſtalt zu Boden geſchlagen, daß bald nach dem Eintritt des Freiherrn von Haager in die Cenſuroberleitung ganz andre Uebel zu befürchten ſtanden, als die Wiederkehr jener gefährlichen Schwärmerei; daß der Einbruch

der Scheidewände zwiſchen allen Ständen durch unverhältnißmäßigen Luxus, mehr durch die ungeheuren Drangſale der Zeit in allen Staaten herbeigeführter Finanzverfall, daraus die Unſicherheit des Eigenthums, Vervielfältigung des ganzen Lebensplans, die Möglichkeit des ſchnellen, leichten, ganz unverdienten Reichthums durch bloße Agiotagen und Speculationen, daß unvaterländiſche, kosmopolitiſche Frivolität und alles Höheren vergeſſendes Raffinement des Augenblicks die wahre Krankheit unſrer Tage, daß der Wuchergeiſt ein gefährlicherer Feind geworden ſey, als der Jacobinism und als die Hirngeſpinſte der Assemblée constituante.

Der verehrte Todte, von dem wir hier ſprechen, ſah gar bald ein, wie verkehrt es wäre, gegen eine Krankheit noch immer fort zu mediciniren, deren Symptome bereits verſchwunden ſind, und ein Gerüſte länger ſtehn zu laſſen, als die Vollendung des Baues oder der Abdammung des Begehrens.

Andrer Seits aber ſind gewaltſame Aenderungen und Neuerungen dem Geiſt und der Stetigkeit dieſer alten und ehrwürdigen Monarchie ſchnurſtracks entgegen. Das zeigten uns am unwiderſprechlichſten die vielen großen und die glücklichen Staatsexperimente des unvergeßlichen Fürſten, an deſſen Herzen ſich unſer geliebter Monarch für eine Zeit der Prüfung und Läuterung bildete, mit welcher weder die zweifelbeladne des zweiten Ferdinands, noch die große Noth Leopolds des Erſten und Bedrängniß der Maria Thereſia zu vergleichen iſt, und in der ſich jenes alte, ſtolze, und dennoch ſo wahre: Oeſterreich über Alles, wenn es nur will, vor unſern ſtaunenden Augen herrlicher und glorreicher verklärte; um ſo preiswürdiger war weiſe Mäßigung, der behutſame, aber deſto ſichrere Schritt, welchen die öſterreichiſche Cenſur unter dem Freiherrn von Haager in dieſen zehn Jahren dem Lichte einer angemeſſenen größern Freiheit entgegen ging. — Die vaterländiſchen Blätter, denen er eine ſo liebende Aufmerkſamkeit widmete, daß er lange Zeit, und noch als Vicepräſident, perſönlich der Cenſor derſelben blieb, waren

damals das Signal und der Grundſtein jener Aufnahme, zu welcher die öſterreichiſche Journaliſtik allmählig emporſtieg, und auf welcher ſie jetzo mit dem Ausland glücklich wetteifert. — Leſe- und Leihbibliotheken wurden nach weiſen Normen wieder geſtattet, ein wahres Zeitbedürfniß, und ein deſto größeres Behikel der Nationalbildung, ſeit der Geldcurs eine ſo gebieteriſche Scheidewand zwiſchen dem deutſchen Süden und Norden zog, welcher letztere unſtreitig doch das Meiſte und das Größte in unſrer Sprache hervorgebracht hat, ſeit die ſchweren Zeiten das Selbſtkaufen der Bücher den meiſten Gelehrten von Profeſſion und den Mittelclaſſen ſo empfindlich erſchwerten, deren allmählige ernſte und nützliche Bildung ſo vorzüglich wichtig und ſegensreich iſt; ein Satz, herrlicher als jemals beurkundet durch das wahrhaft kaiſerliche Wort auf dem Grundſtein des neugeſtifteten polytechniſchen Inſtituts! — Es wäre ungerecht, undankbar, zu ſagen, daß die wichtigſten Angelegenheiten der diplomatiſchen und der adminiſtrativen Polizei den Verewigten jemals den vielſeitigen Anforderungen der Nationalbildung und Literatur, und hierin dem erhabnen Beruf als ein wahrer Curator Nasciturorum jemals entfremdeten. Weder läſtiges Detail, noch vermehrte Anſtrengung, noch allzuhäufiger Verdruß und Colliſionen, oft von der kleinlichſten Art, konnten ihm den reinen und hohen Geſichtspunct verrücken, daß hierauf die wahre Stärke und Zier eines Staates beruhe, daß die Waffen der Ueberwinder gar oft durch die höhere Intelligenz der Ueberwundnen unterjocht worden ſind, daß Fortſchritten der Nachbarn nur durch Mitfortſchritte im Geiſt der Zeit begegnet werden kann, daß, wer in dieſem natürlichen Wachsthum zurückbleibt, unter den Uebrigen wie ein verkrüppelter Zwerg daſteht, und ihnen ſtets unterliegen müſſe. Es ſtand feſt in dieſem vaterländiſchen Herzen, daß in Oeſterreichs unerſchöpflichem Boden und in ſeinen treuen kräftigen Völkern, die doch immer die freieſten und glücklichſten in Europa ſind, (denn nicht allein der edelſtolze Magyare darf ſagen: Extra Hungariam non est vita, et si est, non est ita!) der herrlichſte Reichthum zu Erforſchung und Benutzung vielfältig noch brach liege, und nur Erleichterung, Ermunterung und Gelegenheit nothwendig ſey.

Dieſer Theil der ſchönen Ausſaat des Verſtorbenen lebt und wirkt immerfort, ſo wie jedes gleichgeſinnte Herz bei ſolchem Anlaß das Horaziſche: Non omnis moriar! mit geſtähltem Glauben empfinden, und über ſeiner Urne den ſanften Wunſch der Alten ausſprechen wird:

Sit illi terra levis et molliter ossa cubent!!

G a l l e r i e

der

vorzüglichſten jetzt lebenden

Pariſer Schauſpieler.

Von

G. L. P. Sievers

in Paris.

Anmerk. Wir haben uns erlaubt, mehrere Digreſſionen des Verfaſſers über die Schauſpielkunſt in und außer Frankreich, ſo wie manches Andre, was für den Zweck der Zeitgenoſſen nicht paſſend oder zu weitläufig ſchien, theils wegzulaſſen, theils abzukürzen und zuſammenzuziehn. Nirgends aber iſt abſichtlich etwas in den Anſichten und Urtheilen geändert worden.

Die Red.

Einleitung.

Ueber die franzöſiſche Schauſpielkunſt.

Wie in der Natur, ſo gibt es auch in der Kunſt Erſcheinungen, deren Erklärung nicht ohne große Mühe gelingt. Dahin gehört in dem Kunſtgebiete die bis zum vollkommenſten Gegenſatz gehende Verſchiedenheit griechiſcher und moderner Kunſt, welche allerdings gefühlt und anerkannt, vielleicht aber noch nicht genügend und vollſtändig erklärt worden iſt, da man ſich, wie mich dünkt, mehr damit begnügt, die Eigenſchaften beider Dichtungsarten aufzuzählen, als vom Innern des Gegenſtandes aus genetiſch den Grundſatz zu erklären geſucht hat, nach welchem ſich dieſe Eigenſchaften ſo und nicht anders haben geſtalten müſſen.

Aber die abſolute Verſchiedenheit zwiſchen der griechiſchen und neuern Kunſt muß den Kunſtphiloſophen in weit geringere Verwunderung ſetzen, als der auffallende Contraſt, der ſich in der neuern Kunſt ſelbſt, und zwar zwiſchen der franzöſiſchen und übrigen europäiſchen ſo grell offenbart. Jene Verſchiedenheit wird mechaniſch erklärbar durch den Verlauf der Zeiten, die Umwälzungen der Staaten und den Einfluß des Clima's; aber woher dieſe, da die franzöſiſche und übrige europäiſche

Kunſt durch die innigſten Verhältniſſe mit einander verbunden, und nirgends weſentlich durch Clima, Zeit und Staatsverfaſſung in ſich zerſplittert zu ſeyn ſcheinen?

Auch hier, wie bei der Erklärung der griechiſchen und neuern Kunſt, hat man ſich begnügt, die etwanigen Eigenſchaften der franzöſiſchen Kunſt mechaniſch zu entwickeln, ohne das eigentliche Weſen derſelben durch ſich ſelbſt zu erklären, und die Nothwendigkeit, nach welcher ſich dieſe Kunſt gerade ſo und nicht anders geſtalten mußte, aus ihren innerſten Elementen darzuthun. Es gab Kritiker, und zwar ſehr geiſtvolle Kritiker, die eben dieſe Kunſt als etwas blos Zufälliges betrachtet, ja die wohl gar den Franzoſen einen Vorwurf aus derſelben gemacht haben, als ſey die franzöſiſche Kunſt keine Kunſt. Sie iſt allerdings Kunſt, nur eine andre und auf andre Grundſätze geſtützt, als die Kunſt der Deutſchen, der Britten u. ſ. w.

Um die allgemeinſten Grundzüge der franzöſiſchen Schauſpielkunſt darſtellen und entwickeln zu können, iſt zunächſt ein Blick auf die Kunſt der Franzoſen im Allgemeinen nöthig; dazu aber bedarf es wieder einer ſkizzirten Darſtellung des eigentlichen Weſens der griechiſchen und europäiſchen Kunſt.

Alle phyſiſche und geiſtige Ausbildung hat ſich vom Süden der Erde, wo ihre Keime ſich zuerſt entwickeln mußten, nach dem Norden verbreitet. Ohne die Geſetze, nach welchen ſich dieſe Ausbildung bei den Griechen vervollkommnen mußte, hier unterſuchen zu wollen, bleiben wir bei der Erfahrung ſtehn, daß dieſes Volk in der alten Welt die höchſte Stufe der Geiſtescultur erreicht hatte. Es erreichte ſie vermöge eines höchſten, reinſten, unmittelbarſten Ideals, welches in ihm wohnte, deſſen es ſich vollkommen bewußt war, und welches zum Schöpfer ſeiner Kunſt wurde. Die Griechen übten dieſelbe durch unmittelbare Eingebung dieſes Ideals aus, das ſie nicht ahneten, ſondern kannten, das ſichtbar in ihrer Nähe vorhanden war, und mit dem ſie ſich ſowohl durch geiſtige als durch blutsverwandtſchaftliche Bande befreundet fühlten.

Die

Die Griechen **glaubten** nicht, ſondern ſie **wußten**, daß ihre Götter unter ihnen gewohnt, mit ihnen in geſelliſchaftlicher Eintracht gelebt, ja in der innigſten Verbindung geſtanden hatten. Ihre Idee von den Göttern war demnach kein abſtracter Begriff, ſondern ſie kannten ſie als im Raume wirklich vorhandne Weſen, als Weſen, welche eine vervollkommnete, geſteigerte Menſchheit in ſich trugen, und welche daher, als abſolute Gegenſtände für den Verſtand, mit dem eigentlichen Glauben der neuern Religionen keine Gemeinſchaft hatten. Die Poeſie der Griechen, die wie alle Kunſt aller Völker von ihrer Religion ausfloß, war daher unmittelbarer Erguß des wirklichen Genuſſes, reine, kräftige Freude an dem Beſitz des Vorhandenen, des Bekannten, mit einem Worte, Erzeugniß eines überſtrömenden, genießenden Gefühls, frei von jeder Beimiſchung einer ſtrebenden, ringenden, unbefriedigten Sehnſucht.

Dagegen beruht die Religion der Chriſten auf einem bloßen Glauben an Gott, auf einer bloßen Sehnſucht nach dem Höchſten, die gerade da ſchwermüthige Gefühle äußern muß, wo die griechiſche Religion freudiges Entzücken und Befriedigung ausſprach. Und hierin liegt der Unterſchied der griechiſchen und chriſtlichen Religion und zugleich auch der unterſcheidende Charakter der alten und neuen Poeſie: jene iſt Erguß der Freude am Beſitz; dieſe, Sehnſucht danach. Dieſe Sehnſucht, die ſtets unbefriedigt nach einem unbekannten, unbewußten Ideal ſtrebt, bringt, wenn ſie ſich poetiſch äußert, dasjenige hervor, was wir romantiſche Poeſie nennen.

Da die Kunſt nur der äußere Abdruck eines in ſeinem Innern frei ſchaffenden Gemüths iſt, das in ſeinem Streben nach dem Höchſten keine irdiſche Beengung anerkennen darf noch mag: ſo kann nur die republicaniſche oder eine ſolche Verfaſſung, wo ſtetes Streben nach Freiheit ſich zu entwickeln und thätig zu erweiſen vermag, der poetiſchen Bildung eines Volks dienſam ſeyn. Wo dieſes Streben fehlt, muß der Geiſt in Unthätigkeit und Schlaffheit verfallen. Die Griechen aber waren das freieſte Volk der alten Welt, und wem dürften die Kämpfe für Freiheit, Eigenthum und Vaterland der Ita-

liener, Spanier, Deutſchen, Engländer, und theilweis auch der nordeuropäiſchen Völker im Mittelalter, der Wiege der neuern poetiſchen Bildung, unbekannt ſeyn?

In Frankreich allein, wo ſchon ſeit dem vierten Jahrhundert die Monarchie ſich begründet hatte, konnte Streben nach Freiheit und Begeiſterung für's Vaterland nicht in gleichem Grad aufſproſſen. Nur in einzelnen Funken konnten ſie hier wirken, und dieſe haben ſich auf das geſellſchaftliche Leben geworfen, dies in Ermangelung des wahrhaſt Höchſten, der Freiheit, für ein Höchſtes nehmend, und die äußere Form deſſelben, bei welcher der Buchſtabe gleichſam zum Geiſt ward, zur möglichſten Vollkommenheit ausgebildet. Dieſes Streben in den Franzoſen, nur das Einzelne zu beachten, das Totale aber nicht zu erkennen noch anzuerkennen, hat ſie zum witzigſten und geſellſchaftlich=gebildetſten Volk der neuern Zeit gemacht.

Da aber die franzöſiſche Kunſt kein unmittelbares Erzeugniß eines innern, ſchaffenden Geiſtes, ſondern vielmehr mittelbar erſt durch das äußere Leben bedingt und geſchaffen iſt; ſo müſſen auch die Franzoſen bei ihren künſtleriſchen Schöpfungen dasjenige entbehren, was wir in der romantiſchen Poeſie Phantaſie nennen, jenes wirkende Etwas, welches unſern Geiſt in fortdauernder Gemeinſchaft hält mit dem, was uns unbekannt iſt, von uns aber ſtets geahnet wird und zu welchem wir von einer nie ruhenden Sehnſucht hingetrieben werden.

Dieſen Mangel an Phantaſie theilen zwar die Franzoſen mit den Griechen. Letztere aber konnten ſie erſetzen durch das kräftige Streben nach Freiheit, während die Franzoſen nichts als das geſellſchaftliche Leben kennen, wodurch ſie zur Hervorbringung ihrer Kunſt begeiſtert werden. Eben daher haben auch in ihrer Kunſt die Franzoſen allein unter allen europäiſchen Völkern einen Abglanz von der griechiſchen Cultur wahrnehmen laſſen. Beide Völker dürften jedoch in demſelben Verhältniß zu einander ſtehen, wie die Kehrſeite zur Vorderſeite, oder wie der Schatten zu dem Gegenſtande, welcher ihn bildet.

Die Griechen ſchufen ihre Kunſtwerke ebenfalls, ohne von dem, was wir Phantaſie nennen, begeiſtert zu ſeyn; das Ideal, welches die Religion in ihre Bruſt gelegt hatte, vertrat die Stelle jener Phantaſie. Da dies Ideal aber auf etwas Poſitives, auf etwas, was dem Verſtand angehörte, ſich gründete, ſo mußte auch das geſammte Gebiet ihrer Kunſterſcheinungen mehr das Aeußerlich-Vorhandene als das Innerlich-Geahnete umfaſſen; und dieſer Eigenſchaft der griechiſchen Kunſt kann man im Allgemeinen mit vollkommnem Recht den Namen plaſtiſch beilegen.

Die franzöſiſche Kunſt, die auch keine Phantaſie kennt noch zuläßt, iſt ebenfalls plaſtiſch, aber mit dem großen Unterſchied, daß, während den Griechen die Gottheit zum Ideal diente, die Franzoſen das ihrige im äußern Leben ſuchen. Man könnte daher die griechiſche Kunſt poetiſch-plaſtiſch, die franzöſiſche hingegen proſaiſch-plaſtiſch nennen. Auf dieſe Weiſe wird, wie es ſcheint, nicht allein die Aehnlichkeit, welche zwiſchen der Kunſt der Griechen und Franzoſen vorhanden iſt, ſondern auch ihre Verſchiedenheit vollkommen erklärt.

Wie ſich die Kunſt der Griechen und Franzoſen im Allgemeinen zu der neuen europäiſchen Kunſt verhält, in demſelben Verhältniß ſteht auch die Schauſpielkunſt beider Völker zu der Schauſpielkunſt der Deutſchen, Italiener, Spanier und Engländer, oder der romantiſchen Nationen Europa's. Jene nimmt nicht aus dem Innern, ſondern aus den äußern, künſtlich geſtalteten Umgebungen des Menſchen ihr Gegebnes; dieſe dagegen gründet ihre Natur auf das Innere, und zwar auf ein unbekanntes Innere. Daher ihr ſchwankender, allgemeiner, unbeſtimmter Charakter, während in der franzöſiſchen Darſtellung Alles ſicher, poſitiv, abgemeſſen iſt. Man kann, um den Unterſchied beider am vollſtändigſten zu charakteriſiren, ſagen: Die franzöſiſche Schauſpielkunſt ſucht ihr Erſtes im Aeußern, und beſchäfftigt ſich alsdann mit dem Innern als einem Zweiten; die deutſche, wie überhaupt die romantiſche, erkennt hingegen nur das Innere als das Unmittelbare an, das

Aeußere aber iſt für ſie entweder gar nicht, oder doch nur höchſt mittelbar vorhanden. Um die Aufgabe, welche die franzöſiſche Darſtellung beabſichtigt, zu löſen, bedarf es demnach des Witzes, dieſe Geiſtesoperation in ihrer größten Allgemeinheit genommen; in der deutſchen Darſtellung findet ſich die Phantaſie vorherrſchend. Der Witz kann aber nur im Einzelnen, Aeußern, ſo zu ſagen Außermenſchlichen, wirken. Die franzöſiſche Darſtellung umfaßt alſo Alles, was den Menſchen in ſeinen äußern Umgebungen betrifft, die deutſche hingegen nimmt den Menſchen ſelbſt, ſein Höchſtes und Tiefſtes, zum Gegenſtand ihrer Leiſtungen.

Der in der franzöſiſchen Darſtellung obwaltende Witz giebt dieſer ſchon in ſich ſelbſt eine ſichere, unwandelbare Stütze, und ſo muß ſie auch in allem Poſitiv-Gegebnen (wozu die ganze allgemeine äußre Erſcheinung des darzuſtellenden Charakters gehört) regelrechter, dem bloßen, von Phantaſie entblößten Verſtand entſprechender, überhaupt in der äußern Form künſtlicher erſcheinen, als die deutſche, die ohne Witz, alſo aller Stütze des reflectirenden Verſtandes entbehrend, nur in den unermeßlichen Gefilden der Phantaſie wandelnd, den Menſchen ſelbſt, dieſes Unerklärbarſte der unerklärten Natur, darzuſtellen ſtrebt.

Nehmen wir auch an, daß die deutſche Darſtellung in ihrer Art eben ſo vollkommen iſt als die franzöſiſche, ſo geht doch aus dem Geſagten genügend hervor, warum dem deutſchen Volk kein Sinn für die franzöſiſche Tragödie geworden, aber auch, warum die ſogenannten Gebildeten unter den Deutſchen, die ſtets mehr Witz als Phantaſie haben, der franzöſiſchen Darſtellung, mit Zurückſetzung der deutſchen, zugethan ſind.

Mehr als irgend etwas beweiſt ſchon die oberflächlichſte Anſicht und Beurtheilung einer franzöſiſchen tragiſchen Darſtellung die Wahrheit des Geſagten. In ihr offenbart ſich ein durchgehends nach Verſinnlichung des Innern, des Geiſtigen, ſich hinneigendes Streben, welches ſich aber nicht ebenfalls geiſtiger und innerer, ſondern äußerer, körperlicher Formen bedient, wie ſich dies

ſowohl in Declamation, als Action und Mimik zeigt. Eine ſolche, wie ich ſie bereits oben genannt, plaſtiſche Darſtellung entbehrt für uns alles Lebendigen, Menſchlichen, Rührenden; nicht aber für den Franzoſen. Er erfreut ſich an den Formen der Declamation, Geſticulation und Mimik, Formen, deren Unwandelbarkeit und ſtete Wiederkehr ſo ſichtbar iſt, daß man ſie ſtatariſch nennen möchte; denn ſie zeigen ſich unter denſelben Verhältniſſen immer als die nämlichen, und die innere Leidenſchaft findet, nach der ihr zukommenden Bedeutung, ſtets eine vorhandne äußere Form, in welche ſie ſich gleichſam nur abzudrücken braucht. Dieſe Formen ſind bei allen franzöſiſchen Schauſpielern, vom Erſten bis zum Letzten herab, im Weſen immer die nämlichen, daher denn auch in den Augen des deutſchen Zuſchauers die Darſtellung der franzöſiſchen Tragödie eine Einförmigkeit erhält, die auf ihn, der an die Allgemeinheit der an kein äußeres Schema ſich kettenden romantiſchen Darſtellung gewöhnt iſt, unmöglich vortheilhaft wirken kann; eben daher auch einer Seits der Mangel aller Originalität in den einzelnen Momenten der Darſtellung, andrer Seits aber auch die Sicherheit, das Regelrechte derſelben. Denn da der franzöſiſche Schauſpieler Haß, Liebe, Entſetzen, ſo wie überhaupt alle Leidenſchaften, nicht von innen nach außen zu durch geiſtige Mittel darzuſtellen braucht, ſondern, ohne zuvor in die innerſte Tiefe ſeiner Seele hinabſteigen zu müſſen, bereits äußerlich alle Formen vorfindet, die ihm zur ſinnlichen Darſtellung jener Leidenſchaften nöthig ſind, ſo ergibt ſich daraus von ſelbſt, daß er, der nur mit dem Gedächtniß dieſe Formen aufzufaſſen und aus ihm hervorzurufen braucht, auch weit ſicherer in der Darſtellung ſeyn müſſe, als der deutſche Schauſpieler, welchem jene Formen fehlen und welcher ſie in jedem Moment ſelbſt ſchaffen muß. Daraus ergibt ſich ferner, daß die tragiſche Schauſpielkunſt der Franzoſen auf einem Mechanismus, die deutſche hingegen auf der ſchöpferiſchen Kunſt ſelbſt beruhen müſſe.

Fehlt aber dieſem Mechanismus Alles, was man etwa Kunſt nennen könnte? Wir beantworten dieſe Frage dahin, daß er künſtlich iſt, nicht aber künſtleriſch.

Mit letzterm Wort bezeichnen wir die Kraft, die aus dem Nichtgegebnen ein Wirkliches ſchafft; künſtlich aber heißt die Eigenſchaft, das Gegebne zu ordnen, zuſammenzuſtellen und zu einem Ganzen zu verbinden. Letzteres iſt die Aufgabe der franzöſiſchen Tragik, welche ſie mit der möglichſten Vollendung löſt.

Iſt aber auch jener Mechanismus nicht künſtleriſch, ſo ſind es allerdings doch die Formen, welche er anwendet. Sie ſind etwas rein aus der Sache ſelbſt Genommenes, zu dem die Tragik der Griechen das Ideal geliefert hat. Als etwas Erſtes, Unmittelbares aber müſſen ſie einen hervorſpringendern, grellern, ſchneidendern Charakter haben, als die mittelbaren, untergeordneten Formen der deutſchen Darſtellung.

Es wird nicht überflüſſig ſeyn, einige der vorzüglichſten dieſer Formen hier anzudeuten.

Mit beſondrer Liebe wird von den franzöſiſchen Tragikern die Form des Erſchreckens ausgeübt. Sie beſteht in einem plötzlichen Zurückwerfen des Obertheils des Körpers nach der linken Seite, wobei der linke Arm und Fuß nach hinten zu gedreht werden, während der rechte Arm und Fuß vorwärts geſtreckt ſind und zu zittern beginnen. Bei beſondern Veranlaſſungen, z. B. wenn das Erſchrecken mit Abſcheu verbunden iſt, wird noch außerdem das Geſicht in einer niedergebeugten Stellung mit der linken Hand bedeckt. Dieſe Form muß, weil ſie ſo höchſt materiell iſt, einem deutſchen Gemüth vorzüglich auffallen.

Die Erzählung eines tragiſch einwirkenden Vorfalls, eines ſchrecklichen Traums oder Geſichts, führt eine Form herbei, die, wiewohl auch ſehr materiell, doch eine größere Analogie mit dem romantiſchen Gemüth des Deutſchen hat, und ihm daher auch weniger widerſtrebt. Sie beſteht in einem unbeweglichen Hinſtarren auf einen Punct; der rechte Arm wird gewöhnlich eben ſo unbeweglich nach vorn zu ausgeſtreckt und die ganze Körperſtellung bleibt gleichſam in lethargiſcher Bewegungsloſigkeit. Eben ſo unbeweglich, eben ſo leblos wie die Pantomime iſt die Declamation.

Eine weite Hinneigung des Körpers nach vorn zu, ein wellenförmiges Ausſtrecken beider Arme, die dann mit Heftigkeit auf und nieder bewegt werden, dient denjenigen Reden zur Begleitung, die in die allgemeine Kategorie der Demonſtrationen gehören. Verſtärkt wird dieſe Form, ſobald die Rede aus der bloßen Demonſtration ſich zu dem Beſtreben erhebt, in das Gewiſſen reden, oder überhaupt durch Verſtandesgründe überzeugen zu wollen.

Erhebung der Seele zum Himmel, überhaupt der Sieg des beſſern Princips, wird durch eine Form angedeutet, die dem deutſchen Sinn am meiſten entſpricht. Sie beſteht in einem Vorſtrecken beider Arme, in einer wellenförmigen Erhebung derſelben nach oben zu.

Dies ſey genug von den pantomimiſchen Formen; jetzt noch von einigen declamatoriſchen, welche, da ſie ihrer Natur nach noch ausſchließlicher zum Verſtand ſprechen, als die pantomimiſchen, dem deutſchen Sinn noch weniger zuſagen können, übrigens aber eben ſo leblos und materiell im Raum der Zeit erſcheinen, wie jene im phyſiſchen Raum.

Hieher gehört vor Allem das Herunter- oder Heraufziehen einer einzelnen Sylbe durch alle Vierteltöne vom Grundton bis zur Quinte, oft auch noch weiter. Sie iſt zur Verdeutlichung am beſten mit der abſcheulichen Manier geſchmackloſer Geigenſpieler zu vergleichen, die mit ruhendem Finger einen Ton bis zur Quarte oder Quinte herauf- oder herunterſchleifen. Dieſe Manier, die einſt in Wien den beſoldeten Muſikern bei Strafe verboten war, ſoll beim Geigenſpiel eine liebliche Empfindung hervorbringen; als declamatoriſche Form der franzöſiſchen Tragödie hingegen, und in der äußerſten Tiefe der Stimme hervorgebracht, iſt ſie dazu beſtimmt, das Gräßliche, Grauſenerregende darzuſtellen.

Eine andre Form dieſer Art vertauſcht plötzlich, aber ſelten aus innrer Nothwendigkeit — und auch dieſe könnte ſie nie rechtfertigen — den Ton der heftigſten Leidenſchaft mit der Ruhe eines rein proſaiſchen, leidenſchaftloſen

Ausdrucks. So unbegreiflich es auch ſcheinen mag, ſo etwas Gewöhnliches doch iſt dies auf der franzöſiſchen Bühne.

Gleich entfernt von innerer Nothwendigkeit, aber dem Deutſchen ſchon bekannt von Iffland her, der dieſe Form im Ernſten und Tragiſchen anzuwenden pflegte, iſt das plötzliche Verſchmelzen zweier Perioden, ſie mögen auch dem Sinne nach noch ſo geſchieden ſeyn, durch das Ueberhüpfen des Punctes. Dieſes auf der franzöſiſchen Bühne häufige Verfahren iſt um ſo mehr zu tadeln, als es ſchon die Verſtändlichkeit der Rede, der äſthetiſchen Geſetzmäßigkeit nicht zu erwähnen, ſehr beeinträchtigt.

Die Nothwendigkeit aller dieſer Formen aber beruht eben auf der rein plaſtiſchen Darſtellung der Franzoſen ſelbſt, welche, indem ihr das eigentlich Menſchliche abgeht, das fehlende innere Leben wenigſtens durch eine äußere mechaniſche Mannigfaltigkeit erſetzen muß. Daraus wird denn auch erklärlich, warum die dabei angewandten Formen einer ſo häufigen und darum oft grellen Abwechslung unterworfen ſeyn müſſen; ohne ſie würde die franzöſiſche Tragödie gänzlich erſtarren.

Noch mögen ſich einige allgemeine Bemerkungen über die tragiſche Darſtellung der Franzoſen hier anſchließen.

Wiewohl die plaſtiſche Darſtellung der franzöſiſchen tragiſchen Bühne eine große Geſetzmäßigkeit, eine äußere Ordnung und Regelmäßigkeit, überhaupt eine künſtliche Organiſation offenbart, ſo finden wir doch auch in ihr gewiſſe Mechanismen außerordentlicher Natur, die mit jener Geſetzmäßigkeit inſofern einen wirklich ſchneidenden Gegenſatz bilden, als ſie gegen die Würde der Tragödie und überhaupt gegen den ſceniſchen Wohlſtand zu verſtoßen ſcheinen. Dahin gehört das höchſt überhäufte Händeſpiel, das ſtete Vorlegen des Oberkörpers, das Angreifen mit den Händen, überhaupt das zu nahe Beiſammenſtehn der Schauſpieler. Durch alles dies wird die nothwendige Einheit geſtört. Bei den Schauſpielerinnen macht einen noch größern Uebelſtand das Spiel

mit dem Taſchentuch in der Hand, das einer griechiſchen oder römiſchen Heldin, wie überhaupt einer Heldin, welcher Zeit oder Nation ſie angehöre, durchaus nicht verſtattet werden ſollte.

So viel von der tragiſchen Schauſpielkunſt der Franzoſen; jetzt zu der franzöſiſchen Komödie. Die Erfahrung lehrt, daß die komiſche Darſtellung der Franzoſen dem deutſchen Sinn weit mehr zuſagt, als die tragiſche; ja die Art und Weiſe, wie die Franzoſen das Luſtſpiel behandeln, hat den deutſchen Kritikern oft das Höchſte geſchienen, was Europa in dieſer Gattung aufweiſen kann. Worin liegt der Grund dieſer großen Verſchiedenheit? Darin, wie wir glauben, daß die komiſche Darſtellung der Franzoſen ihr Ideal nicht aus den Griechen, ſondern aus dem Menſchen ſelbſt ſchöpft, aber nicht unmittelbar aus dem Innern, wie die romantiſche, ſondern mittelbar aus dem geſellſchaftlichen Leben, und zwar aus dem geſellſchaftlichen Leben der Franzoſen. Dadurch erhält ſie, ohne weder poetiſch noch romantiſch zu ſeyn, ein menſchliches Intereſſe, denn ſie ſtellt den Menſchen in ſeinen äußern geſellſchaftlichen Verhältniſſen dar.

Auch ſie hat, wie die tragiſche Darſtellung, äußere plaſtiſche Formen, deren ſtete Wiederkehr ihr eine regelrechte aber einförmige Geſtalt gibt, welche der allſeitigen Originalität der Deutſchen widerſpricht.

Ueberhaupt kann nicht länger verſchwiegen werden, daß allen franzöſiſchen Schauſpielern das Genie, das mit gänzlicher Verzichtleiſtung auf die eigne Individualität ſtets dem jedes Mal darzuſtellenden Charakter eine hervorſtechende Phyſiognomie zu geben weiß, fehlt, daß ſie nicht allein in Hinſicht ihrer ſelbſt ſtets dieſelben ſind, ſondern daß auch ihre Künſtlerſchaft kein individuelles, ſondern vielmehr ein allgemeines Eigenthum iſt, welche alle gemeinſchaftlich beſitzen. Daher die Phyſiognomie des franzöſiſchen Spiels, die an allen Schauſpielern immer dieſelbe iſt, daher die ſonderbare Erſcheinung, daß man, wenn man Einen guten franzöſiſchen Schauſpieler geſehn, ſie alle geſehn hat. — Und dies kann auch nicht anders ſeyn. Denn da ſie nie aus innerer, aus dem

Gemüth hervorgegangener Eingebung ſpielen, alſo nicht im eigentlichen Sinn ſchaffen, ſondern das bereits Geſchaffene nur nachahmen, ſo muß die äußere Form dieſes Geſchaffnen allen gemein ſeyn. Daher denn auch das Geſetz der franzöſiſchen Bühne, keine Rolle nach eigner Anſicht zu ſpielen, ſondern das Schema derſelben, ſelbſt bis auf die außerweſentlichſten Nebendinge, von demjenigen Schauſpieler beizubehalten, der dieſelbe zum erſten Mal geſpielt oder geſchaffen hat (qui l'a créé.) Daß auch dieſer ſie eigentlich nicht ſchuf, ſondern nur aus ſchon vorhandnen Materialien zuſammenſetzte, geht aus dem früher Geſagten hervor.

Damit iſt jedoch kein Tadel begründet. Denn iſt auch die franzöſiſche Schauſpielkunſt, in dem Sinne wie die unſrige genommen, keine Kunſt, da ſie ſich nicht ſchaffend, ſondern nur nachahmend erweiſt, ſo ahmt ſie doch mit größerer Freiheit, mit entſchiedenerm Bewußtſeyn, überhaupt mit ruhigerer Reflexion nach, als womit die deutſche ſchafft. Während der ſtets reflectirende Verſtand ihr eine Bahn vorſchreibt, die ſie mit Sicherheit wandelt, überläßt ſich die Phantaſie ihrem Flug in das Allgemeine, und muß eben deswegen einem ſteten Irren und Schwanken ausgeſetzt ſeyn. Daher erſcheinen die franzöſiſchen Darſtellungen äußerlich und innerlich vollkommner als die deutſchen, vornehmlich in ſolchen Tragödien und Komödien, die entweder als claſſiſche Werke oder als wahre Nationalerzeugniſſe der ganzen Nation angehören und von ihr als ſolche verehrt werden.

Indem wir nach dieſen vorläufigen Bemerkungen zu der Gallerie der vornehmſten Pariſer Schauſpieler ſelbſt übergehen, beginnen wir mit dem Theatre-François, als dem erſten und für die Tragödie eigentlich einzigen. Kein andres Theater hat ſich, bis auf wenige Stücke, die überdies nur ſelten gegeben werden, in ſeiner Tragik und Komik ſo rein von aller fremdartigen Beimiſchung erhalten, und ſchreibt folglich der Kunſt der Darſtellung ſelbſt eine ſicherere Bahn vor, als dieſes, das allen übrigen ein unerreichtes Vorbild iſt.

Theatre = François.

I.
Schauſpieler für die Tragödie.

François Joſeph Talma.

Unſerm Urtheil über dieſen großen Künſtler laſſen wir eine von ihm ſelbſt uns mitgetheilte biographiſche Notiz vorangehn, die unſern Leſern um ſo intereſſanter ſeyn muß, da ſie zugleich beweiſt, daß Frankreichs erſter Schauſpieler auch ein höchſt geiſtreicher, denkender Mann iſt, der äußere Verhältniſſe mit vollkommner Freiheit und Selbſtſtändigkeit zu würdigen weiß.

François Joſeph Talma ward zu Paris von begüterten Eltern geboren, die nicht verſäumten, ihm eine ſorgfältige Erziehung zu geben. Anfangs zum Studium eines Theils der Heilkunde beſtimmt, verlebte er mehrere Jahre ſeiner Kindheit in England. Erſt als er in einem Alter von funfzehn Jahren zur Vollendung ſeiner Studien nach Paris zurückgekehrt war, brachten der Beſuch des Theatre = François, die Meiſterſtücke, welche auf demſelben geſpielt wurden, ſo wie die berühmten Schauſpieler, welche dieſes Theater verherrlichten, ihm

Geſchmack für die Schauſpielkunſt bei. Er hatte ſich bereits Kenntniſſe erworben, war in der franzöſiſchen und engliſchen Literatur nicht unbekannt, und ſeine Körperbeſchaffenheit, obgleich keine der ſtärkſten, ſetzte ihn doch in den Stand, mit Wahrheit und Ungezwungenheit Leidenſchaften auszudrücken. Ein mittler, etwas ſchmächtiger Wuchs, regelmäßige, zu den antiken Formen ſich hinneigende Geſichtszüge, eine große Beweglichkeit in denſelben, eine lebhafte, aber ſchwermüthige Einbildungskraft, eine ausnehmende Reizbarkeit der Nerven, verſchafften ihm bei der Ausübung ſeiner Kunſt jene Leichtigkeit, ſich zu exaltiren, durch welche allein der Schauſpieler in den Stand geſetzt werden kann, den Charakter ſeiner Rollen zu durchdringen und ſich anzueignen. Ein Beweis jener Reizbarkeit iſt folgender Zug aus ſeinen Jugendjahren. In der Penſion, in welcher er ſich befand, ſollte von den Zöglingen eine Tragödie aufgeführt werden. Er ſelbſt hatte darin eine Schilderung von den letzten Augenblicken eines Freundes zu machen, der von ſeinem Vater zum Tode verurtheilt worden war. Von dieſer Situation fühlte er ſich ſo heftig ergriffen, daß ihm bei der Vorſtellung ein Strom von Thränen über die Wangen floß; ja er weinte noch mehrere Stunden nach Beendigung des Schauſpiels, und nur mit Mühe konnte er beruhigt werden. Von dem Augenblick an hätte man über ſeine wahre Beſtimmung ein Urtheil fällen ſollen.

Nachdem ſeine Studien beendigt waren, kehrte er auf einige Monate nach London zurück. Mehrere junge Franzoſen, welche ſich in dieſer Hauptſtadt befanden, luden ihn ein, ſich mit ihnen zu vereinigen, um zu eigner Unterhaltung kleine franzöſiſche Theaterſtücke aufzuführen. Die Neuheit dieſer Unternehmung erregte allgemeine Aufmerkſamkeit, und eine große Menge Neugieriger aus den erſten Ständen ſtrömte herbei. Talma erntete, ungeachtet ſeiner Jugend, einen ſolchen Beifall, daß mehrere Herren von Stande, unter dieſen beſonders Lord Harcourt, ſeinen Vater zu bewegen ſuchten, ihn von Stunde an der engliſchen Bühne zu widmen. Der Vater, ein großer Freund des Theaters, dem die Erfolge ſeines Sohns ſchmeichelten, würde vielleicht ihrem Dringen nachgegeben haben; auch war der junge Talma der engli=

ſchen Sprache mächtig genug, um ein ſolches Unternehmen wagen zu können; aber beſondre Umſtände führten Letztern nach Paris zurück. Hier brachte ihn die Neigung, die er für das Theater gefaßt hatte, mit einigen der berühmteſten Schauſpieler jener Zeit in Bekanntſchaft.

Eben damals ließ die Regierung die bekannte königliche Declamations-Schule errichten. Talma trat hier in der Rolle des Oreſt aus der Iphigenie in Tauris auf. Das ausnehmende Feuer und die Leidenſchaftlichkeit, mit welcher er ſie vortrug, ſetzten alle Zuhörer in Verwunderung. Auf der Stelle ward der Befehl zu ſeinem Debut ertheilt, und ein Jahr darauf, am 27. Nov. 1787, trat er in der Rolle des Seïde in Voltaire's Mahomet zum erſten Mal im Theatre-François auf. Er erhielt Beifall. Von dieſem Tag an begann er, ſich zum Künſtler zu bilden. Er ließ es ſich angelegen ſeyn, mit den berühmteſten Gelehrten, mit Malern, Bildhauern und Alterthumskennern in Verbindung zu kommen. Er ſtudirte Geſchichte, weniger der Begebenheiten wegen, als um ſich mit den Sitten, Gebräuchen und Charakteren berühmter hiſtoriſcher Perſonen bekannt zu machen. Er ſuchte die antiquariſchen Werke kennen zu lernen, ſtudirte beſonders die Stellungen und Bewegungen, welche die Künſtler des Alterthums ihren Bildwerken gegeben. Er ſuchte den Schnitt ihrer Gewänder zu errathen, und wandte auf das Studium des Faltenwurfs die größte Aufmerkſamkeit. So gelang es ihm, das Coſtüm, welches auf dem Theatre-François bis dahin faſt gänzlich vernachläſſigt worden war, umzugeſtalten. Ward er in dieſer Unternehmung von dem Beifall der Künſtler und Theaterkenner unterſtützt, ſo fand er dagegen bei ſeinen Genoſſen eine Menge Vorurtheile zu bekämpfen und vielen böſen Willen zu beſeitigen.

Die franzöſiſche Revolution begann; politiſche Streitigkeiten bemächtigten ſich aller Gemüther. Auch das Theatre-François blieb nicht frei davon; Zwietracht trennte die Mitglieder deſſelben, und Talma, der ſeit ſeiner durch ihre Wahrheit Entſetzen erregenden Darſtellung Carls IX. in der Bartholomäusnacht zu den erſten

Schauſpielern der franzöſiſchen Bühne gezählt wurde, gründete mit vier andern ſeiner Cameraden von überwiegendem Talent ein neues Theater im Palais-Royal. Beide Geſellſchaften wurden nach einigen Jahren unter der Verwaltung des Directoriums wieder zu einer einzigen vereinigt.

In dieſer denkwürdigen Revolution ſah Talma vor ſeinen Augen die Geſchichte zu einer lebendigen Tragödie werden; er war nicht allein Zeuge, ſondern ſelbſt Theilnehmer bei dieſer großen politiſchen Convulſion. Welch ein lehrreiches Buch lag geöffnet vor ihm! Er ſah Verfaſſungen untergehn und andre ſich erheben, alle Leidenſchaften im Kampf mit einander, wüthende Redner, welche von der Bühne herab das Volk aufregten, kühne Ehrſucht und große Talente, die gleichſam aus dem Schooß dieſer Stürme hervorgingen. Er glaubte hier jene Männer der Vorzeit wiederzufinden, die in den Zerrüttungen der alten Reiche eine Rolle geſpielt haben, und die er ſelbſt vorzuſtellen beſtimmt war. Seine Verbindungen mit mehrern derſelben ſetzten ihn in den Stand, ihre Leidenſchaften, und mit dieſen die Tiefen des menſchlichen Herzens zu ſtudiren. So benutzte er dieſe Ereigniſſe, die allerdings Einzelnen verderblich, aber höchſt lehrreich für den Philoſophen, Gelehrten und Künſtler waren.

Er hat Napoleon als Officier, General, Conſul und Kaiſer gekannt. Als dieſer das Obercommando der italieniſchen Armee bekam, hielt Talma mit deſſen Gemahlin Joſephine ein Kind über die Taufe. Auf allen Stufen ſeiner Standeserhöhung ward er von demſelben mit beſonderm Wohlwollen beehrt, und häufig zu einer Audienz gelaſſen. Er folgte Napoleon bei dem berühmten Congreß nach Erfurt, und empfing hier von dem ruſſiſchen Kaiſer und dem Herzog von Weimar ausgezeichnete Beweiſe der Gewogenheit. In Weimar ward er zum Hofe gezogen und ihm zu Ehren Don Carlos aufgeführt. Auch im Julius 1813 folgte er Napoleon nach Dresden.

Talma hat mit allen Perſonen des Napoleoniſchen Hofes in freundſchaftlichen Verbindungen geſtanden. Die ſinnreichen Bemerkungen dieſes außerordentlichen Mannes über die Menſchen im Allgemeinen und über einzelne merkwürdige Perſonen der Geſchichte, welche auf die franzöſiſche Bühne gebracht worden, ſind Talma von entſchiednem Nutzen geweſen; ja Napoleon hat ſelbſt ihm zuweilen zum Vorbild gedient, denn er hatte Gelegenheit gehabt, ihn in ſehr wichtigen Momenten zu beobachten; ſeine Blicke, ſeine Phyſiognomie, die Töne ſeiner Stimme, Alles iſt ihm lehrreich geweſen.

Talma ſah in der Wirklichkeit ſich ereignen, was man bis dahin als abenteuerlich und übertrieben in der Geſchichte betrachtet hatte. Nachdem er im Verlauf jener fünfundzwanzigjährigen Tragödie Zeuge ſo außerordentlicher Ereigniſſe geweſen, ſo außerordentliche Charaktere kennen gelernt, überzeugte er ſich, daß die Tragödie auf der Bühne nicht ſo weit außer dem Gebiet der Wahrheit liege, als man häufig glaubt, und daß, wenn ſie nicht immer natürlich erſcheint, die Urſache davon nicht in den tragiſchen Meiſterwerken der Franzoſen, ſondern in dem Unvermögen liegt, ſie gehörig darzuſtellen. Aus dieſem Grunde hat er ſich beharrliche Mühe gegeben, von jener übertriebnen Darſtellungsmanier, mit welcher die Schauſpieler die tragiſchen Helden vorzuſtellen pflegen, ſich frei zu erhalten. Sie edel und einfach darzuſtellen, war ſein Beſtreben, ohne darum in den Ton der gewöhnlichen Converſationsſprache zu verfallen.

Eine heftige Nervenkrankheit, welche ihn vor zehn Jahren befiel, war nicht ohne Nutzen für ihn in Betreff ſeiner Kunſt. Die ausnehmende Reizbarkeit, verbunden mit einer tiefen Melancholie, welche dieſe Krankheit bei ihm zurückließ, ſetzte ihn in den Stand, den Geiſt ſeiner Rollen ſo inniger zu durchdringen, und verlieh ſeiner Stimme einen größern Ausdruck, einen höhern Grad von Gefühl. Von jetzt an ſah er ſich oft gezwungen, den Ausbruch ſeiner Gefühle und ſeiner Erregbarkeit zu mäßigen, ſtatt ſie künſtlich hervorzubringen. Selten hat er ſeitdem eine rührende Rolle geſpielt, ohne wirkliche Thränen zu vergießen. Dieſelbe Krank=

heit, die ihn ins Grab führen zu ſollen ſchien, iſt der Zeitpunct geworden, von welchem an ſeine ſchauſpielkünſtleriſchen Kräfte ihre gänzliche Entwicklung erhalten haben. Die Wahrheit dieſer Bemerkung wird von allen Kennern zugegeben, und iſt von Niemand vollkommner gefühlt worden, als von Talma ſelbſt.

Soweit Talma von ſich.

Dieſer Künſtler, der auch in Deutſchland, ſo wie in ganz Europa eines großen Anſehens genießt, wird heutiges Tags von ganz Frankreich als das Vorbild, als das Muſter der tragiſchen Darſtellung betrachtet, und vielleicht iſt keinem ſeiner Vorgänger von dem Publicum eine ſolche Unfehlbarkeit, ja Vollkommenheit zugeſtanden worden, als eben ihm. Dennoch iſt er dem Tadel einzelner Kritiker nicht entgangen; unter dieſen war der vornehmſte Geoffroy, der ihn zu einem beſtändigen Gegenſtand der heftigſten Angriffe ausgewählt hatte; und wie verächtlich auch der feile Charakter jenes Schriftſtellers erſcheinen mag, ſo kann man doch nicht verkennen, daß ſeine Urtheile auch manche treffende Bemerkung enthalten.

Talma iſt für die deutſche Kritik eine Fundgrube der reichſten Ausbeute, beſonders intereſſant aber für die Erklärung des unterſcheidenden Charakters der franzöſiſchen und deutſchen Darſtellung.

Wir glauben, wiewohl faſt noch unmerkbar, in der franzöſiſchen Kunſtbildung Spuren einer allmählig herannahenden Umwälzung, eines Uebergangs zum Romantiſchen wahrzunehmen: nicht allein eine Folge des nothwendigen Kreislaufs der Dinge, ſondern auch der allenthalben fortwirkenden Revolution. Ein Beweis davon iſt neben andern die immer deutlicher ſich ausſprechende Hinneigung der Franzoſen zum ſogenannten Schauſpiel und zum Melodrama. Ob nun gleich das Theatre-François ſich von dieſer romantiſchen Beimiſchung in dramatiſcher und ſchauſpielkünſtleriſcher Hinſicht ſtets entfernt zu halten gewußt hat, ſo iſt doch in Talma der Conflict der romantiſchen Senſibilität mit der plaſtiſchen witzigen Ver-

Verſtandesbildung der Franzoſen immer mehr hervorgetreten, ſo daß wir in ihm jetzt eine innige Verbindung beider Naturen finden, wovon uns der Grund theils in ſeiner reizbaren Organiſation, die ihn unwillkürlich in das innerſte Weſen des darzuſtellenden Charakters verſetzt, theils darin zu liegen ſcheint, daß er nicht nur einen großen Theil ſeiner Menſchenerziehung, ſondern auch die erſte Grundlage ſeiner Künſtlerbildung in England empfing. Um den allgemeinen Charakter ſeiner Darſtellungen zu bezeichnen, könnte man ſagen: die Zeichnung ſeines Spiels iſt durchaus plaſtiſch, das Colorit hingegen oft quantitativ romantiſch; oft, aber keineswegs immer, vielmehr erſcheint das Romantiſche alle Mal als fremdartige und untergeordnete Beimiſchung, und als ſolche wird es auch von dem franzöſiſchen Publicum angeſehn oder vielmehr gefühlt, wiewohl daſſelbe nicht wagt, irgend etwas in dem Spiele ſeines erſten Künſtlers zu tadeln, ſondern lieber ſich ſelbſt die Schuld beimißt. Denkt man an die Verehrung, welche Talma durch ganz Frankreich genießt, und welche auch aus dem eben Angeführten hervorleuchtet, ſo wird man wohl glauben, daß eine ſo große, ſo entſchiedne Reputation nur durch eine große und entſchiedne Vollkommenheit hat errungen werden können. Auch dürfte Talma unter allen männlichen tragiſchen Schauſpielern Frankreichs derjenige ſeyn, der das plaſtiſche Spiel ſeiner Bühne zur höchſten Vollkommenheit ausgebildet hat. Alle ſeine äußern Bewegungen, ſo wie der größte Theil ſeiner Declamation, beſtehen aus jenen Formen, die dieſer Schauſpieler mit dem möglichſt vollendeten Mechanismus behandelt. Aber dieſes Formenſtudium iſt nicht ſein einziges Verdienſt. Eine tief eindringende pſychologiſche Einſicht in die darzuſtellenden Charaktere, verbunden mit einer gleich glücklichen Analyſe der mehr oder weniger ſichtbar vorhandenen Nuancen in denſelben, endlich eine durch langjährige Ausübung bis zur Vollendung ausgebildete Routine, machen dieſen Schauſpieler, der neben dieſen Eigenſchaften eine genaue Kenntniß aller Traditionen der franzöſiſchen Bühne und eine ſeltne Geſchicklichkeit, ſie anzuwenden, beſitzt, vollkommen würdig, der erſte tragiſche Künſtler Frankreichs zu heißen.

Bei dem Allen beſitzt er aber auch tadelnswerthe Angewöhnungen, die mit dem franzöſiſchen Darſtellungsſyſtem durchaus nicht harmoniren und die wir aus Liebe zur Wahrheit ebenfalls anführen müſſen. Dahin gehört der plötzliche, oft nicht einmal durch eine mechaniſche Nuance in den Worten ſelbſt vorbereitete Uebergang von der leidenſchaftlichſten, in den heftigſten Ausbrüchen ſich äußernden Erregtheit zum ruhigſten, ja ganz proſaiſchen Vortrag. Und dieſer Uebergang findet ſich nicht allein in Talma's Declamation, auch in ſeiner Geſticulation iſt er oft ſehr auffallend. Alle Mal aber folgt ihm der lauteſte Beifall, eine Erſcheinung, die auf die Vermuthung führen könnte, der franzöſiſchen Kunſt ſey eine bloß mechaniſche Abwechslung nothwendiges Erfoderniß. Ferner gehört dahin das Herunterziehen einer einzelnen Sylbe durch alle halbe und Viertelstöne einer Quarte, oder wohl gar Quinte, wovon auf den deutſchen Bühnen wohl ſchwerlich ein Beiſpiel gefunden werden möchte; dahin endlich Talma's Manier, aus der äußerſten Höhe der Stimme plötzlich und ohne alle vorbereitende Zwiſchenmodulationen in die tiefſte Tiefe überzuſpringen, die ebenfalls jedes Mal beklatſcht wird, und durch daſſelbe Bedürfniß der mechaniſchen Abwechslung gerechtfertigt zu werden ſcheint.

Ehe wir uns von Talma, dem Künſtler, trennen, müſſen wir noch einige Bemerkungen über ſeine Darſtellung Shakſpeariſcher Stücke machen.

Da Talma einen großen Theil ſeiner Künſtlerbildung in England erhalten, da ihm die engliſche Bühne die bedeutendſten Anregungen zur Erweckung ſeiner ſchauſpielkünſtleriſchen Anlagen gegeben hat, und ein Nachklang davon ſich fortwährend wirkſam zeigt, ſo wird es erklärlich, wie er, obgleich franzöſiſcher Schauſpieler, doch für die engliſche dramatiſche Literatur und folglich auch für Shakſpeare eine Vorliebe hegt. In wiefern er mittelbar oder unmittelbar zur Bearbeitung mehrerer Shakſpeariſcher Stücke Veranlaſſung geweſen, wiſſen wir nicht; wohl aber, daß man ihm allein in den letzten Jahren die öftere Wiederholung jener Stücke zu verdanken hat. Es darf wohl nicht erſt erwähnt werden, daß ſie, wenn ihnen gleich die übrigens ganz verfehlte franzöſiſche Bear-

beitung äußerlich ein plaſtiſch-franzöſiſches Gewand umgeworfen hat, doch ſtets in ihrem Weſen den romantiſchen Charakter behalten haben müſſen. Hier wird nun der ſchneidende Contraſt zwiſchen dem Dargeſtellten und der Darſtellungsart recht einleuchtend; man möchte wohl nicht leicht in der Kunſt etwas einander Entgegengeſetzteres, Feindſeligeres auffinden. Und ſo kann es denn nicht anders ſeyn, als daß weder deutſcher Kunſtſinn, noch franzöſiſche Bildung ihnen den geringſten Geſchmack abgewinnen kann. Auf dieſe Weiſe bearbeitet und dargeſtellt werden Shakſpeare's Stücke zu wahren Mißgeburten, und ſie werden ſchon deshalb nicht, aber auch in keiner andern Geſtalt, ſo lange die franzöſiſche Nation die ihr eigne Geiſtescultur bewahrt, auf ihrer Bühne einheimiſch werden.

Wir ſchließen dieſe Nachrichten mit folgenden Details über des Künſtlers Perſönlichkeit.

Talma iſt von mehr kleiner als großer Körperbildung; ſeine Conſtitution, vom Robuſten entfernt, ſcheint mehr delicat als kräftig, mehr ſentimental als materiell zu ſeyn. Sein Geſicht verräth, ungeachtet er jetzt vielleicht funfzig Jahr alt iſt, Spuren einer ehemaligen, kräftig gezeichneten Schönheit, und in den Zügen ſpricht ſich intenſiv die Kraft ſeines Gemüths aus. Der geſammte Umriß ſeines Geſichts giebt den ernſten, tiefſinnigen, finſtern, ja tragiſchen Anſtrich zu erkennen, der ihm durch das ſtete Studium ſeiner Rollen hat zu eigen werden müſſen. Aber dieſer düſtere Zug wird durch eine überaus angenehme Grazie nicht allein gemildert, ſondern es geht auch aus der Verſchmelzung beider Elemente eine höchſt intereſſante Phyſiognomie hervor. Dabei leuchtet auch aus ſeinen zwar ſeltnen, aber deſto energiſcher wirkenden Körperbewegungen Kraft hervor.

In der Geſellſchaft iſt Talma ſehr liebenswürdig. Es iſt unmöglich, anſpruchloſer, beſcheidner, ja ſchlichtbürgerlicher zu reden, zu handeln und ſich äußerlich zu benehmen, als dieſer gefeierte Künſtler; es iſt nicht möglich, zugänglicher für Jeden zu ſeyn als er, trotz ſeinen ausgebreiteten Bekanntſchaften, trotz den ihm täglich wer-

denden Beſuchen von Fremden, welche ſeine Berühmtheit zu ihm führt, trotz ſeinen vielen Geſchäfften und Studien. Man iſt in der That einigermaaßen verwundert, in eben dieſem Künſtler, den die Phantaſie ſich auch in der Wirklichkeit als einen König ausmalt, außer dem Theater einen Mann zu finden, der ſich darſtellt wie jeder andre einfache Mann von Bildung, zumal wenn man aus Erfahrung weiß, mit welcher Aufgeblaſenheit und anmaaßenden Impertinenz ſich hin und wieder deutſche Künſtler ſelbſt von geringem Verdienſt betragen.

Demoiſelle Duchesnoy.

Auch über ſie theilen wir zuvörderſt eine Notiz mit, welche auf ihr Verlangen von Herrn Salgues, einem recht eigentlichen Verehrer und Verfechter der franzöſiſchen Kunſt, abgefaßt worden, wiewohl ſie mehr einer Lobrede als einer biographiſchen Skizze gleicht. Sie wird den Leſern einen Begriff geben von dem Ton und der Art, wie ein Pariſer Kritiker ſeinen Gegenſtand behandelt. Die darin aufgeſtellten Urtheile müſſen auch ohne weitere Erinnerung um ſo mehr auffallen, als ſie einzig der Parteilichkeit, die der Verfaſſer den Deutſchen und Engländern vorwirft, ihren Urſprung verdanken.

Die Künſte und Wiſſenſchaften haben ihre Entſtehung, ihren Fortgang und ihren Verfall gehabt. Jahrhunderte der Unwiſſenheit ſind dem Jahrhundert Ludwigs XIV. vorausgegangen, und wir finden unter den heutigen Schriftſtellern keinen jener berühmten Männer, welche Frankreich unter der Regierung dieſes großen Monarchen verherrlicht haben.

Auch das Theater hat ſeine Umwälzungen gehabt: unſre heutigen Dramatiker gleichen eben ſo wenig Corneille und Racine, Molière und Regnard, wie Lafon

dem berühmten Baron und Lekain, wie Demoiſelle Georges der Dumesnil und Clairon, und wie Demoiſelle Leverd der Contat gleichen.

In der Zeit, als man ſich auf der franzöſiſchen Bühne nach Künſtlern umſah, welche mit den großen Schauſpielern, die den Ruhm derſelben begründet haben, verglichen werden könnten, und man in den beiden Demoiſelles St. Val, welche nur eine erkünſtelte Tiefe beſaßen, in Madame Veſtris, die Alles dem Verſtand aufopferte, in Demoiſelle Raucourt, welche ihre ſchönſten Leiſtungen durch eine übertriebne Emphaſe und durch eine Stentor=Stimme verdarb, kaum einzelne Funken von dem Genie jener großen Schauſpieler fand, war die Natur damit beſchäfftigt, im Stillen eins jener kräftigen Gemüther zu ſchaffen, welche fähig ſind, die ſtärkſten Leidenſchaften aufzufaſſen und wiederzugeben.

Demoiſelle Ducheſnoy, 1786 zu St. Saulve bei Valenciennes geboren, ward in einem Alter von drei Jahren nach Paris zu einer Schweſter gethan, welche ihr eine Erziehung geben ließ, die mit der glänzenden Lage, worin ſie ſelbſt lebte, übereinſtimmte. Zwar ward ſie von dieſer veranlaßt, dem in ihr aufkeimenden Geſchmack zu den Künſten zu entſagen; nichts deſto weniger ergriff ſie jede Gelegenheit mit Begierde, wo ſie die Hinderniſſe, welche man ihr in den Weg ſtellte, beſiegen konnte. So vernachläſſigte ſie die ihr übertragnen Geſchäffte, um ihren Geiſt mit den Verſen unſrer großen Tragiker zu ſchmücken. Es ſcheint, als ſey ſie ſchon von Jugend auf in die tiefſten Geheimniſſe der dramatiſchen Kunſt eingeweiht geweſen. Sie brannte vor Begierde, eine Laufbahn ſich eröffnet zu ſehn, die ihr die Anlage, welche ſie von der Natur bekommen, deutlich vor Augen zeigte, und die ihr die Hoffnung gewährte, einſt auch das Ziel derſelben zu erreichen.

Unabläſſig recitirte ſie Verſe, oft mit dem ausdrucksvollen Tone des Gefühls, immer aber mit dem Tone der Wahrheit. Von Frau von Monteſſon, welcher ihre glücklichen Anlagen bekannt geworden, mit Liebe und Sorgfalt aufgenommen, vernachläſſigte ſie nichts, was zu ih=

rer ſchauſpielkünſtleriſchen Ausbildung beitragen konnte. Racine, Corneille, Crebillon und Voltaire waren ſtets in ihren Händen; wo ſie ging und ſtand, las ſie dieſe großen Schriftſteller. Oft hörte man ſie declamiren, man ſah ſie in der Stellung Hermionens, Andromachens, Camillens, Emiliens, Zenobiens, Amenaidens oder Alzirens, und man war überzeugt, daß Mademoiſelle Duchesnoy auf dem Wege eines fortgeſetzten Studiums und mit Hülfe eines ausgezeichneten Lehrers einſt das tiefeindringende Genie der Dumesnil mit den Hülfsquellen der Kunſt, welche die Clairon erſchöpft hatte, vereinigen würde.

Dieſer Lehrer ward bald gefunden. Légouvé lebte noch, den Wiſſenſchaften zum Ruhm und ſeinen Freunden zum Nutzen. Demoiſelle Duchesnoy erſchien vor ihm. Sie recitirte einige Scenen von Corneille und Racine, und ſetzte alle diejenigen, welche gegenwärtig waren, in Erſtaunen. Ein inniges Gefühl und ein einſchmeichelndes Organ fielen beſonders an ihr auf und ſchienen die Bürgen eines künftigen glänzenden Beifalls zu werden. Légouvé übernahm es, dieſe glücklichen Anlagen auszubilden, und bald machte Demoiſelle Duchesnoy Rieſenſchritte auf der Laufbahn der ſchwierigſten, der dornenvollſten aller Künſte. Schon ſprach man aller Orten von ihr; mit Ungeduld erwartete man, daß in dieſer wunderbaren Erſcheinung der franzöſiſchen Bühne eins jener ausgezeichneten Talente, deren Verluſt man täglich beklagte, wiedergegeben werden würde. Das Publicum ſah ſich in ſeiner Erwartung nicht betrogen.

Demoiſelle Duchesnoy trat zum erſten Mal im September 1803 auf. Ihr Triumph war allgemein, ihre Leiſtung übertraf ſelbſt die kühnſten Erwartungen, und das zahlreich verſammelte Publicum, von allgemeinem Enthuſiasmus und von dem Eindruck, den ſie auf alle Gemüther hervorbrachte, fortgeriſſen, zollte ihr die größten Beifallsbezeugungen. Und gleichwohl hatte Demoiſelle Duchesnoy zum erſten Mal die Bühne betreten.

Eine junge, ſchöne Künſtlerin wollte den Ruhm der Demoiſelle Duchesnoy theilen, oder ihr doch wenigſtens

einen Theil deſſelben ſtreitig machen. Dies war Demoiſelle Georges. Ihr war jedoch kein andres Verdienſt von der Natur verliehen, als eine gleichgültige Schönheit, die höchſtens eine vergnügungsſüchtige Jugend zu entflammen und mit ſich fortzureißen vermochte, aber nie im Stande war, mit dem tiefen Gefühl, der bezaubernden Stimme, den kräftigen Nuancirungen und dem zarten Anſtand der Schülerin Légouvé's um den Rang zu ſtreiten.

Anderthalb Jahr nach ihrem erſten Debût ward ſie vom Theatre-François als Theilhaberin aufgenommen, und bald wies man ihr den erſten Platz unter den tragiſchen Schauſpielerinnen dieſer Bühne an, welche fortan, da auch Demoiſelle Raucourt derſelben entzogen wurde, in ihr die einzige Künſtlerin beſaß, die würdig war, das Scepter Melpomenens zu führen.

Möge ſie noch viele Jahre die Zierde des franzöſiſchen Theaters bleiben und den Ruhm deſſelben verherrlichen helfen! —

So weit Herr Salgues, deſſen Nachrichten und Urtheile wir auf ſich beruhn laſſen, wiewohl wir in der Stimme der Demoiſelle Duchesnoy keinen Zauber, ſondern eine gewiſſe Hohlheit finden, welche in Verbindung mit einer faſt männlich ſcheinenden Tiefe der Stimme allerdings im Stande iſt, jede Art von Leidenſchaft, nur nicht die Liebe, mit Erfolg auszudrücken, auch hinſichtlich des Alters der Künſtlerin und der Zeit ihres Debûts auf dem Theatre-François das Publicum ſehr verſchiedner Meinung mit ihm iſt.

Wir erkennen in der plaſtiſch-formellen Darſtellungsweiſe der Demoiſelle Duchesnoy, die ausſchließlich in der Tragödie ſpielt und deren Rollenfach erſte Liebhaberinnen und Prinzeſſinnen ſind, eine große Vollendung. Dennoch iſt ſie von den Kritikern oft mit großer Bitterkeit getadelt worden. Den Grund dieſes Tadels finden wir in einer Angewöhnung bei der Declamation, welche der Eigenthümlichkeit der franzöſiſchen Darſtellung allerdings widerſpricht, und darin beſteht, daß dieſe Schau-

ſpielerin Stellen, welche eine tiefe Gemüthsbewegung, oder, wenn man dieſen Ausdruck in einer franzöſiſchen Tragödie brauchen kann, eine Art von Lyrik enthalten, wie z. B. im Eingang ihrer Rolle der Phädra, nicht plaſtiſch=formell declamirt, ſondern vielmehr in gehaltenen Tönen wirklich abſingt. Wollte man ſagen, daß die Künſtlerin vielleicht die griechiſche Declamation lyriſcher Stellen, welche mit den Tönen eines Inſtruments begleitet wurden, vor Augen habe, ſo wäre ſie damit nur ſo weit gerechtfertigt, als ſie aus mißverſtandnem Studium, nicht aus Unwiſſenheit fehlte; denn ſchwerlich möchte ſich darthun laſſen, daß dieſe Art der griechiſchen Declamation, ſelbſt wenn franzöſiſche Schauſpieler ſie vollkommen nachzuahmen im Stande wären, für ihre Bühne paßte.

Uebrigens finden ſich auch bei ihr alle jene ſchon an Talma gerügten Fehler: derſelbe ſchleunige Uebergang von der heftigſten Leidenſchaftlichkeit in den ruhigſten Ton der proſaiſchen Converſation, dieſelbe Declamation und Action beim Raiſonnement, dieſelbe muſikaliſche Länge einzelner Sylben; überhaupt alle die disparaten Mittel, durch welche ein ſchlecht berechnender Verſtand Effect hervorbringen will. Dazu kommt noch die ihr eigenthümliche Unart, alle Endſylben, ja faſt alle Endwörter der Verſe zu verſchlucken, wodurch ihre Recitation oft unverſtändlich wird.

Wie an Talma, muß auch an ihr eine ſeltne anſpruchloſe Beſcheidenheit, die ſie als Frau und als Künſtlerin zugleich charakteriſirt, gerühmt werden.

Demoiſelle Georges.

Dieſe Künſtlerin ſpielt das Fach der Königinnen in der Tragödie, und iſt nie in der Komödie aufgetreten. Ihre Beurtheilung wird dadurch ſchwierig, daß ihre Leiſtungen, wenn man dem innerſten Grundſatz derſelben nachforſcht, weder der franzöſiſchen noch der deutſchen Darſtellung angehören, ſondern ein wunderbares Gemiſch aus beiden ſind, wodurch gleichſam eine neue Gattung, die plaſtiſch-romantiſche, gebildet wird, in der ſie nicht nur den Ausländern gefällt, ſondern auch den Beifall des franzöſiſchen Publicums in immer ſteigendem Maaße genießt.

Und doch hat uns das Romantiſche vorherrſchend geſchienen. In der Fredegonde (ſo heißt in der Bearbeitung des Macbeth die Lady Macbeth) zeigt ſie rein romantiſche Momente; die Scene, wo ſie nach dem Mord des Königs halb wahnſinnig aus dem Cabinet ſtürzt, ſpielt ſie ganz im Sinn unſrer tragiſchen Darſtellung; ja ſie entwickelt ſogar in rein plaſtiſchen Rollen, wie z. B. im Oedip von Voltaire, rein plaſtiſche Züge.

Erfreulich war es uns zu bemerken, daß das Spiel der Demoiſelle Georges jenen ſchon früher gerügten Unzweckmäßigkeiten in weit wenigern Fällen, und auch dann in einem mindern Grade, unterworfen iſt, als bei Talma und der Duchesnoy. Dagegen beſitzt ſie einige Mechanismen, die ihr ganz allein eigen ſind, und die gemäßigt künſtleriſcher erſcheinen würden. Dahin gehört bei Erzählung oder Erwähnung unheilvoller Begebenheiten, Prophezeihungen u. ſ. w. das Hinſtarren auf eine Stelle, als zeige ſich da irgend eine Viſion. Dies Spiel würde, ſeltner angewendet und minder grell nuancirt, von ungemeiner Wirkung ſeyn können.

An unäſthetiſchen Actionen fehlt es übrigens auch ihr nicht, von denen wir nur das heftige Niederſchlagen

der Arme, um ein kräftiges Wollen auszudrücken, das ſchleunige und zugleich hörbare Niederſenken derſelben auf den Unterleib, um ein erſchütterndes Erſtaunen auszudrücken, anführen wollen.

Um unſer Urtheil über Demoiſelle Georges auf eine ihrer würdige Weiſe zu beſchließen, fügen wir die Bemerkung hinzu, daß in ihr unter allen tragiſchen Künſtlern der franzöſiſchen Bühne die größte Tiefe und die kräftigſte Natur vorhanden ſind, die durch das herrſchende Darſtellungsſyſtem nicht geſchwächt, viel weniger unterdrückt worden ſind. Wäre ſie eine Deutſche und auf der deutſchen Bühne gebildet, ſo würde ſie vielleicht an tragiſcher innerer Bedeutſamkeit über alle jetzigen deutſchen Schauſpielerinnen den Sieg davon tragen.

L a f o n.

Ihm gebührt nach Talma unter den männlichen tragiſchen Schauſpielern des Theatre = François der erſte Rang; es hat ſogar früher eine Zeit gegeben, wo ihn die Gunſt des Publicums zu einem ſehr gefährlichen Nebenbuhler Talma's machte. Dieſe Zeit iſt vorüber, und das Urtheil über ihn ſcheint jetzt auf ſeinen wahren Werth zurückgeführt zu ſeyn.

Lafon iſt von der Natur vortheilhafter ausgeſtattet worden als Talma: ſeine Geſtalt iſt kräftiger, männlicher, ſein Organ tönender, überhaupt ſeine ganze perſönliche Individualität heldenmäßiger, ja ſelbſt tragiſcher als Talma's. Solche Vorzüge ſind oft allein ſchon fähig, einem Schauſpieler, ſelbſt wenn er kein ſonderliches Talent beſitzt, Beifall und Ruf zu verſchaffen: wie viel mehr mußte Lafon, der neben dieſen Naturgaben ein ſchönes Talent beſitzt und viel jünger als Talma iſt, bei ſeinem Erſcheinen auf dem Theatre = François den Beifall eines

Publicums erhalten, welches, da ihm der Glanz dieſer Bühne über Alles geht, die Debüts jedes Schauſpielers von Talent mit entgegenkommendem Wohlwollen aufzunehmen pflegt.

Lafon iſt ein Künſtler, dergleichen wir auch auf unſern deutſchen Bühnen beſitzen. Ohne große, umfaſſende, hervorſtechende Anlagen zu haben, weiß er ſein Spiel mit ungemeiner Verſtändigkeit zu leiten und dem Publicum klar und deutlich vor Augen zu ſtellen; Alles iſt wohlgeregelt und ſtets in den vorgeſchriebnen Schranken. Eben dieſe Verſtändigkeit, die allen ſeinen Darſtellungen den Stempel einer ruhigen, bedeutſamen Ueberlegung aufdrückt, ſetzt ihn in den Stand, mit gleichem Glück das Zuviel und Zuwenig, überhaupt alles Grelle, alles Ueberladene zu vermeiden. Obgleich von allen romantiſchen Beimiſchungen entblößt, iſt er doch unter den ſämmtlichen franzöſiſchen Schauſpielern der Einzige, der ſeinen Darſtellungen einen Anſtrich von Milde zu geben weiß, wodurch ſie dem deutſchen Sinn genießbar werden, wie denn auch die Formen ſeines Spiels der modernen Bildung minder fremd ſind, als die Formen der übrigen tragiſchen Schauſpieler.

Der Beifall, welchen Lafon genießt, iſt eben ſo weit entfernt von jenem Enthuſiasmus, dem Alles vollkommen erſcheint, als von Gleichgültigkeit; er befindet ſich auf einer glücklichen Mittelſtufe, auf der er ſich ſtets in dem Beſitz der Gunſt, die er einmal genießt, zu erhalten wiſſen wird.

St. Prix.

St. Prix ſpielt die ältern tragiſchen Rollen, Väter, Oberprieſter u. ſ. w., überhaupt dasjenige Fach, welches Liebhaber und Könige von ſich ausſchließt.

Wäre es, um ein großer Schauſpieler zu ſeyn, ſchon genug, äußerlich von der Natur mit den glücklichſten Gaben ausgeſtattet zu ſeyn, ſo würde St. Prix auf den Namen eines ſolchen mit vollem Recht Anſpruch machen können. Obgleich ſchon ziemlich bei Jahren, entwickelt dieſer Schauſpieler in ſeiner Perſönlichkeit eine Kraft, die als ſolche von ausnehmender Wirkung iſt. Sein Körperbau iſt von herrlicher Muskelfülle, ohne von Uebermaaß entſtellt zu ſeyn, und ſo ſcheint er ganz geſchaffen für die Darſtellung tragiſcher Heroen. Sein Organ ſteht damit in dem richtigſten Verhältniß; es iſt das männlichſte, ſonorſte, das man hören kann.

Aber das künſtleriſche Talent entſpricht dieſen körperlichen Vorzügen nicht. Sein Spiel hat trotz allen äußern Bewegungen keine Lebendigkeit. Der einzelne Moment iſt nicht ohne Verdienſt, aber ſtatt ſich mit den frühern und nachfolgenden Momenten zu einem tüchtigen Ganzen zu vereinigen, entſteht, lebt und ſtirbt er einzeln, ſo daß in ſeinem Spiel eben ſo viel abgerißne, für ſich allein beſtehende Gemälde erſcheinen, als Gedanken auszudrücken ſind.

Dennoch iſt nicht zu verkennen, daß ſeine Perſönlichkeit der Geſammtheit des Theatre-François zu einer würdigen Einfaſſung, zu einem äußern Schmuck dient, welcher die künſtleriſchen Beſtrebungen der Uebrigen in ein deſto helleres Licht ſetzt. Die Scenen, wo er auf der Bühne gegenwärtig iſt, ſcheinen von größerer theatraliſcher Wirkung zu ſeyn: er iſt gleichſam der Pfeiler, an

welchem die theatraliſchen Gemälde aufgehangen und zur Schau geſtellt werden.

Daß er ſeine Rollen nicht immer vollkommen inne hat — ein Uebelſtand, der hier höchſt ſelten angetroffen wird — iſt gewiß nicht dem Mangel an Fleiß, ſondern ſeinem zunehmenden Alter beizumeſſen.

M i ch e l o t.

Er iſt einer von den wenigen männlichen Mitgliedern dieſes Theaters, die in der Tragödie und Komödie zugleich auftreten. In erſterer ſpielt er zweite Rollen, in letzterer junge Ehemänner und geſetzte Liebhaber. Abgeſehen von dieſer lobenswerthen, allgemeinen Ausbildung, iſt Michelot überhaupt ein ſehr brauchbarer Schauſpieler, deſſen tragiſchen Leiſtungen nur eine größere Dimenſion nach innen und außen abzugehen ſcheint. Sein tragiſches Spiel, das ſich überdieß durch große Verſtändigkeit auszeichnet, iſt nicht ohne Kraft und Lebendigkeit, aber beide ſcheinen durch eine übelverſtandne Mäßigung über die Gebühr zurückgehalten zu werden.

In der Komödie zeigt Michelot ungefähr dieſelben Anlagen: auch hier geht ihm der eigentliche Enthuſiasmus ab, nur daß er hier weniger vermißt wird. Ihm gelingen beſonders diejenigen Rollen, die einen kalten, humoriſtiſchen Anſtrich, eine beißende Ironie zulaſſen; in ſolchen iſt er in ſeiner eigentlichen Sphäre. Eine Art gemachter Gleichgültigkeit, hinter welcher aber die Laune durchblickt, ſteht ihm in dieſen Rollen ſehr wohl.

Sein Geſicht zeigt einen Uebelſtand ſonderbarer Art. Es iſt zu regelmäßig, man möchte ſagen zu ſchön gebildet, und darum fehlt ſeinen Zügen jene ſcharfe Zeichnung, die allein ein Geſicht auf dem Theater angenehm machen kann. Vielmehr erhält ſein Geſicht dadurch einen Charakter von Unbedeutendheit, Flachheit, Weibiſchheit, welche beſonders in der Tragödie, wo der entblößte, zu zart gebildete Hals die Charakterloſigkeit der Züge noch erhöht, einen unangenehmen Eindruck macht.

* * *

Dies ſind die tragiſchen Schauſpieler, von denen allein in den Zeitgenoſſen die Rede ſeyn kann und darf. Alle übrigen ſind zu untergeordnet, wenn auch darum gar nicht ohne Verdienſt. Dahin gehören St. Eugene, der ſeit Kurzem für dritte Rollen in der Tragödie engagirt iſt, und deſſen Spiel weder ſchlecht noch gut, ſehr gemäßigt, etwas oberflächlich, ohne Phyſiognomie iſt, und zwar nicht kalt läßt, aber auch nicht erwärmt, und überdies eine gewiſſe Abgeſchloſſenheit, einen gewiſſen gebildeten Mechanismus verräth, welches beides für eine fernere Ausbildung nicht gar viel hoffen läßt; Firmin, der junge Liebhaber ſpielt, und bei vieler Jugend für die Tragödie bedeutende Anlagen verräth, in der Komödie aber wegen einer gewiſſen flachen Weichlichkeit weniger befriedigt; Demoiſelle Dupuis, welche, von einer vortheilhaften Geſtalt unterſtützt, in der Tragödie die Vertraute muſterhaft ſpielt, und ſich durch eine ungemein verſtändige Diction, durch Lebendigkeit und durch eine gewiſſe geiſtige Fülle im Spiel auszeichnet, und in der Komödie, wo ſie junge ernſte Frauen ſpielt, noch mehr befriedigen würde, trüge ſie nicht dann und wann auch in dieſe eine Nuance von tragiſchem Tone über; endlich Demoiſelle Vollnay, welche in der Tragödie und Komödie eine ungemein umſichtige Decenz zeigt, die nicht genug gerühmt werden kann, in beiden aber leider in der weinerlichen, ſchluchzenden Manier declamirt, die ſchon in der Tragödie beleidigt, in der Komödie aber faſt unleidlich wird, und wodurch ſie z. B. ihr höchſt

einſichtiges und ſchickliches Spiel als Gräſin in Figaro's Hochzeit ſelbſt zu Schanden macht.

Hiermit trennen wir uns von den tragiſchen Schauſpielern und bemerken nur noch, daß, wenn deutſchen Leſern die geringe Anzahl derſelben, worauf das erſte Theater Frankreichs, ja in gewiſſem Sinn ganz Europa's, beſchränkt iſt, auffallen ſollte, ſie den Grund davon ein Mal darin ſuchen müſſen, daß die franzöſiſche Tragödie, beſonders das alte claſſiſche Repertoire ein ſehr geringes Perſonal erfordert, und ein Stück nur zwei, höchſtens drei hervorſtechende Rollen enthält, dann aber auch darin, daß die Natur den Franzoſen bei der in ihnen vorhandenen Nationalbildung ſelbſt für die reinplaſtiſche Form der Tragödie nicht genug Tiefe und Gefühl gegeben zu haben ſcheint.

Sein Geſicht zeigt einen Uebelſtand ſonderbarer Art. Es iſt zu regelmäßig, man möchte ſagen zu ſchön gebildet, und darum fehlt ſeinen Zügen jene ſcharfe Zeichnung, die allein ein Geſicht auf dem Theater angenehm machen kann. Vielmehr erhält ſein Geſicht dadurch einen Charakter von Unbedeutendheit, Flachheit, Weibiſchheit, welche beſonders in der Tragödie, wo der entblößte, zu zart gebildete Hals die Charakterloſigkeit der Züge noch erhöht, einen unangenehmen Eindruck macht.

* * *

Dies ſind die tragiſchen Schauſpieler, von denen allein in den Zeitgenoſſen die Rede ſeyn kann und darf. Alle übrigen ſind zu untergeordnet, wenn auch darum gar nicht ohne Verdienſt. Dahin gehören St. Eugene, der ſeit Kurzem für dritte Rollen in der Tragödie engagirt iſt, und deſſen Spiel weder ſchlecht noch gut, ſehr gemäßigt, etwas oberflächlich, ohne Phyſiognomie iſt, und zwar nicht kalt läßt, aber auch nicht erwärmt, und überdies eine gewiſſe Abgeſchloſſenheit, einen gewiſſen gebildeten Mechanismus verräth, welches beides für eine fernere Ausbildung nicht gar viel hoffen läßt; Firmin, der junge Liebhaber ſpielt, und bei vieler Jugend für die Tragödie bedeutende Anlagen verräth, in der Komödie aber wegen einer gewiſſen flachen Weichlichkeit weniger befriedigt; Demoiſelle Dupuis, welche, von einer vortheilhaften Geſtalt unterſtützt, in der Tragödie die Vertraute muſterhaft ſpielt, und ſich durch eine ungemein verſtändige Diction, durch Lebendigkeit und durch eine gewiſſe geiſtige Fülle im Spiel auszeichnet, und in der Komödie, wo ſie junge ernſte Frauen ſpielt, noch mehr befriedigen würde, trüge ſie nicht dann und wann auch in dieſe eine Nuance von tragiſchem Tone über; endlich Demoiſelle Vollnay, welche in der Tragödie und Komödie eine ungemein umſichtige Decenz zeigt, die nicht genug gerühmt werden kann, in beiden aber leider in der weinerlichen, ſchluchzenden Manier declamirt, die ſchon in der Tragödie beleidigt, in der Komödie aber faſt unleidlich wird, und wodurch ſie z. B. ihr höchſt

einſichtiges und ſchickliches Spiel als Gräſin in Figaro's Hochzeit ſelbſt zu Schanden macht.

Hiermit trennen wir uns von den tragiſchen Schauſpielern und bemerken nur noch, daß, wenn deutſchen Leſern die geringe Anzahl derſelben, worauf das erſte Theater Frankreichs, ja in gewiſſem Sinn ganz Europa's, beſchränkt iſt, auffallen ſollte, ſie den Grund davon ein Mal darin ſuchen müſſen, daß die franzöſiſche Tragödie, beſonders das alte claſſiſche Repertoire ein ſehr geringes Perſonal erfordert, und ein Stück nur zwei, höchſtens drei hervorſtechende Rollen enthält, dann aber auch darin, daß die Natur den Franzoſen bei der in ihnen vorhandenen Nationalbildung ſelbſt für die reinplaſtiſche Form der Tragödie nicht genug Tiefe und Gefühl gegeben zu haben ſcheint.

II.

Schauſpieler für die Komödie.

Die Komödie der Franzoſen, wie ſie unter ihnen vorhanden, iſt ein Erzeugniß ihrer eigentlichſten, innerſten Natur, vollkommen homogen mit derſelben, und daher auch geſchickt, auf die möglichſt vollkommne Weiſe von ihnen dargeſtellt zu werden. Es iſt wohl pſychologiſch unmöglich, daß die witzige Komödie der Franzoſen von einer andern europäiſchen Nation in ſolcher Vollkommenheit vorgeſtellt werden könne, als eben von Franzoſen ſelbſt; eben ſo unmöglich aber auch, daß letztere die romantiſche Komödie ſo vollkommen wie die Italiener oder Deutſchen darzuſtellen vermögen.

Die Darſtellung der witzigen Komödie iſt der Triumph der Franzoſen, und jeder gebildete Geiſt muß in ihr Befriedigung finden. Aber wenn gleich die Anlage dazu den Franzoſen gleichſam angeboren zu ſeyn ſcheint, ſo iſt doch ihre vollkommne Ausbildung für nichts weniger als ein allgemeines Nationalgut anzuſehn. Davon über-

überzeugt man ſich leicht in jeder Provinzialſtadt; ja der eigentliche Triumph der Comödie zeigt ſich einzig auf dem Theatre-François zu Paris.

Wir gehen nach dieſen wenigen Bemerkungen zu den Schauſpielern über, welche dieſe Bühne gegenwärtig für die Komödie beſitzt.

Demoiſelle Mars.

Ihr gebührt unſtreitig der erſte Preis; ja wir ſtehen nicht an, ſie eine vollkommne komiſche Schauſpielerin zu nennen. Sie ſpielt Charakterrollen, zärtliche Liebhaberinnen, Koketten, naive Mädchen und Kammermädchen.

Wir wiſſen nicht, wiefern ihre Leiſtungen Erzeugniſſe reiner Verſtandesabſtraction oder Eingebungen einer glücklichen Naturanlage ſind; wohl aber wiſſen wir, daß wir in ihrem Spiel, wie einſt bei Iffland, und bey dieſem allein, nie eine einzige lockere Verbindung, nie eine einzige auch noch ſo leiſe Nuance von Mangel an Zuſammenhang haben entdecken können. Es herrſcht darin eine ſo möglichſt vollkommne künſtleriſche Geſtaltung, eine ſo bis in die innerſten Elemente des Spiels dringende Einheit, daß die Theorie ſelbſt nichts Vollendeteres aufzuſtellen vermag. Es verſteht ſich wohl von ſelbſt, daß hier nur von dem künſtleriſchen Baue des Spiels, nicht von dem Plane deſſelben im Allgemeinen die Rede ſeyn kann; über dieſen ließe ſich mit Demoiſelle Mars eben ſo gut als ehemals mit Iffland wohl dann und wann rechten. Wenn aber dennoch der Nichtfranzoſe etwas Widerſtrebendes in dem Colorit findet, das dieſe Künſtlerin ihrem Spiel gibt, ſo liegt davon der Grund nur in der Verſchiedenheit der Bildung; für die Franzoſen ſelbſt iſt es nicht da, und kann folglich auch ihr nicht zum Vorwurf gemacht werden.

Worin aber beſteht dies Widerſtrebende? Es kann allerdings nicht die Rede davon ſeyn, daß Demoiſelle Mars der Darſtellung ihrer witzigen Rollen ein romantiſches Colorit geben ſollte; aber man vermißt ſelbſt jenes qualitative Gefühl, welches auch dem witzigen Spiele der Franzoſen eigen ſeyn kann und eigen ſeyn muß. Das gleichſam alles verzehrende Feuer des Scharfſinns, welches ihren Darſtellungen Leben ertheilt, wird durch keinen Hauch erquickender Sentimentalität gemildert; alles iſt Witz, ſelbſt der Moment, wo ſie, vom Uebermaaße des Gefühls überwältigt, dem Geliebten das Geſtändniß der Gegenliebe ablegt.

Wir haben ſchon ſonſt die Bemerkung gemacht, daß das Künſtlerthum eines Darſtellers um ſo vollendeter ſey, je weniger er der äußern Geberden bedürfe. Weit entfernt von der Beſorgniß, daß eine ſolche Oeconomie des Geberdenſpiels, wenn ſie übertrieben würde, nur Kälte und Einförmigkeit in die Darſtellung bringen müſſe, behaupten wir vielmehr, daß ſie nie zu weit getrieben werden könne, und daß aus ihr recht eigentlich das innere Leben einer Rolle hervorgeht. Demoiſelle Mars beſtätigt dies. Sie ſpielt nicht allein einzelne Stellen, ſondern ſelbſt ganze Scenen, ohne auch nur ein Glied, ſelbſt nicht die Augen zu bewegen; aller Effect, den ſie in ſo vollem Maaße hervorbringt, wird einzig von der intenſiven Beugung der Stimme hervorgebracht; alles ſcheint in dieſer einzigen Schauſpielerin geiſtig, nichts körperlich zu ſeyn; ihre materiellen Mittel ſind die geringſten, die man nur denken kann.

Daraus ergibt ſich von ſelbſt, daß das ſtumme Spiel, dem faſt alle Schauſpieler nur durch eine recht thätige materielle Beſtrebung Bedeutſamkeit zu geben wiſſen, bei ihr eine Vollendung erreicht haben müſſe, wie man ſie außer ihr nicht findet und die wohl ſchwerlich übertroffen werden kann.

Was wir oben von dem Uebermaaß in Witz und Scharfſinn ſagten, kann natürlich nur von ſolchen Rollen gelten, an welchen das Gefühl einen größern Antheil hat, namentlich von den eigentlichen Liebhaberrollen. Keines=

wegs gilt es von ihren Koketten. Hier iſt dieſes bloß vom Verſtande vorgeſchriebne, von aller Einwirkung einer Sentimentalität geſonderte Spiel recht an ſeinem Orte. Ihren Darſtellungen der ſogenannten Grandes Coquettes gebührt daher auch der Vorzug vor ihren Liebhaberinnen.

Von dem Talente, welches ſie im Fache der Kammermädchen entwickelt, können wir nur ſagen, daß ihre Suſanne in Figaro's Hochzeit zum vollkommenſten Typus einer Darſtellung wird, in welcher der Conflict von Scharfſinn, Naivität und Unſchuld zum höchſten Grade geſteigert wird. Wenn der Charakter naiver Rollen, in ſo fern er ſich der Unbefangenheit der Kindheit anſchließt, und alſo auch mehr dem freien Humor als der befangenen Sentimentalität angehört, allerdings mehr als jeder andre des Gefühls entbehren zu können ſcheint: ſo iſt es um ſo auffallender, daß Demoiſelle Mars gerade in den Darſtellungen ſolcher Charaktere mehr Innigkeit entwickelt, als man nach Maaßgabe deſſen, wie ſie die Liebhaberinnen darzuſtellen pflegt, von ihr erwarten ſollte.

Bei dieſen ſeltnen Vorzügen der Demoiſelle Mars ſcheint es faſt unnöthig, auch ihres Mechanismus, ihrer Routine zu erwähnen. Das Aeußere der darſtellenden Kunſt iſt überhaupt bei den Franzoſen auf einen höhern Grad der Vollkommenheit geſtiegen, als irgendwo; es iſt alſo begreiflich, daß Demoiſelle Mars in allem, was die Mechanik der Scene betrifft, die höchſte Sicherheit, ja eine wahrhaft geniale Freiheit beſitzt. Sie iſt auf das Vollkommenſte auf der Bühne zu Hauſe.

Dieſe gänzliche Freiheit, dieſe durch nichts zu ſtörende Sicherheit wird noch bedeutend unterſtützt von der Gunſt eines Publicums, welches bei dieſer Künſtlerin ſich rein und ganz dem Genuſſe hingibt. Durch dieſe unbeſchränkte Gunſt des Publicums, welche rückwirkend auf die Künſtlerin den vortheilhafteſten Einfluß hat, wird ſie ſelbſt nur immer mehr Meiſterin des ganzen weiten Gebiets ihres ſeltnen Genies.

Demoiſelle Mars iſt gegenwärtig, ſelbſt nach dem Urtheile ihrer größten Verehrer, in einem Alter von fünf und vierzig Jahren.

Demoiſelle Bourgoin.

Wir laſſen unſerm Urtheile über dieſe Künſtlerin eine Notiz vorausgehn, welche Herrn François de Neuſchateau zum Verfaſſer hat, von uns aber hin und wieder abgekürzt worden iſt.

Thereſe Bourgoin ward zu Paris geboren und zeigte ſchon frühzeitig Anlage für die Schauſpielkunſt. Die Natur hat ihr Gaben verliehen, deren Mangel durch nichts auf der Welt erſetzt werden kann: einen ſchlanken Wuchs, eine vortheilhafte Geſichtsbildung und ein reines, tönendes Organ. Sie war faſt noch Kind, als man es 1804 *), und vielleicht noch zu früh wagte, ſie auf dem Theatre-François auftreten zu laſſen. Ihr Debut erregte gewiſſermaaßen einen Journalkrieg. Während ſie von der einen Seite in Verſen beſungen und für eine zweite Gauſſin erklärt wurde, ſprach man ihr von der andern alles Talent ab. Paliſſot glaubte jedoch, ſich für ſie erklären zu müſſen. In einem an ſie gerichteten Briefe, der im Courier des Spectacles (6 Brumaire, an VIII.) abgedruckt wurde, ſuchte er ſie aufzumuntern, und durch Lobſprüche den Eindruck, welchen jene Kritik bey ihr verurſacht hatte, zu verwiſchen.

Daß die zwei und achtzigjährige Dumesnil ihre theatraliſche Bildung übernahm, würde allein als vollgültiger Beweis von der Anlage dieſer jungen Künſtlerin hinreichen. Nachdem ſie zwei Jahre unter der unmittelbaren Leitung jener berühmten Schauſpielerin in alle Geheimniſſe der Kunſt eingeweiht worden, trat ſie zum zweiten Male, von ihrer Lehrerin ſelbſt empfohlen, im Jahr 1807 auf, und ward unter die Zahl der Societärs des Theatre-

*) Dieſe Jahreszahl, die entweder aus Verſehen oder aus Artigkeit falſch angegeben worden, iſt aus dem Folgenden leicht auf 1797 zu berichtigen.

E.

François aufgenommen. Sie hatte dies vornehmlich dem Beifall zu verdanken, der ihr als Pamela (von Fr. de Neufchateau) als Melanie (von Laharpe) und als Monime im Mithridat zu Theil geworden.

Demoiſelle Bourgoin befand ſich unter den Schauſpielern des Theatre-François, welche Bonapar e ausgewählt hatte, den Congreß zu Erfurt zu unterhalten. In Folge des Beifalls, welchen ſie hier einerntete, ward ſie vom Kaiſer von Rußland nach Petersburg eingeladen, wo ſie insbeſondere als Eugenie (von Beaumarchais) eine große Senſation erregte. Nachdem ſie hier zwei Jahre, 1808 und 9, zugebracht, kehrte ſie nach Paris zurück. Auf dieſer Reiſe war es, wo ſie zu Königsberg der verſtorbenen Königin von Preußen vorgeſtellt wurde und derſelben einige Rollen declamirte, wofür ſie ſich mit Beifall und einem ſchmeichelhaften Geſchenke belohnt ſah. — So weit dieſe Notiz.

Demoiſelle Bourgoin ſpielt das Fach der Prinzeſſinnen in der Tragödie und der jungen naiven Mädchen in der Komödie. Wir haben dieſer auch im Tragiſchen bedeutenden Schauſpielerin ihren Platz hier angewieſen, weil ſich ihr Talent im Luſtſpiele offenbar noch hervorragender zeigt.

Sie hat vor allen Schauſpielerinnen des Theatre-François, die in beiden Fächern ſpielen, den großen Vorzug, daß ſie den Ton der Tragödie nicht auch in die Komödie überträgt, ſondern in letzterer einer vollkommnen Converſationsſprache Meiſter iſt. Eben ſo ſcheint ihr auch der Unterſchied, welcher zwiſchen dem Spiele in der Komödie und Tragödie Statt findet, vollkommen einzuleuchten, denn ſie weiß beide durchaus von einander zu trennen.

Wenn Demoiſelle Mars nur mit Scharfſinn ſpielt, ſo iſt in Demoiſelle Bourgoin das Gefühl überwiegend, nämlich jenes negative Gefühl, welches allein in der franzöſiſchen Kunſt Statt finden kann und durchaus verſchieden iſt von dem poſitiven Gefühl der romantiſchen Darſtellung. Aber eben darum ſteht ſie bei übrigens großen

Verdienſten jener nach. Denn wenn auch das Fach naiver Mädchen, dem ſie ausſchließlich vorſteht, ein geringeres Maaß von Scharfſinn zuläßt, und ſich faſt nur im Gebiete eben jenes negativen Gefühls bewegen kann, ſo hat ſie doch des letztern zu viel für bloß witzige Rollen und überhaupt für eine franzöſiſche Künſtlerin. Indeß wird ſie bei der allgemeinen Auffaſſungsgabe und Beweglichkeit ihres Geiſtes ſich für die Komödie noch ſehr vervollkommnen können, wenn ſie ſich durch keine Nebenrückſichten abhalten läßt, dem Beiſpiel der Demoiſelle Mars nachzueifern. In der Tragödie zeigt ſie ſich für eine franzöſiſche tragiſche Künſtlerin dem bloßen Gefühle zu paſſiv untergeordnet. Der Charakter ihrer Darſtellungen iſt hier zu menſchlich fühlend, als daß die Würkung derſelben in Stücken, wo alles Menſchliche nur plaſtiſch-formell erſcheint, vor einem franzöſiſchen Publikum groß ſeyn könnte. Dazu kommt noch eine gewiſſe Weichlichkeit, die ſelbſt eine wahrhaft romantiſch-tragiſche Rolle an Bedeutung ſchwächen würde. Ueberhaupt aber gibt dieſe Schauſpielerin allenthalben zu ſehr ihre eigne Perſönlichkeit.

Demoiſelle Leverd.

Sie ſpielt als erſte Schauſpielerin geſetzte Liebhaberinnen, junge Frauen, und alternirt mit Demoiſelle Mars in allen erſten Rollen.

Mit einem formenreichen Körperbau verbindet ſie ein hübſches Geſicht, einen ſchönen Kopf, ein angenehmes Organ und den Mechanismus der Scene, der allen mittelmäßigen franzöſiſchen Schauſpielern mehr oder weniger eigen zu ſeyn pflegt. Sie zeigt eine Prätenſion auf der Bühne, die man ſonſt nur eminenten Künſtlern geſtattet, und die bei ihr die Frucht des Beifalls iſt, wel-

chen ſie ſich beſonders unter dem männlichen Theile des Publicums durch außerweſentliche Vorzüge zu verſchaffen gewußt hat.

Allenthalben ſieht man die materiellen ungeiſtreichen Formen ihres Spiels an einem gewiſſen ſtets wiederkehren Mechanismus haften, über den ſie nicht hinaus können; alle geiſtigen Intentionen löſen ſich in körperliche Grimacirungen auf, die ſtets dieſelben und ſtets ohne jene witzige Lebendigkeit ſind, welche die eigentliche charakteriſtiſche Eigenthümlichkeit der franzöſiſchen komiſchen Schauſpielkunſt ausmacht. Ihre ernſten Stellen ſpricht ſie mit jener die Sylben dehnenden Salbung, die das Kennzeichen einer eben ſo ſchlechten als leider nur zu häufig angewandten Declamation iſt.

Zu loben iſt an Demoiſelle Leverd eine gewiſſe Decenz der Scene, vermöge welcher ſie nie zu viel thut, nie auch in den leiſeſten Zügen den Anſtand verletzt, den das Theater gebietet. Ihr Spiel bleibt ſtets in den Schranken des Schicklichen, ohne deshalb den geringſten Zwang zu zeigen.

Auch iſt ihr eine große Routine und Sicherheit auf der Bühne nicht abzuſprechen. Außerdem beſitzt ſie noch ein anderes, bei weitem größeres Talent, von welchem ſie aber auf dem Theatre=François keinen Gebrauch machen kann: ſie verbindet mit einer angenehmen reinen Stimme eine bedeutende muſicaliſche Bildung. Proben davon hat ſie ſowohl bey ihren Gaſtrollen in den Provinzen, als auch in Paris ſelbſt in Beneſizvorſtellungen gegeben.

Sie iſt nie in der Tragödie aufgetreten.

Demoiſelles Demeſſon und Dupont.

Das Talent dieſer beiden Schauſpielerinnen, die alle erſten Kammermädchen, beſonders in den Moliereſchen Stücken, ſpielen, gleicht ſich in innerer Anſicht und äußerer Ausführung ſo vollkommen, daß wir glauben, über beide zugleich ſprechen zu können. Beide haben ſich in allem, was innerlich und äußerlich die Kunſt angeht, nach einerlei Muſter gebildet. Doch möchte vielleicht Demoiſelle Dupont um eine Stufe unter Demoiſelle Demeſſon ſtehn.

Moliere's Stücke werden noch heutiges Tags auf eine ganz eigenthümliche Weiſe dargeſtellt. Während der verfeinerte, aber auch zum Theil verzärtelte Geſchmack das rohe Kräftige in den komiſchen Darſtellungen der vorigen Zeit in eine gewiſſe polirte aber kalte und glatte Oberflächlichkeit verwandelt hat, erlauben ſich die Schauſpieler des Theatre-François, jenem Geſchmacke zum Trotz, Moliere noch in der Weiſe der Vorzeit, alſo in der Weiſe, die ihm angehört, darzuſtellen.

In dieſem Sinn ſpielen auch die Demoiſelles Demeſſon und Dupont in dieſen Stücken. Ihre Moliereſchen Kammermädchen zeigen eine gewiſſe kecke, man möchte ſagen anſtändige Frechheit, einen Muth, der um ſo verdienſtvoller iſt, als er faſt immer mit Glück die engen Grenzen zu überſteigen wagt, welche die neue dramatiſche Schule aus übel verſtandener Schicklichkeit an die Stelle der genialen Freiheit der ältern Comödie geſetzt hat. Beide Schauſpielerinnen wiſſen die Decenz zu beobachten, kümmern ſich aber ſelten um die bloße Convenienz; und daran thun ſie wohl.

Dies ihr äußeres Künſtlerthum. In Betreff des innern Werths ihrer Darſtellungen muß man zwar

zugeben, daß Beider Spiel etwas zu viel Mechanik hat, und ſich zu breit und mit zu viel Bewegungen nach außen hin anlegt; aber man muß auch eine verdienſtvolle Einheit darin anerkennen, die ſich in voller Freiheit nach allen Seiten hin zu bewegen weiß. Zugleich beſitzen ſie die ſicherſte und gewandteſte Theaterroutine, die in allen Scenen gleich unerſchütterlich iſt.

* * *

Hier ſchließt ſich die Reihe der komiſchen Schauſpielerinnen des Theatre-François, welche mehr oder weniger auf Künſtlerthum Anſpruch machen können. Nicht ohne Befremden wird man bemerken, daß Künſtlerinnen für das Fach der komiſchen Mütter und der carikirten alten Damen ganz fehlen, zwei Fächer, welche freilich in der neuern komiſchen Literatur der Franzoſen weniger vorhanden ſind, in der Moliereſchen Komödie aber, um nur Madame Pernelle im Tartuffe anzuführen, um deſto gebieteriſcher eine wahre Künſtlerin erfordern, als außerdem alles als bloßes widerwärtiges äußeres Stückwerk ohne Leben und Wahrheit erſcheinen muß.

F l e u r y.

Er ſpielt alle erſten geſetzten Männer- und Charakterrollen, und iſt unter den jetzigen Mitgliedern der Komödie dieſes Theaters der einzige, der eines wahren Ruhms im In- und Auslande genießt. Dieſer Ruhm gründet ſich, wie ſelbſt Fleury's Freunde geſtehen, mehr auf den Werth ſeiner ältern Leiſtungen, als auf das Verdienſt, welches er noch jetzt ſeinen Darſtellungen zu geben vermag.

Will man von Fleury's Künſtlerthum reden, wie ſolches, abgeſehen von der praktiſchen Ausführung, gleichſam theoretiſch in ſeinen Productionen erſcheint, ſo darf man nicht verkennen, daß er unter allen Schauſpielern des Luſtſpiels der einzige iſt, deſſen Intentionen überall künſtlich erſcheinen, in deſſen Leiſtungen keine augenblickliche Inſpiration, ſondern ein ſtetes Bewußtſeyn waltet. Je weniger die theatraliſche Darſtellung der Franzoſen überhaupt ſich als Kunſt zeigt, in dem Sinne, wie z. B. Iffland die Bedeutung dieſes Worts durch die That verſinnlicht hat; deſto mehr iſt Fleury zu loben, der unter allen Schauſpielern dem deutſchen Begriffe des Wortes Kunſt in ſeinen Darſtellungen am nächſten kommt.

Dieſe offenbaren Künſtlerintentionen beweiſen, daß dieſer Schauſpieler einſt ſehr hoch geſtanden, und den Ruhm, welchen er genießt, wahrem Verdienſte dankt. Wie ſeine Leiſtungen freilich jetzt ſind, verrathen ſie eine gewiſſe Erſchöpfung, die alles, was er hervorbringt, ſchlaff, leblos und hinfällig erſcheinen läßt. Als Künſtler ſcheint er die alte Energie noch zu beſitzen, aber als Menſch hat er die körperliche Fähigkeit verloren, ſeinem innern Künſtlerthume Gnüge zu leiſten. Erwägt man, daß dieſer Schauſpieler ſchon im Jahr 1774 auf dem Theatre-François debütirte, woraus man einen ungefähren Schluß auf ſein Alter machen kann, ſo muß man in der That erſtaunen, daß er noch jetzt ſo viel leiſtet, und gewiß liegt darin der bündigſte Beweis von dem großen Umfange ſeines Talents, daß es nach vierzigjähriger Ausübung nur eine theilweiſe Erſchöpfung hat erleiden können, und ihm auch jetzt noch das Wohlwollen des Publicums zu erhalten vermag.

Baptiſte der Jüngere.

Er hat das ausgebreitetſte Fach, indem er alle markirte komiſche Alte ſpielt, von welcher Art ſie auch ſeyn mögen.

Dieſer Schauſpieler iſt der einzige Komiker des Theatre-François, deſſen Komiſches gewiſſermaaßen die Phyſiognomie des Witzes verliert, und in das eigentlich Romantiſch-Poetiſche überzugehen ſcheint. Es entſteht daraus eine Verſchmelzung beider Gattungen, die nur durch die Gewohnheit erträglich wird. Deſto mehr aber befriedigt die Einheit der äußern Form, welche dieſer Schauſpieler ſeinen Darſtellungen zu geben weiß. Er iſt von allen derjenige, der die wenigſten äußern Geſten macht, ſich am wenigſten bewegt, am wenigſten ſchreit, und die wenigſten oder vielmehr gar keine grellen Uebergänge in der Diction und ihren Nuancirungen macht. Er ſucht und weiß gerade durch Unterlaſſung deſſen, wodurch alle übrigen Schauſpieler dieſes Theaters, Demoiſelle Mars ausgenommen, zu wirken ſtreben, ſeinen Zweck zu erreichen. Zum Beleg für dieſes Urtheil nennen wir nur den alten Procurator in den Plaideurs von Racine, und den Richter Bridoiſon in Figaro's Hochzeit, in welcher letztern Rolle er ſich zugleich als den unvergleichlichſten Stotterer zeigt.

Das Talent dieſes Schauſpielers ſtreift überhaupt ſo nahe an das eigentlich Poetiſchkomiſche, daß ſeine bloße perſönliche Erſcheinung, ohne alle äußere Grimaſſe, ſchon im Stande iſt, die größte Senſation zu machen. Und darin beſteht der Unterſchied zwiſchen dem Witze und dem eigentlichen Komiſchen, daß erſterer, der auf den Verſtand wirkt, der äußern Mittel bedarf, das heißt in Diction, Action und Pantomime die analyſirende zerſchneidende Form wählen muß, um durch den Contraſt den Verſtand zu beſchäftigen; während das Komiſche, das

Nichts zerſchneidet, nichts analyſirt, das vielmehr rein ſynthetiſch verfährt, indem es die einzelnen Theile unter eine einzige Form bringt und den Verſtand nur mittelbar beſchäftigt, nur äſthetiſch und unbewußt auf das Gemüth des Menſchen wirken kann.

Aber das Künſtlerthum dieſes ſo verdienſtvollen Schauſpielers leidet an einem großen Fehler. So verſchieden auch die darzuſtellenden Charaktere ſeyn mögen, iſt er doch bis auf das Kleid immer derſelbe. Dadurch entſteht eine unerfreuliche Einförmigkeit; wer ihn in einer Rolle geſehen hat, hat ihn in allen geſehen.

T h é n a r d.

Er ſpielt fein komiſche Charaktere und Livreebedienten (les grandes Livrées, moderne Livreebedienten im Gegenſatz der Scapins und Kriſpins der altfranzöſiſchen Komödie) und zeigt neben einer großen Theaterroutine eine ungemeine Lebendigkeit. Alles an ihm iſt Bewegung, und ſelten ohne Zweck. Ueberdies verräth er bedeutende Einſicht in Nuancirung des Spiels, beſonders der Rede, und wohl möchte er von allen ſeinen Collegen die größte Geſchicklichkeit in der eigentlich witzigen Darſtellungsmanier beſitzen. Aber das Beſtreben, alles zergliedern und allem eine unterſcheidende Farbe geben zu wollen, führt ihn zu weit; beſonders wird die Diction dadurch übermäßig gedehnt. Ueberhaupt bemerkt man in Rollen, deren Decenz ihm nicht gebieteriſch Mäßigung auferlegt, eine zu breite, zu materielle Schwerfälligkeit, eine Eckigkeit und Rohheit der Darſtellungsformen, kurz eine oft bis zur Grimaſſe gehende Uebertreibung, die neben dem

gemeſſenen Anſtand der übrigen Schauſpieler doppelt auffällt. Daß Théнard trotz dieſer Fehler ſo großen Beifall erhält, iſt in der That zu verwundern, wenn auch nicht zu leugnen iſt, daß er ohne ſie dieſes Beifalls würdig ſeyn würde.

Damas.

Er alternirt mit Fleury in den ernſten Charakteren, ſpielt aber auch junge feurige Männer, überhaupt alle ſolche geſetzte Rollen, zu welchen Fleury ſeines Alters wegen nicht mehr tauglich iſt.

Es läßt ſich dieſem Künſtler im Allgemeinen eine ſeltene Kenntniß der Scene, eine große Freiheit in Ausübung der künſtleriſchen Mittel, eine ungebundne Beweglichkeit nach allen Seiten hin, und eine große Verſtändigkeit in Beurtheilung des gegebenen künſtleriſchen Darſtellungspuncts nicht abſprechen. Dazu kommt noch eine ungemeine Lebendigkeit, die, wenn ſie durch die Kunſt im Zaum gehalten würde, den Darſtellungen dieſes Schauſpielers ein großes Intereſſe geben müßte. Aber ein übel verſtandnes Beſtreben, Wirkung hervorzubringen, führt auch ihn auf den Abweg der Uebertreibung, und verleitet ihn, mechaniſche Mittel auf mechaniſche Mittel zu häufen, ohne dieſe Einzelnheiten durch ein geiſtiges Band zu einem Ganzen zu vereinigen. Wenn Thénard zerlegend, gleichſam chemiſch zerſetzend, übertreibt, ſo thut Damas daſſelbe durch Anhäufung, und verſchwendet die ſchönſten Mittel, mit deren haushälteriſcher Anwendung er ſeinen Zweck gewiß erreichen würde. Man ſieht ihn in allen ſeinen Vorzügen, aber auch in allen ſeinen Fehlern in Figaro's Hochzeit als Graf Almaviva.

Ungeachtet dieſes Tadels iſt Damas immer noch ein ſehr verdienſtvoller Schauſpieler, der auch in der Uebertreibung, welche bei ihm mehr quantitativer als geiſtiger Art iſt, noch Regelmäßigkeit zeigt, und ſich nie zu jenem plumpen und rohen Materialismus verirrt, den man wohl hie und da auf deutſchen Bühnen findet, der aber der franzöſiſchen Bühne überhaupt fremd iſt.

C a r t i g n y.

Er ſpielt die Bedienten der Moliereſchen und ältern Komödie, welche unter dem Namen der Scapins und Kriſpins bekannt ſind.

Wie ſehr die bloße natürliche Anlage die Geſtalt eines wahren Künſtlerthums annehmen und theilweiſe erſetzen kann, wird in dieſem Schauſpieler ſichtbar, der, roh in künſtleriſcher Beurtheilung ſeiner Rollen, in ihrer Ausführung vom Zufall mit dem entſchiedenſten Glück geleitet wird. Was er auch thun mag, nichts mißlingt ihm gänzlich. Er gleicht einem glücklichen Faroſpieler, der ſtets die Gewinnkarte zieht.

Wenn ſchon der Geiſt von Cartigny's Spiel ein bloßes Erzeugniß der natürlichen Anlage iſt, die ſich nicht ſelten über ſich ſelbſt erhebt, ſo muß nothwendig das Materielle ſeiner Darſtellungen noch weit mehr unter die Kategorie der bloßen Zufälligkeit gerechnet werden. Auch hier waltet eine rohe aber glückliche Natur, an der das Uebermaaß kräftiger jugendlicher Keckheit nicht beleidigen kann, die man vielmehr recht übereinſtimmend mit ſeinem von Jugendkraft ſtrotzenden Körper findet. Wann ein reiferes Alter mehr Erfahrung und alſo auch mehr

Reflexion herbeiführen wird, iſt zu erwarten, daß er als ſein eigner Meiſter ſich in manchem Stücke abglätten und kunſtgerechter geſtalten werde.

Für ſein eigentliches Fach hat Cartigny treffliche Eigenſchaften; in Rollen freilich, die außer dem Kreiſe jenes derben, gleichſam handgreiflichen Muthwillens liegen, iſt es weniger am rechten Ort. So iſt z. B. ſein Figaro nichts als ein flüchtiger coloſſaler Umriß in großen rohen Maſſen.

Auf alle Fälle iſt er eine angenehme Erſcheinung, ſchon weil er von aller Verzerrung und Geſchrobenheit frei iſt. Da iſt keine gedrechſelte, alle von innen ausgehende Inſpiration verſcheuchende, gezwungene Marionettenkunſt, ſondern eine zwar rohe, ungekünſtelte, aber auch um ſo natürlichere Natur, die auch dem gebildeten Sinne recht wohl thut.

D a v i g n y.

Er hat das Fach der erſten komiſchen Alten, und zeichnet ſich nach ſeiner Weiſe beſonders in den Vätern der Molierеſchen Komödie aus. Er iſt bey reiferen Jahren was Cartigny als junger Mann iſt: die bloße rohe Natur, der ſich jedoch eine gewiſſe Breite, eine gutmüthige polternde Rundheit zugeſellt hat, die ſich unabläſſig nach hinten und vorn, nach oben und unten bewegt, ohne daß man genau weiß, warum.

In ſeinem Fache iſt Davigny vollkommen zu Hauſe, und da iſt es in der That eine Freude, zu ſehen, welcher ergetzlichen Capriolen ein Genie fähig iſt, das ſich von keinen Feſſeln der Kunſt beſchränken läßt. Beſonders iſt der Malade imaginaire eine jener Rollen, in welchen

er eben ſo ſehr vermöge ſeiner eignen Natur, als durch die alte Ueberlieferung dazu berechtigt, ſich recht eigentlich in der Trunkenheit des Muthwillens den Zügel ſchießen läßt. Er ſcheint mit dem Spiele ſelbſt ein Spiel zu treiben und ſich recht innig behaglich in einer Schöpfung zu gefallen, deren Unkoſten ſich für ihn ſo hoch nicht belaufen und die doch das Publicum hinreißt. Die durch die Tradition geheiligte Pantomime, wann er das Geſpräch mit dem Kammermädchen abbricht, weil die genommene Medicin ihre laxirende Wirkung anfängt; die Scene, wo ihn das Kammermädchen boshafter Weiſe unter Betten und Kiſſen begräbt, und er endlich ihr alles an den Kopf wirft, und ähnliches, wird gewiß immer herzlich belacht werden.

In ſeiner Ausſprache bemerkt man ein ſprudelndes, ziſchendes Anſtoßen der Zunge gegen den Gaumen, wodurch ſie zuweilen unverſtändlich wird, das aber in dieſem Fache nicht übel ſteht, ſo ſehr es ihn auch hindern würde, in einer ernſten Rolle auch nur eine Zeile mit Anſtand zu ſprechen.

M o n r o ſ e.

Er iſt ſeit kurzem erſt engagirt, und erſetzt theils Thénard und Cartigny, theils wechſelt er mit ihnen.

Unſtreitig iſt er, wenn wir auf den Verſtand ſehen, den er als Künſtler in eine Darſtellung legen kann, ein denkender Künſtler. Er beſitzt viel Routine und eine Umſichtigkeit, die ihn ſeine äußern und innern Mittel mit Mäßigkeit aufwenden läßt. Darin geht er ſo weit, daß man ihm faſt Kälte vorworfen möchte; denn es ſcheint ſtets, als ob ein Dämpfer auf ſeiner Darſtellung läge.

Dazu

Dazu kommt noch eine gewiſſe Düſterheit, die in allen Rollen, von welchem Charakter ſie auch ſeyn mögen, über ſeine Geſichtszüge verbreitet iſt, und ihm das Anſehen gibt, als ſpräche er jedes Wort mit Widerwillen, weshalb ſie ihm auch von den Journaliſten den Namen Moroſe zugezogen hat. Schade, daß dieſe Mängel die Wirkung verhindern, die ſein kluges, gemäßigtes, überdachtes Spiel, deſſen Werth gewiß jeder Gebildete anerkennen wird, außerdem machen müßte.

* * *

Und hiermit trennen wir uns von dem Theatre-François. Wir haben bei den Mitgliedern dieſer Bühne, die unter allen ähnlichen Inſtituten von Paris allein im Stande iſt, die Aufmerkſamkeit des Kunſtkenners in Anſpruch zu nehmen, um ſo mehr verweilen zu müſſen geglaubt, als die übrigen Pariſer Theater nur wenige Künſtler darbieten, welche hier einen Platz zu finden verdienen.

* * *

Das Theater Odeon, welches ſich als Pflanzſchule, ja als Nebenbuhler des Theatre-François betrachtet, bildet nichts deſto weniger den ſchneidendſten Contraſt mit demſelben. Hier waltet in Allem ein höherer Geiſt der Ordnung, Ruhe und Mäßigkeit, ja man kann ſagen ein höherer Zauber, während ſich dort nichts über die gemeine Wirklichkeit erhebt. Da die Schauſpieler des Odeon kein lebendiges Intereſſe erregen können, ſo ſcheinen ſie auch das lebendige Intereſſe an ſich und ihren Leiſtungen zu verlieren. An mechaniſchem Fleiße laſſen ſie es nicht fehlen, denn ſie führen in einem Monate mehr neue Stücke auf, als das Theatre-François im ganzen Jahre; dennoch gelingt es ihnen nicht, ihr Theater nur einigermaaßen zu füllen.

Wir können keinem Mitgliede dieſes Theaters hier einen Platz einräumen.

* * *

Die große Oper (Académie Royale de Muſique) beſitzt zwei Mitglieder, die außer Frankreich einen noch größern Namen haben als in Paris ſelbſt. Deswegen, und nicht weil ſie es als Künſtler beſonders verdienten, ſoll von ihnen in der Kürze die Rede ſeyn.

L a ï s.

Er genießt in ganz Europa den Ruf eines großen, wo nicht des größten bekannten Baßſängers. Kenner, die ihn in der Blüthe ſeiner Jahre gehört, verſichern, daß er eine kräftige, reine und klare Baßſtimme gehabt habe. Wir geben dies zu, glauben aber aus dem, was dieſe Stimme noch jetzt iſt, daß ihr, wie allen franzöſiſchen Stimmen, der helle, durchdringende, ſchneidende Klang, welcher dem melancholiſch-einſchmeichelnden Tone der vom Gemüthe aus ſingenden Nationen, der Deutſchen, Italiener und Spanier, gerade entgegengeſetzt iſt, eigen geweſen.

Von ſeinem Geſchmack als Sänger mögen Kenner urtheilen, wenn wir ihnen ſagen, daß die große Oper mehr als jede andere muſicaliſche Anſtalt Frankreichs die alte Methode von Lully und Rameau her in Würden und Ehren erhalten hat. Dieſe nun beſteht in einem recitirenden, ſprechenden Herſagen der Töne und iſt noch weniger Geſang, als das eigentliche Recitativ der Italiener; ja ſie hat mit dem eigentlichen Geſang nichts als den Namen gemein, und geſtattet ſehr wohl, um recht hörbar verſtändlich zu werden, das mechaniſche Schreien, das, ſo wird gemeint, nur von der Größe des Locals, von der Heldennatur der vorgeſtellten Perſonen und von ähnlichen Gründen nothwendigerweiſe bedingt wird. Dieſes Schreien hat Laïs recht eigentlich zur Kunſt ausgebildet, und er leiſtet darin noch ſehr bedeutende Dienſte.

Als Schauſpieler iſt er ein recht guter Meiſter in jener mechaniſchen Mittelmäßigkeit, die das Erbtheil aller Franzoſen von Mutterleibe an iſt.

Madame Branchu.

Sie iſt die erſte Sängerin der großen Oper. An Kraft und Ausdauer der Lungen hat ſie ſchwerlich ihres Gleichen. Es erregt in Wahrheit Erſtaunen, welchen Aufwand an materiellen Tönen von der erſten bis zur letzten Note ſie einen ganzen Abend hindurch in Rollen, wie Armide, Dido, Alceſte, macht, denn Alles, auch das Recitativ, wird geſchrieen. Und trotz dieſer faſt übermenſchlichen Anſtrengung, der ſie jetzt ſchon gegen zwanzig Jahre widerſteht, beſitzt dieſe Stimme eine jugendliche Friſche, eine ſeltene Reinheit, ja ſogar eine gewiſſe Nuance von italieniſch=deutſchem Klange.

In dem mechaniſchen Vortrag ihrer Singpartien zeigt ſie eine bewundernswürdige Vollendung. In den ſchwierigſten Recitativen, in dem Labyrinthe chromatiſcher Uebergänge und in verſtandesmäßiger Zerſtückelung des Geſanges, wie die alten franzöſiſchen und auch die Gluckſchen Opern ſie darbieten, bewegt ſie ſich mit der vollkommenſten Freiheit.

Ueber ſie als Schauſpielerin iſt nichts zu ſagen, als daß ſie durch lange Uebung den gewöhnlichen Mechanismus der Darſtellung ſich vollkommen angeeignet hat.

* * *

Das Theater Feydeau oder der komiſchen Oper machte bis zum Abgang Elleviou's das Entzücken von ganz Paris aus, jetzt aber iſt es in Verfall gerathen, und wird von den Kennern verſpottet, von dem großen Publikum vernachläſſigt.

Hier zuvörderſt von demjenigen Schauſpieler dieſes Theaters, dem es gegenwärtig gelungen iſt, ſeiner Routine eine gewiſſermaaßen claſſiſche Reputation zu verſchaffen. Dieſer Schauſpieler iſt

Martin.

Er iſt es, der den Ruf dieſer Bühne wenigſtens mittelbar vor ſeinem gänzlichen Untergang bewahrt. Er, der Schöpfer jener Geſangsmethode, die ſeinen Namen auch auf ſein Rollenfach übergetragen hat, wird noch jetzt, ob er gleich bereits über funfzig Jahre alt ſeyn ſoll, als die Säule aller wahren, echten Geſangsweiſe betrachtet. Das möchte den Franzoſen nicht zu mißgönnen ſeyn, denn ſie iſt echt-franzöſiſch; nur ſollen ſie ſich nicht anmaßen, Martins Geſang für die Norm zu erklären, nach der alle Welt ſich beim Geſang richten müſſe.

Da den Franzoſen der Geſang kein Gegenſtand des äſthetiſchen Wohlgefallens, kein Mittel, auf das Gemüth zu wirken, iſt, ſo begnügen ſie ſich, die Muſik in ihrem äußern Umfange, ſo fern daraus eine mechaniſche, ſie erfreuende Abwechslung entſteht, aufzufaſſen. Demgemäß beurtheilen ſie auch die Stimme; der äußere Umfang derſelben, als die nothwendigſte Bedingung ihres muſicaliſchen Wohlgefallens, iſt ihnen das Wichtigſte.

Nun ſingen die Franzoſen allgemein in einer höhern Tonleiter als das übrige Europa. Martin aber hat beſonders in der frühern Zeit dieſe Höhe der Stimme zu jener Biegſamkeit und Abwechslung ausgebildet, welche

das Ohr befriedigt, und er machte darin immer weitere Fortſchritte, als die Componiſten anfingen, für ſeine Stimme und Methode beſonders zu ſetzen.

Fragt man aber, worin dieſe Methode eigentlich beſteht, ſo könnte man ſagen, ſie iſt eine Parodie deſſen, was Deutſchen und Italienern als Geſang gilt. Bei dieſen beſteht der Geſang mehr in dem unerklärbaren Zauber, den der Ton als ſolcher in äſthetiſcher Hinſicht auf das Gemüth ausübt, und der beſonders durch Nuancirung und Colorirung, überhaupt durch ſeine inn're Bildung hervorgebracht wird, als in der Abwechslung und in den melodiſchen und harmoniſchen Fortſchreitungen der Töne. Martins Geſang dagegen beſteht meiſtens in jenem Auf- und Abhüpfen von Paſſagen, welches die Neugierde in Anſpruch nimmt, das Gemüth aber ohne Rührung läßt, um ſo mehr, da dieſer Geſang das Charakteriſtiſche hat, daß er aus der ordentlichen Bruſtſtimme in die ſogenannte Fiſtelſtimme übergeht, und alſo ſelbſt gegen alle materielle Einheit verſtößt. Für uns iſt Martins Geſang kein Geſang, ſondern nur witzige Experimente, welche er mit der Stimme anſtellt.

Um indeß gerecht zu ſeyn, müſſen wir hinzuſetzen, daß Martin ein gewiſſes Cantabile der Stimme mehr ausgebildet hat, als vielleicht alle übrige franzöſiſche Sänger. Hier verräth er allerdings, daß ihm die Natur des wahren Geſangs nicht unbekannt iſt. Nur wäre zu wünſchen, daß er den Text überall deutlicher ausſpräche.

Als Schauſpieler iſt Martin höchſt mittelmäßig. Es fehlt ihm ſogar jene witzige, luſtige Andeutung, die doch das Erbtheil aller franzöſiſchen Schauſpieler iſt. Er iſt einſeitig, höchſt flach, zuweilen ſelbſt kalt, und ſein ganzes Verdienſt beſteht in einer gewiſſen ſüßlichen, lieblichen, einſchmeichelnden Paſſivität, von der er in den Momenten, wo ſie angebracht werden kann, einigen Vortheil zu ziehen weiß. Im Ganzen dehnt er Alles, Spiel, Rede und Pantomime, zu einer Länge und Breite aus, daß man die Geduld darüber verliert.

Sein Fach ſind komiſche Bedienten von der leichten, witzigen Gattung, und einige Karikaturen, zu welchen letztern ihm aber alle launige Keckheit, alle eigentliche Lebendigkeit fehlt.

G a v a u d a n.

Dieſer Schauſpieler, der ſich vor einigen Monaten vom Theater Feydeau zurückgezogen hat, verdiente den Namen eines Künſtlers. Er zeichnete ſich beſonders durch eine Vielſeitigkeit aus, wie man ſie ſelten bei Franzoſen findet. Komiſche Bediente, karikirte Liebhaber, Gecken und Charakterrollen ſpielte er mit wahrhaft künſtleriſcher Originalität, und in den Nôces de Gamache wußte er dem Charakter des Don Quixote eine echt romantiſche Bedeutung zu geben. Ja in ſeiner letzten Beneſizvorſtellung auf dem Theater Feydeau trat er ſogar neben Talma als Pylades in der Iphigénie en Tauride auf, und bewies durch dieſes Wagſtück nicht nur die Freiheit eines wahren Künſtlers, ſondern auch, daß, hätte ihn die Gelegenheit begünſtigt, auch in der Tragödie die nöthige Routine zu erwerben, er in ihr natürlicher, einſichtsvoller und übereinſtimmiger geſpielt haben würde, als viele der berühmten Schauſpieler des Theatre-François.

Gavaudans theatraliſche Laufbahn iſt ungefähr folgende. Er trat zuerſt auf dem ehemaligen Theater Montanſier im Palais-Royal auf, und erhielt daſelbſt einen ſolchen Beifall, daß ſich ſein Ruf bald im Publicum verbreitete. Beſonders bemerkte man an ihm ein vortheilhaftes Aeußere, eine ſchöne Stimme und ein gefälliges Spiel.

Außer dem Theater Montanſier, welches zu den klei- nern Theatern gerechnet wurde, ſtritten damals noch zwei andere komiſche Operntruppen um den Vorrang, das Theater in der Straße Feydeau und das italieniſche Theater (les Italiens), von welchem letztern in Folge der Revolution die franzöſiſchen Schauſpieler unter jenem Namen allein Beſitz nahmen. Das Theater Feydeau gewann den jungen Gavaudan für ſich. Er trat daſelbſt mit dem entſchiedenſten Beifall auf. Ein beſonderer Umſtand ſollte ihm noch mehr Veranlaſſung darbieten, ſein Talent zu entwickeln und ſich dem Publicum in dem vortheilhafteſten Lichte zu zeigen. Die bekannte Oper, les Visitandines, deren ziemlich libertiner Natur die Revolution Eingang beim Publicum verſchafft hatte, zog damals ganz Paris in das Theater Feydeau. Gaveaux, der den Belfort (den Liebhaber) darin ſpielte, ward krank, und Gavaudan wagte es, damit die Vorſtellungen nicht unterbrochen würden, die Stelle dieſes beliebten Sängers und Schauſpielers zu erſetzen. Der glücklichſte Erfolg krönte ſein Unternehmen, und von dieſer Zeit an begann der gewiſſermaaßen claſſiſche Ruf, deſſen Gavaudan ſpäterhin genoſſen hat. Nach vier Jahren gelang es dem italieniſchen Theater, ihn zu ſich hinüberzuziehn. Hier zeichnete er ſich beſonders in der Rolle des Pradelle in der bekannten Oper Ponce de Léon aus. Dieſer Charakter, der eine Art von Figaro iſt, lag außer dem Fache der erſten Liebhaber, welche Gavaudan bis dahin geſpielt hatte, aber er wußte ihm eine gewiſſe Originalität zu geben, wodurch er eine ganz eigenthümliche und unterſcheidende Phyſiognomie bekam. Der Beifall, welcher ihm dafür zu Theil ward, bewog ihn, dem Fache der erſten Liebhaber theilweiſe zu entſagen und ſich den ſogenannten Charakterrollen zu widmen. In dieſen zeigte er ein Studium, wovon man bisher in der komiſchen Oper, wo man Alles flach und locker zu nehmen pflegte, kein Beiſpiel gehabt hatte. Er ſuchte und ihm gelang, den jedesmaligen Charakter zu entwickeln. Was er in den Opern Montane et Stephanie, Le Délire, Benjovski, Ariodant, Zoraïme et Zulnar, le Château de Monténéro u. a. geleiſtet, iſt noch in Jedes Andenken. Seit der Vereinigung beider komiſchen Opernbühnen auf dem Theater Feydeau iſt Gavaudan in der letzten Zeit der

einzige Schauſpieler daſelbſt geweſen, der einer gewiſſermaaßen claſſiſchen Reputation genoß. Martin und Elleviou dankten ſie mehr ihrem Geſang. — Es iſt als ein Verluſt zu betrachten, daß er ſich in der Reiſe des Talents, denn er kann kaum fünf und vierzig Jahr alt ſeyn, ſchon vom Theater zurückgezogen hat.

Madame Gavaudan.

Sie iſt die Gattin des Vorigen, hat aber die Bühne nicht verlaſſen, auf der ſie allein den Namen einer Künſtlerin verdient. Wollte man ihr indeß auch die Künſtlerſchaft ſtreitig machen, ſo muß man ihr wenigſtens eine intereſſante Routine zugeſtehn, welche durch eine höchſt graziöſe Schalkheit, ſo wie durch eine höchſt lobenswerthe Verſtändigkeit einen noch größern Werth erhält. Ohne den allgemeinen Fehler der Einförmigkeit würde ſie gewiß Epoche machen.

Ihre Stimme iſt von geringem Umfang, zeigt aber in der hergebrachten ſprechenden Manier ausnehmende Klarheit, Sicherheit und Gewandtheit. Da ſie Kammermädchen ſpielt, wo ſie faſt immer nur Witz, niemals lyriſche Gefühle darzulegen hat, ſo iſt auch jener geſprochene Geſang bey ihr beſſer angebracht.

L e ſ a g e.

Er verdient wenigſtens noch genannt zu werden, denn er ſpielt ſeine alten komiſchen Bedienten in einer Manier, daß man ihm den Namen des Brunet der komiſchen Oper beilegen könnte.

* * *

Das Théâtre des Variétés, ein Theater der zweiten Gattung und das letzte in unſerer Gallerie, beſitzt die zwei originellſten Komiker wahrſcheinlich von ganz Frankreich, Brunet und Potier. Beide machen das Glück dieſer Bühne, welche beim Publicum in ſo großer Gunſt ſteht, daß ſelbſt die erſten Bühnen ſie darum beneiden.

B r u n e t.

Dieſer Schauſpieler theilt den Ruf, den er durch ganz Europa genießt, nur mit Talma, ja Kemble erklärte bei ſeiner Rückkehr aus Frankreich Brunet für den einzigen Schauſpieler dieſes Landes. Und dieſen Ruf genießt er ſchon über zwanzig Jahr, und immer drängt ſich das Publicum zu den Vorſtellungen, in welchen es Brunet und ſeinen Jocriſſe (eine Art Arlequin oder Truffaldin, von dem man nicht recht weiß, ob er zu den Narren oder zu den Klugen gehört) ſehen kann. Worin liegt dieſe anziehende Kraft?

Brunet beſitzt die theilweiſe Kunſt, jene dummköpfig-witzigen, jene ſorgſam-nachläſſigen Geſellen, welche man in den neuern Zeiten mit dem Namen Jocriſſe bezeichnet, mit einer Wahrheit und Freiheit vorzuſtellen, welcher zu einer wahren Künſtlervollkommenheit nichts als eine bedeutendere Tiefe in der Charakterzeichnung abgehen dürfte. Er weiß die Natur bis in die Haarſpitzen aufzufaſſen und wiederzugeben; auch nicht eine Fingerbewegung erſcheint unpaſſend oder der Einheit der Rolle widerſtrebend. Dabei hat ſein Spiel das Verdienſt, daß es ohne alle äußere Mittel ſich ganz und allein auf die geiſtige Wirkung beſchränkt, die eine ſchauſpielkünſtleriſche Vorſtellung hervorzubringen im Stande iſt. Ohne äußere Bewegung ſpricht er oft mit der Einförmigkeit eines Hinſcheidenden, im Zorn und in der Freude iſt ſein Aeußeres nicht anders als in dem Augenblick, wo er, ſeinen Herrn erwartend, in Schlaf ſinkt, und eben dadurch bringt er die mächtigſten Wirkungen hervor. Alles iſt ſo wahrer Abdruck der Natur, daß man ähnlichen Erſcheinungen auf allen Schritten und Tritten begegnet zu ſeyn glaubt, und man findet es unterterhaltend und vergnüglich, ſie auf der Bühne an ſich vorübergehen zu laſſen, da ſie durch vollkommne Einheit zu einem lebendigen Ganzen verbunden ſind. Dieſe Einheit aber erreicht Brunet nicht auf dem gewöhnlichen Wege der Kunſt, ſondern durch eine gleichſam bis zur Sättigung eingeübte Routine, welche bei ihm einen Grad der Zweckmäßigkeit und des Zuſammenhangs erlangt hat, zu dem ſonſt nur die Kunſt ſich emporſchwingt.

Aber auf dieſe enge Sphäre iſt auch Brunet beſchränkt, und hier iſt er immer derſelbe Dümmling und immer auf dieſelbe Weiſe, nur in andern Situationen. Und bei aller dieſer Einförmigkeit geht kein Wort aus ſeinem Munde, dem nicht das allgemeine Gelächter folgte. Worin der wahre Grund davon liegt, möchte vielleicht nicht ſo leicht anzugeben ſeyn.

Unter Bonaparte hat Brunet aber auch eine politiſche Rolle geſpielt. Während ſich Alles, vornehm und gering, vor dem Allmächtigen beugte, wagte Brunet allein, ein lebendiger Pasquino, den Deſpoten in unauf-

hörlichen Witzen, Wortſpielen und Calembourgs durchzuziehen, und der Beſtürmer der Welt, dem dieſe ewig wiederholten Stiche endlich unerträglich wurden, wagte ſich nicht an einen Schauſpieler, dem der Ruf ſeines Talents und ſeiner Rechtſchaffenheit zum Harniſch diente, und der der Liebling des Publicums war. Man begnügte ſich lange mit Verweiſen und Drohungen, die aber Brunet bis zum Abend ſchon ſo rein vergeſſen hatte, daß er ſich deren ſtets neue zuzog. Da nichts half, ſteckte man ihn endlich, wenn er es zu arg getrieben hatte, und zwar unmittelbar nach der jedesmaligen Vorſtellung, auf längere oder kürzere Zeit ins Gefängniß. Dann verſammelte ſich das Publicum auf ſeinem Wege und umringte ihn unter Beifallsbezeigungen; er aber ſagte freundlich: Faites-moi place, Messieurs, je vais en prison.

P o t i e r.

Er war urſprünglich beſtimmt, Brunets Stelle zu vertreten, entwickelte aber gleich anfangs eine völlig verſchiedene Manier, wodurch die Dichter, welche für dies Theater ſchreiben, Gelegenheit bekamen, auch für ihn gewiſſermaaßen ein neues Rollenfach zu ſchaffen. Worin dies beſteht, läßt ſich nicht wohl angeben, da der Kreis, in welchem dieſer Schauſpieler ſich bewegt, bey weitem nicht ſo eng begrenzt iſt, wie bei Brunet.

Zwar gilt, was von Brunet geſagt worden iſt, auch von Potier, nur mit dem Unterſchiede, daß dieſer eine bei weitem größere Mannigfaltigkeit in der Form beſitzt. Iſt ſie auch noch keine Univerſalität, ſo hat ſie doch das Verdienſt, daß ſie ſeinen Leiſtungen ſtets eine mehr oder weniger verſchiedene Phyſiognomie gibt, da hingegen Brunets Rollen immer einerlei Gepräge haben. Darin aber möchten beide in gleichem Falle ſeyn, daß ſie ſich gleichſam in ihrem Fache feſtgeſpielt haben, und nicht wieder heraus können.

Potier hat überhaupt mehr wahre Lebendigkeit, mehr eigenthümliche Originalität als Brunet. Auch treibt er die äußere materielle Paſſivität im Spiele noch weiter. Er ſpielt ganze Rollen, in denen ſich keine andere Bewegung zeigt, als daß er eben kommt und geht.

Es iſt kaum denkbar, daß eine Karikatur ohne Karikatur vollkommner dargeſtellt werden kann, als von Potier; er faßt Alles geiſtig, nichts materiell auf; Alles ſcheint rein intellectuel, gleichſam körperlos. Dieſe bewundernswürdige Eigenſchaft ſeines Spiels zeigt ſich beſonders da, wo er das linkiſche Weſen eines Neulings oder eines nicht zur niedern Claſſe gehörigen Dummkopfs darzuſtellen hat, wo alſo eigentliche Karikatur nicht Statt findet. Dem Anſchein nach geht und ſteht und ſpricht er in dieſen Rollen wie alle andere Menſchen, und doch blickt troz dieſem äußern Anſtande ſeine Tölpelhaftigkeit aus allen Fingerſpitzen hervor. Als Beleg nennen wir ſeinen Ci-devant jeune homme, der ſein Triumph und auf alle Weiſe unübertrefflich iſt.

Dieſe ſeltenen Eigenſchaften haben denn Potier zum Liebling der Franzoſen gemacht; man ſpricht von ihm als einem der ausgezeichnetſten Genies unſeres Zeitalters; ſeine Vorſtellungen werden als Heilmittel gegen die Hypochondrie empfohlen. Auch hat er ſchon nach Art aller berühmten Perſonen einen Schriftſteller gefunden, der ſeine Bonmots und Calembourgs geſammelt und unter dem Titel Potieriana herausgegeben hat.

Auch wir ſind der Meinung, daß Potier einer der merkwürdigſten Schauſpieler unſerer Zeit ſeyn dürfte.

Andeutungen

zu

Biographieen und Charakteriſtiken

der Zeitgenoſſen.

Dr. Gottlob Chriſtian Storr,

königl. würtembergiſcher Conſiſtorialrath und Oberhofprediger in Stuttgart. Die äußere Lebensgeſchichte dieſes trefflichen, in der Geſchichte der würtemberger Gelehrten Epoche machenden Theologen iſt, wie die Geſchichte der meiſten eigentlichen Gelehrten, einfach und ohne bedeutende Abwechslungen. Er war den 10. September 1746 zu Stuttgart geboren, der Sohn des herzogl. würtembergiſchen Conſiſtorialraths, Prälaten zu Alpirſpach und Mitglieds der zur Univerſitätsviſitation verordneten Deputation, Johann Chriſtian Storr, und ſeine Mutter Euphroſine Margarethe, eine geborne Röslin. Schon in der Sphäre geboren, in welcher er ſelbſt hernach ſo ausgezeichnet glänzte, konnte er, bei den überdies glücklichen Vermögensumſtänden ſeiner Eltern, eine freie, liberale Erziehung genießen, und der fromme, religiöſe Sinn dieſer Eltern legte zugleich frühzeitig in ſeinem Gemüthe den Keim einer chriſtlichen, frommen Lebensanſicht nieder, die ihn nie wieder verließ und ſeiner ganzen Denkungsart in der Folge die eigenthümliche Färbung und Richtung gab. Unverkennbar war daneben ſchon in dem ganzen Thun des Knaben eine gewiſſe Ernſthaftigkeit und Würde, eine Hinneigung zu dem Wahren und Gehaltvollen, neben welcher er doch auch ſehr lebhaft, kindlich heiter und höchſt angenehm ſeyn konnte — ſchon im Knabenalter die Abſchattung und der Blüthenanſatz des edeln Charakters, der mit Ernſt und Würde ſo viel Heiterkeit und Lebendigkeit vereinigte, und nachmals ihn als Gelehrten, als Geſchäfftsmann,

als Familienvater ſo vortheilhaft auszeichnete. Daß die Natur auch das Ihrige gethan hatte, um den lieblichen Knaben mit den ſchönſten Geiſtesanlagen, beſonders mit einem glücklichen Gedächtniß auszuſtatten, braucht kaum erwähnt zu werden, da dies ſein nachmaliger Ruf als gelehrter Theolog ohnehin vorausſetzt. — Im Königreiche Würtemberg ſind die Einrichtungen zur Bildung junger Theologen muſterhaft, und wie den Studirenden dieſer Art ſchon auf Schulen und Gymnaſien eine beſondere Aufmerkſamkeit, mit Rückſicht auf ihren Zweck, geſchenkt wird, ſo finden ſie in dem theologiſchen Seminarium zu Tübingen, wo der theologiſche Curſus gewöhnlich auf fünf Jahre beſtimmt iſt, eine Anſtalt, wie ſie kein anderes Land aufzuweiſen hat, und welche als die vornehmſte Pflanzſtätte der würtembergiſchen Gründlichkeit in der Theologie anzuſehen iſt. Der Bildung auf den Schulen und dem Gymnaſium ſeiner Vaterſtadt verdankte nun Storr freilich wenig, indem er dieſe Anſtalten zwar nach dem Willen ſeines Vaters beſuchen ſollte, allein durch eine langwierige Augenkrankheit, die auch in den ſpätern Jahren von Zeit zu Zeit wiederkehrte, verhindert, nicht konnte, und nur das letzte Jahr vor dem Anfang ſeiner academiſchen Studien, das 1761ſte, brachte er in der erſten, der unmittelbaren Vorbereitung auf die Univerſität beſtimmten Claſſe des Gymnaſiums zu. Was ihm hier nicht hatte gewährt werden können, das erſetzte ihm der häusliche Unterricht theils ſeines Vaters, theils anderer Privatlehrer; und obwohl ihm ſeine Augenkrankheit oft mehrere Wochen lang jede Beſchäfftigung, wobei der Gebrauch des Geſichts nicht entbehrt werden konnte, unmöglich machte, ſo hatte doch vielleicht gerade dieſe Krankheit einen nicht unwichtigen Einfluß auf ſeine Denkweiſe, und gewöhnte ihn, in ſich ſelbſt einzukehren, und ſo in der Stille des Selbſtdenkens jene Gründlichkeit zu entwickeln, die mitunter faſt peinlich, immer aber ein ſehr wichtiger Vorzug ſeiner gelehrten Arbeiten iſt. Er ſelbſt erklärt ſich darüber in einer hinterlaſſenen Handſchrift auf folgende Weiſe: „Meine ſo lang angehaltene Augenkrankheit, wegen welcher ich oft drei Wochen nicht nur nicht leſen, ſondern gar kein Licht ertragen konnte, war wohl mit Urſache, daß ich mich gewöhnte, ſehr viel für mich ſelbſt zu denken, mir aus dem Gefaßten Regeln zu abſtra-

ſtrahiren, über Kleinigkeiten den Gründen nachzudenken, und mir die, Manchen in meinen Schriften beſchwerlich gewordene Art, überall Gründe beizubringen, Zweifeln zu begegnen, Nebenideen mitzunehmen, — anzugewöhnen. Je weniger ich damals durch äußere Zeichen in meinem Denken wegen meiner Augen unterſtützt wurde, deſto mehr mußte ich Nachdenken und Einbildungskraft anſtrengen.“ — Das 16. Jahr hatte er zurückgelegt, als er die Univerſität Tübingen bezog und ſofort in das theologiſche Seminarium eintrat. Der eingeführten Ordnung gemäß widmete er die erſten Jahre ſeines akademiſchen Lebens den vorbereitenden Wiſſenſchaften, der Philologie, der Geſchichte, der Philoſophie, beſonders der Mathematik. Statt der gewöhnlich dazu beſtimmten zwei Jahre ſetzte er dieſen Cours drei Jahre fort, und ging hierauf, ſein philoſophiſches Studium mit einer Diſſerſation: de physica ad majorem simplicitatem reducenda, beſchließend, 1765, zum dreijährigen Curſus der Theologie über, wo ſeine vornehmſten Lehrer, die einſt ſo berühmten Namen: Reuß, Cotta, Sartorius, Clemm, waren, von welchen der erſtere in der Folge ſein Schwiegervater wurde. Auch dieſe Periode ſeiner theologiſchen Bildung beſchloß er mit einer berühmt gewordenen Abhandlung, qua insigne de Christo oraculum, Esai. 52, 13 — 53, 12. illustratur (1768), und unterſtützte dann, nach rühmlichſt beſtandenem Conſiſtorialexamen, ſeinen Vater in ſeinen kirchlichen Geſchäfften. Hier aber möchten wir wohl den Gütern und Schätzen der Erde eine Lobrede halten und den glücklich preiſen, dem ſie auf dem Wege ſeiner Entwicklung zu Gebote ſtehn, da ſie auch den jungen Theologen in Stand ſetzen, ein Mittel zu ſeiner Ausbildung und Vervollkommnung zu benutzen, das durch kein anderes Surrogat erſetzt werden kann, und ohne welches der menſchlichen Bildung in jeder Sphäre die Freiheit, die Vielſeitigkeit, die Liberalität — mit einem Worte die rechte Politur und Abglättung fehlt. Wir meinen: Reiſen in fremde Länder mit literariſchem Zweck, — dieſer rechte Springſtock, um aus dem engen Kreis des eingeſchränkten bürgerlichen Lebens ſich in die freie Region einer univerſalen, umfaſſenden Anſicht des Lebens und der Wiſſenſchaft aufzuſchwingen.

Storr, durch die Freigebigkeit ſeines Vaters in den Stand geſezt, begann im Jahr 1769 mit ſeinem Bruder, dem Arzt, eine Reiſe in die Niederlande, welche in den beiden folgenden Jahren durch England, Frankreich und Deutſchland fortgeſezt wurde, und ihn in Leyden zu einem Schüler der beiden größten Philologen des vorigen Jahrhunderts, eines J. J. Schultens und eines Valkenaer machte. Dieſer Aufenthalt in Leyden entſchied gewiß für die philologiſche Richtung ſeiner Theologie, und gab ihm einen Vorzug, der ſo vielen berühmten Theologen abgeht, die genaueſte, vertrauteſte Bekanntſchaft mit dem claſſiſchen Alterthume. Merkwürdig und bedeutungsvoll genug, um hier angeführt zu werden, war ſein Zuſammentreffen mit Schnurrer und Grießbach in Paris, die in gleicher Abſicht, wie er, die gleiche Reiſe machten, und mit welchen er in den großen Sälen der herrlichen Bibliothek eine Freundſchaft ſchloß, die, bis zum Grabe aushaltend, in dem fortgeſetzten gleichen literariſchen Streben dieſer Männer immer neue Nahrung fand. Im Jahr 1772 kehrte Storr in ſein Vaterland zurück, und die Knoſpe ſeiner Bildung hatte ſich zur ſchönſten Blüthe entfaltet. Seine Bemerkungen über die ſyriſchen Ueberſetzungen des N. .T (1772) und über die arabiſchen Evangelien (1775) trugen ſeinen Namen auf den Fittigen des Ruhms ſelbſt über das Meer, — und der zum Manne gereifte Jüngling wußte überall durch ſeine Gewandtheit, Freiheit im ganzen Thun und Weſen und jene ihm charakteriſtiſche Verſchmelzung des Ernſtes und der Würde mit Heiterkeit und Humanität ſich Beifall zu erwerben. Von da an ſtieg er denn auch ſchnell von einer Staffel der Beförderung zur andern empor. Im Jahr 1772 wurde er Repetent im theologiſchen Seminarium zu Tübingen. 1775 kam er als Vicarius nach Stuttgart. Im nämlichen Jahre rief ihn die Beſtimmung zum außerordentlichen Profeſſor der Philoſophie wieder nach Tübingen zurück. 1777 trat er ein außerordentliches theologiſches Lehramt an und erhielt die theologiſche Doctorwürde. 1780 wurde er vierter Profeſſor der Theologie, Superintendent, Stadtpfarrer und vierter Frühprediger. 1786 dritter ordentlicher Profeſſor der Theologie, Superattendent des theologiſchen Seminariums und dritter Frühprediger; und 1797 rief ihn der König als Oberhofprediger und

Conſiſtorialrath nach Stuttgart, welche Stelle er bis zu ſeinem Tode bekleidete. Daneben fehlten ihm auch die lieblichen Blumen häuslicher Freuden nicht, indem er mit der einzigen Tochter ſeines, wie er ſelbſt ſagt, unvergeßlichen Lehrers, des Tübingiſchen Kanzlers Dr. Jerem. Friedr. Reuß, Charlotte Amalie, ſich 1775 verheirathete und hier der glückliche Vater von fünf Kindern wurde. Freilich verwundeten ihn in dieſem Blumenſtraus ſehr ſchmerzhafte Dornen. Ein erwachſener, hoffnungsvoller Sohn ſtarb 1786, und 1789 verlor er innerhalb zwei Monaten drei liebenswürdige Töchter durch den Tod, ſo daß nur eine Tochter, Chriſtiane Luiſe, den Vater überlebte. — Würtembergs Theologen haben ſich zu aller Zeit und ſo auch in der letzten Periode durch ein kräftiges Feſthalten an evangeliſcher Rechtgläubigkeit und dann vornehmlich durch eine ſeltene Gründlichkeit in den der Theologie dienenden, hiſtoriſchen und andern poſitiven Wiſſenſchaften ausgezeichnet. Möchte man vielleicht hin und wieder an ihnen jene Lebendigkeit, jene umfaſſende, gemüthvollere Anſicht der Religion vermiſſen, die doch nothwendig iſt, wenn das Heiligthum des Glaubens recht aufgeſchloſſen werden ſoll; möchte man meinen, daß von ihnen der Reflexion und dem ſpeculirenden Verſtande im Ganzen zu viel eingeräumt ſey; ſo wird der Kenner nichts deſto weniger zugeben müſſen, daß gerade die Theologie dieſes Landes das eine Bedürfniß in unſern der Kirche ſo ungünſtigen Zeiten befriedigte, und von der einen Seite her dem wachſenden Heidenthum entgegen trat, indeß der Geiſt der Kirche dafür geſorgt hat, daß in andern Gegenden auch das andere Bedürfniß geſtillt und auch von der andern Seite her das Heil des Glaubens gegen die Anmaaßungen des Unglaubens verwahrt wurde. Daß dort wie hier, und, jedes Streben für ſich genommen, bey dem einen wie bey dem andern die Spuren der Einſeitigkeit nicht ausbleiben konnten, verſteht ſich — ſo wie daß weder das eine, noch das andere fehlen durfte, wenn nach dem Rathe des Ewigen nicht alles Chriſtenthum von dem frivolen Europa verſchwinden ſollte. Intereſſant dürfte in dieſer Hinſicht eine Vergleichung der würtembergiſchen Theologen mit den ſächſiſchen, an deren Spitze vielleicht Reinhard oder noch beſſer Herder zu ſtellen wäre, ausfallen, und es würde ſich

vielleicht zeigen, daß die dem aſcetiſchen Theile mehr zugeneigten Schweizertheologen, die denn auch der Einſeitigkeit ihren ſchuldigen Tribut nicht vorenthalten können, gleichſam ein verbindendes Mittelglied zwiſchen jenen beiden bilden. — Ein echter Theolog Würtembergs in der hier angedeuteten Beſtimmung war gewiß Storr, und wir können ihn, ohne Widerſpruch fürchten zu dürfen, getroſt an die Spitze ſeiner theologiſchen Landes- und Zeitgenoſſen ſetzen. Er war, die Zeit ſeines öffentlichen Wirkens über, unſtreitig der Tonangebende, und noch jetzt wiederholt ſich ſeine Weiſe in den gelehrten, gründlichen Arbeiten ſeiner Freunde und Schüler. Große, gründliche Gelehrſamkeit in allen Fächern des theologiſchen Wiſſens zeichnete ihn aus. Schon der ganze Gang der gelehrten Bildung im Würtembergiſchen mußte einen fähigen Kopf, wie Storr, mit dieſen Schätzen reichlich begaben. Dabei lag ihm die Sache, deren er ſich annahm, wirklich am Herzen — durchdrungen und erfüllt von dem, was er trieb, glich er nicht ſo vielen akademiſchen Theologen des übrigen Deutſchlands, deren gelehrte, wiſſenſchaftliche Bemühungen einer ganz außerweſentlichen Abſicht ihren Urſprung verdanken und — die in der That nicht ſchreiben und ſtudiren, weil ihnen die Wiſſenſchaft als ſolche und um ihrer ſelbſt willen werth iſt. — Allein ſein Intereſſe an dem Evangelium, das auf dem edeln Grunde eines frommen Lebens beruhte, nahm überall, wo er als Schriftſteller oder Docent auftrat, eine ſpeculative Richtung an. Bewieſen, in gepanzerten, ſcharfgerüſteten, treffenden Argumenten auseinandergelegt und mit centnerſchweren, ſchon durch ihr Gewicht den Gegner erdrückenden Beweiſen ausgeſtattet mußte Alles werden, was der gelehrte Titan hören ließ, um die aufſtrebenden neuen Götter niederzuhalten. Was wahr iſt, das muß, meinen die Theologen Würtembergs, auch ſich klar und ſtringent und für den Verſtand beweiſen laſſen. Das hat ja unlängſt erſt der gelehrte Süskind in ſeiner Darſtellung und Widerlegung des Schellingſchen Religionsſyſtems ſo ernſtlich verſucht. In dieſen wenigen Zügen erblicken wir die ganze Eigenthümlichkeit Storrs als Schriftſteller und Theolog überhaupt, die Eigenthümlichkeit, in welcher er noch jetzt fax und tuba für die Tübinger Theologen iſt, und noch lange bleiben wird.

Es thut dem, der noch Sinn hat für redliches und eifriges Wirken, in welcher Sphäre es ſeyn mag, ungemein wohl, die Innigkeit und Aufrichtigkeit zu bemerken, mit welcher Storr in die Tieſen der Dogmatik, der orientaliſchen Philologie, der bibliſchen Kritik hinabſtieg, zu ſehen, daß der treffliche Mann an kein literariſches Unternehmen ſich machte, ohne mit dem ernſten Willen, aus dem tiefen Schacht der Unterſuchung, nicht taubes Geſtein und blendenden Glimmer, ſondern edles Erz zu Tage zu fördern. Und wenn man freilich bisweilen die höhere, in dem Heiligthume des Gemüths erzeugte und gezeitigte Anſicht der Religion, welche die kühnen Anſprüche des ordnenden, ſcheidenden Verſtandes unter den Gehorſam eines univerſalen, klaren und innigen Glaubens im Herderſchen Geiſte gefangen nimmt, bei ihm vermißt, ſo läßt die herrliche Gründlichkeit ſeiner Unterſuchungen mit den großen Heeresmaſſen der bibliſchen und antiquariſchen Beweiſe, dieſen Mangel wohl vergeſſen, und hier hat der gelehrte Mann große Reichthümer und Schätze niedergelegt, die, ein rechter theologiſcher Zauberer in Kraft des Geiſtes und Glaubens hebend, zum Nutz und Frommen der Kirche noch in ſpäten Zeiten verarbeiten und unter die Menſchen bringen möge. — So hat er in dem weiten ſchriftſtelleriſchen Kreis, den er ſich erwählt hatte, überall mit einer herrlichen Energie gewirkt, und wir ſind überzeugt, daß der Segen davon, in ſeinem Vaterlande beſonders, noch lange wahrzunehmen ſeyn wird.

Seine Freunde und Verehrer, die trefflichen Süskind und Flatt, auf welchen der fromme, aber verſtändige Geiſt des Verewigten im reichen Maaße ruht, haben nach ſeinem Tode 2 Bände ſeiner Predigten herausgegeben, nachdem früherhin mehrere Gelegenheitspredigten von ihm gedruckt worden waren. In ihnen tritt freilich wohl die Eigenthümlichkeit des Verfaſſers am deutlichſten zum Nachtheil ihrer Vollkommenheit hervor. So rein lehrend ſind ſie, ſo fern von allem Prunk bloß oratoriſcher Kunſtwerke — mit unendlicher Gelehrſamkeit den Grund des Glaubens erforſchend — aber doch auch, wie viel gehaltreicher als die blinkenden Reden unſrer ſentimentalen Prediger in Berlin und andern Orten! — und ihnen

fehlt durchaus auch nicht eine ſanfte, wohlthuende, verſtändige Wärme, die es dem Zuhörer gewiß ſagen mußte, daß es dem, der ſo lehrte, ein Ernſt um die Sache ſey. Am glänzendſten aber ſind ſeine Verdienſte um die Exegeſe, um die Dogmatik und um die hebräiſche Sprachkenntniß.

Seine Observatt. ad analogiam et syntaxin hebraicam pertinentes, 1779, haben ihm unter den orientaliſchen Sprachforſchern einen Namen erworben, der ihn den großen holländiſchen Philologen gleichſetzte; und ſein Commentar über den Brief an die Hebräer mit der weitläuftigen, ungemein gelehrten Abhandlung über den eigentlichen Zweck des Todes Jeſu, welche den 2. Theil dieſer Schrift ausmacht (Tübingen b. Heerbrandt 1809, 2te Auflage) wird für jeden gründlichen Theologen immer ein ſchätzbares Vermächtniß des großen Exegeten bleiben. Als ſolchen und als Kritiker hat er ſich nicht weniger in ſeiner Schrift über den Zweck der evangeliſchen Geſchichte und der Briefe Johannis (Tübingen 1786); in ſeiner neuen Apologie der Offenbarung Johannis (1783) und den dazu gehörigen Dissertat. in Apocalyps. quaedam loca beurkundet und mit beſonderm Glück und Scharfſinn das Accomodationsunweſen, das ſeit Semler in der Exegeſe ſpukte, beſtritten.

Einen eigenthümlichen Weg ging er in der Dogmatik, und vielleicht ſind ſeine Verdienſte in dieſer Hinſicht doch noch nicht genug anerkannt. Sein Compendium: doctrinae christianae pars theoret. e sacr. Lit. repetita, Stuttgard. 1793, (nachher von Flatt in's Deutſche überſetzt) deutet ſchon auf dem Titel den Geiſt der Behandlung an, und wohl haben wenige von Allen, die bibliſche Dogmatiken in neuerer Zeit ſchrieben, den Umfang ihrer Aufgabe ſo klar und umfaſſend vor Augen gehabt als Storr. Er iſt Supernaturaliſt, lutheriſcher Supernaturaliſt; aber mit der größten Redlichkeit und Gewiſſenhaftigkeit hütet er ſich, die Lehre der ſymboliſchen Bücher in die Bibel hineinzutragen, überzeugt, daß ein gründliches Studium der Bibel von ſelbſt auf die lutheriſche Anſicht zurückführen müſſe. Wenig neuere Dogma-

tiken ſind von der theologiſchen Kunſtſprache ſo unabhängig als die Storr'ſche, und ſie iſt überdies voll von ſinnreichen, neuen Combinationen. —

Sein Leben endete frühzeitig, wenigſtens viel zu früh für die Wünſche ſeiner Freunde und Verehrer. Sein ſchwächlicher Körper war ſchon öfters von bedeutenden Krankheiten erſchüttert worden, und ſein altes Augenübel ſuchte ihn in den ſpätern Jahren einige Mal wieder ſehr empfindlich heim. Seine Verſetzung nach Stuttgart 1797 ſcheint ſeiner Geſundheit ſehr wohlthätig geweſen zu ſeyn. Allein nicht länger als bis zum Anfang des 1805ten Jahres widerſtand ſein geſchwächter Körper dem Andringen der fremden, zerſtörenden Gewalt. Im Spätherbſte 1804 erkrankte er an katarrhaliſchen Beſchwerden; dieſe wurden zu einem Katarrh- und Schleimfieber, und in der Nacht vom 17. auf den 18. Januar 1805 entſchlummerte er ſanft und ſtille, ſterbend wie er er gelebt hatte, im noch nicht vollendeten 59. Lebensjahre.

fehlt durchaus auch nicht eine ſanfte, wohlthuende, verſtändige Wärme, die es dem Zuhörer gewiß ſagen mußte, daß es dem, der ſo lehrte, ein Ernſt um die Sache ſey. Am glänzendſten aber ſind ſeine Verdienſte um die Exegeſe, um die Dogmatik und um die hebräiſche Sprachkenntniß.

Seine Observatt. ad analogiam et syntaxin hebraicam pertinentes, 1779, haben ihm unter den orientaliſchen Sprachforſchern einen Namen erworben, der ihn den großen holländiſchen Philologen gleichſetzte; und ſein Commentar über den Brief an die Hebräer mit der weitläuftigen, ungemein gelehrten Abhandlung über den eigentlichen Zweck des Todes Jeſu, welche den 2. Theil dieſer Schrift ausmacht (Tübingen b. Heerbrandt 1809, 2te Auflage) wird für jeden gründlichen Theologen immer ein ſchätzbares Vermächtniß des großen Exegeten bleiben. Als ſolchen und als Kritiker hat er ſich nicht weniger in ſeiner Schrift über den Zweck der evangeliſchen Geſchichte und der Briefe Johannis (Tübingen 1786); in ſeiner neuen Apologie der Offenbarung Johannis (1783) und den dazu gehörigen Dissertat. in Apocalyps. quaedam loca beurkundet und mit beſonderm Glück und Scharfſinn das Accomodationsunweſen, das ſeit Semler in der Exegeſe ſpukte, beſtritten.

Einen eigenthümlichen Weg ging er in der Dogmatik, und vielleicht ſind ſeine Verdienſte in dieſer Hinſicht doch noch nicht genug anerkannt. Sein Compendium: doctrinae christianae pars theoret. e sacr. Lit. repetita, Stuttgard. 1793, (nachher von Flatt in's Deutſche überſetzt) deutet ſchon auf dem Titel den Geiſt der Behandlung an, und wohl haben wenige von Allen, die bibliſche Dogmatiken in neuerer Zeit ſchrieben, den Umfang ihrer Aufgabe ſo klar und umfaſſend vor Augen gehabt als Storr. Er iſt Supernaturaliſt, lutheriſcher Supernaturaliſt; aber mit der größten Redlichkeit und Gewiſſenhaftigkeit hütet er ſich, die Lehre der ſymboliſchen Bücher in die Bibel hineinzutragen, überzeugt, daß ein gründliches Studium der Bibel von ſelbſt auf die lutheriſche Anſicht zurückführen müſſe. Wenig neuere Dogma-

tiken ſind von der theologiſchen Kunſtſprache ſo unabhängig als die Storr'ſche, und ſie iſt überdies voll von ſinnreichen, neuen Combinationen. —

Sein Leben endete frühzeitig, wenigſtens viel zu früh für die Wünſche ſeiner Freunde und Verehrer. Sein ſchwächlicher Körper war ſchon öfters von bedeutenden Krankheiten erſchüttert worden, und ſein altes Augenübel ſuchte ihn in den ſpätern Jahren einige Mal wieder ſehr empfindlich heim. Seine Verſetzung nach Stuttgart 1797 ſcheint ſeiner Geſundheit ſehr wohlthätig geweſen zu ſeyn. Allein nicht länger als bis zum Anfang des 1805ten Jahres widerſtand ſein geſchwächter Körper dem Andringen der fremden, zerſtörenden Gewalt. Im Spätherbſte 1804 erkrankte er an katarrhaliſchen Beſchwerden; dieſe wurden zu einem Katarrh- und Schleimfieber, und in der Nacht vom 17. auf den 18. Januar 1805 entſchlummerte er ſanft und ſtille, ſterbend wie er er gelebt hatte, im noch nicht vollendeten 59. Lebensjahre.

Rudolſtadt 1817,
gedruckt in D. C. P. Fröbels Hofbuchdruckerei.

Literariſcher Anzeiger.

(Die in dieſem Lit. Anz. angekündigten Schriften ſind in allen ſoliden deutſchen Buchhandlungen in und außer Deutſchland zu den dabei bemerkten Preiſen zu erhalten.)

I.

Deutſche Taſchen-Encyclopädie oder Handbibliothek des Wiſſenswürdigſten in Hinſicht auf Natur und Kunſt, Staat und Kirche, Wiſſenſchaft und Sitte. In alphabetiſcher Ordnung. Vier Theile mit 50 Kupfern. Leipzig und Altenburg, 1816. F. A. Brockhaus. 8 Thlr. (14 Fl. 24. Xr.)

Alles Wiſſen und Thun iſt Stückwerk, wenn es nicht innern Zuſammenhang hat. Dieſen gibt dem Wiſſen die Einheit der Gründe und der Bedingungen des Erkennens, ſo wie jede Regel für das Thun aus Einer Grundregel und mit dieſer zugleich aus jener Einheit hervorgeht. Der Umſchwung aller Thätigkeit des geiſtigen Menſchen hat daher nur Eine Axe: die Natur, und Einen Mittelpunct: die Wahrheit. Die beiden Pole der geiſtigen Bewegungen aber: der Gliedbau der Erkenntniß und die Geſtaltung des Thuns, verknüpfen alle Strahlen, die dem Mittelpuncte entſtrömen, mit jedem Ringe der Axe, zu Einem großen Sonnenringe: dem Leben der Menſchheit in Gott. Allen Reichthum, den dieſes Leben in ſich hält, umſchließt ein Doppelkreis: Staat und Kirche.

Der Verſtand hat den Reichthum des geiſtigen Lebens zergliedert und geordnet. Schon iſt viel hierin geleiſtet, aber das Kunſtgebäu ſelbſt ſteht noch nicht vollendet. Indeß haben Gelehrſamkeit, Umſicht und Fleiß das Einzelne ſinnlich bequem zuſammengeſtellt, und für das verſchiedene Bedürfniß vielfach aufgeſpeichert: zuerſt in Deutſchland: dann mit mehr Geſchick, obwohl mit minderer Kraft, in Frankreich; hierauf mit glücklicher Berechnung des Bedürfniſſes in dem Lande, deſſen Volk ſich hierauf vorzüglich verſteht, in England. Seit Kurzem haben die Deutſchen, mit Franzoſen und Britten wetteifernd, ihr Werk wiederum vorgenommen. So entſteht vor unſern Augen, von einem würdigen Gelehrten nach einem wohldurchdachten und gründlich vorbereiteten Entwurfe geleitet, die große Erſch-Richterſche Encyclopädie, ein Geſammtmagazin der Gelehrſamkeit und Kunſt an ſich; und ſo geht mit raſchem Schritt ſeiner Vollendung entgegen: das encyclopädiſche Handwörterbuch für die gebildeten Stände, das mit ſeltenem Beifall aufgenommene, ſogenannte Converſations-Lexicon, ein reichhaltiges Magazin für die geſellige Bildung der neueſten Zeit. Allein außer den beiden verſchiedenen Zwecken, den dieſe größeren Werke ſich vorgeſetzt haben, gibt es noch einen dritten, der nicht minder als Zeitbedürfniß ſchon in England gefühlt wurde, und der daſelbſt mehrere „Taſchen-Encyclopädien" hervorgebracht hat.

Man will vor allen Dingen wiſſen und behalten das Nothwendigſte, das Weſentlichſte, das Wichtigſte, mit einem Worte: das Wiſſenswürdigſte. Auch der Unterrichtete, der in ſeinem Fache unaufhörlich zulernt, will aus den übrigen erfahren, oder nicht vergeſſen, was um des Zuſammenhangs aller Fächer der Erkenntniß willen gelernt werden muß und nie vergeſſen werden darf.

Ein Alphabet des Wiſſens alſo, ein Regiſter der Hauptbegriffe, welches klar und gedrängt, mit Weglaſſung des Beſondern, außer da, wo es dem Wiſſensnöthigen Geſtalt, Leben und Farbe ertheilt, dem gegenwärtigen Standpuncte der deutſchen Literatur gemäß, alles enthält, was für die Erinnerung und das weitere Nachdenken wichtig iſt, um das Ganze der Natur und des Lebens, der Kunſt und der Wiſſenſchaft, des Glaubens und der Sitte, in ſeinen Wurzeln zu erkennen, und in ſeiner Verzweigung zu überſehen: eine ſolche Handbib-

liothek des *Wiſſenswürdigſten* für das Bedürfniß Aller, die ſchnell die Hauptſachen finden und die Elemente des Wiſſens feſthalten wollen; insbeſondere für Studirende, denen es an Büchern und Kenntniß der Literatur noch fehlt, — iſt gewiß ein zeitgemäßes Werk. Nie wurde ſo viel geleſen, als jetzt: aber nie wurde auch die Luſt der Leſer ſo überfüllt und ihr Blick ſo zerſtreut, als jetzt. Der Unkundige wird erdrückt von der Maſſe der Kenntniſſe, die von allen Seiten ſeine Aufmerkſamkeit in Anſpruch nehmen; oder er ſinkt unter in der Fluth von Zeitſchriften und Tageblättern, die ihn und ſeine Zeit mit ſich fortreißen, daß er ſelten morgen noch weiß, was er heute Neues geleſen hat. Darum wird der Verſtändige bey allem Leſen das Nöthige feſthalten und das Wichtigſte unter Hauptbegriffe zuſammenſtellen wollen.

Für dieſe Abſicht iſt die oben genannte *Taſchen-Encyclopädie* angelegt. Als ein Hülfsmagazin für den wiſſenſchaftlichen Hausbedarf enthält ſie aber auch zugleich für das weitere Studium die nöthigen Nachweiſungen der beſten und neueſten Schriften des In- und Auslandes. Die 50 Kupfer ſollen wiſſenſchaftliche Gegenſtände erläutern, oder merkwürdige Beiſpiele klar machen. Daher ſind für die Elemente der *Botanik* 2, der *Anatomie* 2, der *Chemie* 4, der *Heraldik* 2, der *Hydroſtatik* 1, der *Electricität* 1, des *Galvanismus* 1, der *Kryſtalliſation* 1 Kupfertafel beſtimmt u. ſ. f. Die Artikel ſelbſt enthalten in ſachreicher Kürze, für den Anfänger oder Nichtkenner verſtändlich und hinreichend, was er davon wiſſen muß. Die Thierkupfer und die techniſchen Abbildungen machen die Beſchreibungen denkwürdiger Gegenſtände deutlich, wie der *Klipdas*, die *fliegende Eidechſe*, oder die *Damptmaſchine*, der *Aëroſtat* und ähnliche Gegenſtände.

Die Vorrede zum 1ſten Theil bezeichnet den Plan des Werkes näher, und zeigt, worin er von dem Plane des Converſations-Lexicons ganz verſchieden iſt, ſo daß beide Werke unabhängig neben einander beſtehen. Mehrere als Schriftſteller bekannte Männer haben ſich, jeder für ein beſtimmtes Fach, vereinigt, um daſſelbe nach der entworfenen Grundlegung zu bearbeiten. Alles *Einzelne* iſt ausgeſchloſſen, wozu vollſtändige Wörterbücher (geographiſch-ſtatiſtiſche, biographiſch-hiſtoriſche, oder naturgeſchichtliche u. a. m.) unentbehrlich ſind; eben ſo das *Poſitive*, was nicht allgemein wiſſensnöthig iſt. Dagegen ſind ausführlicher entwickelt alle Begriffe, und reichhaltiger dargeſtellt alle Kenntniſſe, die ſich auf das Weſen der Natur und der Kunſt, der Kirche und des Staats, der Wiſſenſchaft und der Sitte, oder auf das höhere Menſchenleben beziehen. Denn bewegt ſich dieſes nicht auf jener ſechsfach verſchlungenen Bahn des Wahren, Guten und Schönen! — Verhältnißmäßig iſt jedoch das Fach der Naturkunde und der Technologie reicher ausgeſtattet, weil hier den Unkundigen ſein Gedächtniß am meiſten verläßt. Bei *Hauptartikeln* iſt das alphabetiſche Zerreißen deſſen, was zu einer klaren Ueberſicht des Weſentlichen nothwendig in einander greifen muß, ſorgfältig vermieden. Außer den ſchon angeführten Artikeln, vergleiche man in dieſer Hinſicht die Artikel: *Deutſchland*, *Europa*, *Erde*, *Adel*, *Atmoſphäre*, *Ehe*, *Farbe*, *Großbrittanien*, *Frankreich* und ähnliche. *Grundbegriffe* ſind, nach dem Maaßſtabe ihrer Wichtigkeit für Natur- und Menſchenkunde, vollſtändiger entwickelt, als die abgeleiteten. Man vergleiche die Artikel: *Freiheit*, *Kunſt*, *Künſtler*, *Gerechtigkeit*, *Geſchmack*, *Geſetz*, *Geſellſchaft*, *Humanität*, *Kirche*, *Kraft* u a. m. Als Beiſpiele, wie einzelne Wiſſenſchaften und Künſte ſkizzirt ſind, vergleiche man die Artikel: *Aeſthetik*, *Criminalrecht*, *Encyclopädie*, *Geſchichte*, *Kirchengeſchichte*, *Kritik* (in der Philoſ.), *Infiniteſimalrechnung*, *Aetz-*, *Bau-*, *Garten-*, *Kupferſtecherkunſt* und ähnliche. Dabei iſt Gedrängtheit mit Sachreichthum verbunden. So enthält der Artikel *Claſſiker* ein Verzeichniß der wichtigern griechiſchen, römiſchen, deutſchen, däniſchen, engliſchen, franzöſiſchen, italieniſchen, ſpaniſchen und portugieſiſchen Nationalſchriftſteller, nach den vorzüglichſten neuern, auch fremden Ausgaben, und Ueberſetz. in latein., deutſcher, franzöſiſcher, engliſcher oder italieniſcher Sprache, auf kaum 10 Seiten. Daß überhaupt die neueſte Zeit und Literatur nicht überſehen ſind, wird man, außer in den wiſſenſchaftlichen Artikeln, z. B.

Föderativſtaat, Declamation, Epos, Fabel, Dechiffrirkunſt, Continentalſyſtem, Concurs, Forſtvermeſſung u. a, auch in den hiſtoriſchen, oder in den Skizzen der merkwürdigeren Länder, Völker, Sprachen und Religionen, bemerken.

Von dieſer Handbibliothek des Wiſſenswürdigſten ſind 2 Theile von A bis K, welche gegen 2300 Artikel und 26 Kupfer enthalten, im Laufe des Jahres 1816 erſchienen. Die beiden folgenden Theile mit 24 Kupfern werden im Laufe des Jahres 1817 das Ganze beſchließen. Auch das Aeußere dieſes Taſchen-Wörterbuchs iſt ſeiner Beſtimmung angemeſſen, ſo daß die Verlagshandlung hofft, Form und Inhalt werden daſſelbe jedem Freunde wiſſenſchaftlicher Bildung als eine zweckmäßig eingerichtete Handbibliothek für den täglichen Gebrauch empfehlen.

II.

Erklärung.

Die von mir in der Beilage zum Oppoſitions-Blatt Nro. 23. vom 24. März gefoderte Erklärung, über die dem 4ten Bande des Mackloſchen Nachdrucks der 3ten Aufl. des von mir herausgegebenen Converſations-Lexicons vorgedruckte Anzeige, gebe ich bereitwillig mit Folgendem:

Macklot in Stuttgart machte im verwichenen Jahr den Anfang, dieſes Werk nachzudrucken. Eine von mir eingeleitete Unterhandlung zur Unterdrückung oder Beſeitigung des Nachdrucks hatte keinen Erfolg, denn die Unternehmung war nicht bloß aufs Gerathewohl angefangen, ſondern der verſtorbene König von Würtemberg hatte nach ſeiner Anſicht, daß der Nachdruck eines der heilſamſten und für die Aufklärung eines Volks erſprießlichſten und fruchtbringendſten Mittel ſey — (welche Anſicht noch jetzt einzelne königliche Räthe theilen, die in Fleiſchhauer, Mäcken, Schmieder und andern dieſer Spießgeſellen die vorzüglichſten Hebel für die Volksaufklärung in ihrem Lande finden,) — daſſelbe förmlich in Schutz genommen und darüber ein Prilegium gegeben.

Bei dieſer Lage der Sachen, und da ſich nicht erwarten ließ, daß M. aus rein moraliſchen Rückſichten auf die Vollendung der von ihm einmal unter Autoriſation der Geſetze ſeines Landes begonnenen, weitſchichtigen Unternehmung verzichten oder ſich zu einer Entſchädigung verſtehen würde, blieb mir als Privatmann nichts übrig, als nach den Umſtänden zu handeln, um wenigſtens einem wiederholten Nachdruck vorzubeugen, und die Unternehmung wieder ganz in meine Hände zurückzubringen.

Die Möglichkeit dazu fand ich in dem königlich Würtembergiſchen Geſetze über den Nachdruck ſelbſt, in welchem beſtimmt iſt, daß eine neue weſentlich verbeſſerte Aufl. eines Originalwerks, wenn auch deſſen vorhergegangene Aufl. im Würtembergiſchen mit Privilegien nachgedruckt iſt, ein neues Privilegium erhalten kann. Eine ſolche wurde alſo von mir veranſtaltet und ich erhielt darüber von Sr. jetzt regierenden königl. Majeſtät unterm 14 Jan d. J ein Privilegium auf 6 Jahre.

Das Privilegium über meine neue vierte Aufl. hob aber Macklots früheres Privilegium für den Nachdruck der dritten Aufl. nicht auf, indem ausdrücklich beſtimmt wurde, daß er ſolche müſſe vollenden dürfen und können. Allein — ich konnte meinerſeits durch Aufopferungen und verſchiedene Maaßregeln Macklot'en, der erſt bis zum vierten Bande mit ſeinem Nachdruck vorgerückt war, ſeine Continuationen abzuſchneiden, die Fortſetzung ſeines Unternehmens dadurch zu hemmen oder doch zu ſtören ſuchen und ihn wahrſcheinlich in bedeutenden Schaden bringen.

Indem ich ihm dieſen meinen Entſchluß bei meiner perſönlichen Anweſenheit in Stuttgart mittheilte, entſtanden Unterhandlungen zwiſchen uns, die zur Folge hatten, daß ich auf dieſe meine Privatgenugthuung Verzicht leiſtete, wogegen Macklot mir einen Theil meiner

ſeltherigen Honorare erſetzte und nach Verſchleiß ſeiner gemachten Auflage auf eine Wiederholung derſelben verzichtete, auf welches Arrangement ich aus hier nicht weiter zu entwickelnden Klugheitsgründen einging und um ſo mehr eingehen konnte, da das Publikum ſelbſt auf keinerlei Weiſe dabei beeinträchtigt wurde, oder dabei Intereſſe hatte.

Es war beſtimmt, daß vor dem 4ten Bande des Nachdrucks von mir über dieſe Verhältniſſe dem Publikum mit Discretion Nachricht gegeben werden ſollte. Anſtatt aber meine zu dieſem Endzweck eingeſandte Anzeige abdrucken zu laſſen, hat Macklot eine das Publikum allerdings irre führende Anzeige der meinigen ſubſtituirt, weshalb ich auch gleich nach Einſicht derſelben mich beeilt habe, ſolche durch eine in die vorzüglichſten deutſchen Blätter eingerückte Erklärung, vom 15. März, zu berichtigen. Wenn Macklot unſer Arrangement in ſeiner Anzeige ein freundſchaftliches (richtiger hieße es ein gütliches) nennt, ſo kann er dies nur in ſo fern, als es die Folge von Privatverhandlungen geweſen und nicht im juriſtiſchen Wege erzwungen worden iſt, weil dieſer Weg nicht eingeſchlagen werden konnte. Indeſſen wollen wir billig genug ſeyn zuzugeſtehen, daß wenn der Raub eines Eigenthums den Beraubten auch zur bitterſten Beſchwerde gegen den Räuber führen darf, ja zu Scheltworten gegen ihn führen kann, — doch jene Regierungen, welche den Raub autoriſiren, und ſelbſt in Schutz nehmen, weit mehr anzuklagen ſind, als die einzelnen Individuen, die das Landesgeſetz für ſich haben, welches dann ihr moraliſches Unrecht wenigſtens zu einem bürgerlichen Recht ſtempelt.

Ich habe von dieſem allen in der Vorrede zur 4ten Auflage, die auch als „Bericht" beſonders abgedruckt und in allen deutſchen Buchhandlungen einzuſehen und gratis zu erhalten iſt, umſtändliche Nachricht gegeben, worauf ich mich hier fürs weitere beziehe.

Hoffentlich wird ſich der deutſche Bundestag bald mit den Rechten der deutſchen Verleger und Schriftſteller beſchäftigen; auch darf man es von Sr. Majeſtät dem jetzt regierenden Könige von Würtemberg erwarten, daß er dieſem ſchändlichen, vorzüglich in ſeinem Staate eingeniſteten, ehrloſen Nachdruckergewerbe mit Kraft entgegentreten werde, beſonders da andere Staaten die Würtembergiſchen Unterthanen (wie ſich in Preußen Cotta gegen Spitz dieſes Schutzes zu erfreuen gehabt hat) in ihrem Eigenthume ungekränkt erhalten, — und ſich nicht denken läßt, daß er die unwürdigen Anſichten der vorigen Regierung darin theilen wolle. — Baden wird dann wohl auch folgen und dadurch dem Nachdruckerweſen in den Staaten des deutſchen Bundes größtentheils geſteuert ſeyn.

Altenburg, den 15. April 1817.

Brockhaus.

III.

Anzeige die Allgemeinen Mediziniſchen Annalen des 19ten Jahrhunderts betreffend.

Von den Allgemeinen Mediziniſchen Annalen ſind die erſten 3 Monatshefte dieſes Jahres erſchienen. Sie verfolgen unverrückt die dieſer Zeitſchrift von dem Jahre 1816 an (das in Hinſicht ihrer eine neue Periode anhebt) gegebene umfaſſende Beſtimmung: eine möglichſt vollendete Darſtellung des Zuſtandes der Heilkunde und der Heilkunſt, wie ſich dieſer in der fortſchreitenden Zeit darſtellt, zu gewähren, und zugleich zu einem Vereinigungspunct zu Belehrung und Verſtändigung über wichtige Gegenſtände der Wiſſenſchaft und der Technik für Aerzte und Wundärzte, welche nach höherer Geiſtesbildung ſtreben, zu dienen,

Es werden daher ferner, wie bisher, in dieſer von nun an völl-regelmäßig erſcheinenden Zeitſchrift in den unterſchiedlichen Rubriken derſelben, nach Maaßgabe des ihr zu Grunde gelegten, und im Januarheft der Allg. Med. Annalen 1816 ausführlich enthaltenen Plans, 1) neue me-

diziniſche Theorien, Anſichten, Erfahrungen und Vorſchläge gewürdigt werden, 2) einzelne Theile der medizinischen Wiſſenſchaft in eignen Aufſätzen Aufſchlüſſe und Bereicherungen erhalten, 3) die Früchte der neuſten wiſſenſchaftlichen Cultur der Medizin in Auszügen aus in- und ausländiſchen Schriften gemeinnützig gemacht, 4) durch mediziniſch-practiſche Beobachtungen und Bemerkungen aller Art eine lehrreiche Correſpondenz unter den ärztlichen Kunſtgenoſſen unterhalten, 5) Ideen, Wünſche und Vorſchläge zu Abhülfe mediziniſcher Kunſtgebrechen in ihr niederlegt, 6) von neuen mediziniſchen Schriften literariſche Anzeigen gegeben, und zugleich 7) vermiſchte literariſche Notizen aller Art, wie auch 8) topographiſche, biographiſche und überhaupt Local- und perſönliche Notizen, welche das ärztliche Publikum näher intereſſiren dürften, beigefügt werden.

Die noch wenigen Vorräthe der vollſtändigen Suite dieſer dem laufenden Jahrhundert gewidmeten Zeitſchrift können, ſo lange ſie ausreichen, um die bisherigen Preiſe, nämlich von 1798, 1799 und 1800, als Einleitungszeitſchrift, und 1801 — 1815 oder den drei erſten Quinquennien der eigentlichen Allg. Med. Annalen nebſt Supplementen, in allem 19 Bände um 24 Thlr. (die Suite von 1806 — 1815 um 16 Thlr, und die Suite von 1811 — 1815 um 12 Thlr. baare Zahlung durch alle ſolide Buchhandlungen bezogen werden. Der Jahrgang 1816 koſtet, ſo wie der begonnene des Jahrs 1817, 6 Thlr. 16 Gr., wofür ihn alle ſolide Buchhandlungen, ſo wie auch die nähern Poſtämter liefern.

Altenburg und Leipzig, 26. April 1817.

Brockhaus.

IV.

Verzeichniß derjenigen Artikel, welche im Laufe von 1817 bei F. A. Brockhaus in Altenburg erſcheinen.

I. Fortſetzungen.

• Pierers Allg. Med. Annalen des 19. Jahrhunderts für 1817. 6 Thlr. 16 Gr.

• Okens Iſis, (in Commiſſion.) 6 Thlr.

Pierers Realwörterbuch der Anatomie und Phyſiologie. 2r. Band.

• Zeitgenoſſen, vom 6ten Hefte an. Jedes Heft oder Abtheilung 1 Thlr.

Converſations-Lexicon, 9r und 10r Theil.

Urania für 1818.

Venturini's Befreiungskriege. 3r Band.

von Schlieben, Elemente der Mathematik. 2r und 3r Theil.

Deutſche Taſchenencyclopödie. 3r und 4r. Theil.

Saalfelds, Friedr., allgemeine Geſchichte der neueſten Zeit ſeit 1789. Zweiten Bandes 1. und 2. Abtheilung.

• — — — — Geſchichte Napoleon Buonaparte's, oder Grundriß der Geſchichte unſerer Zeit ſeit dem Jahr 1796. Zweite ganz umgearbeitete Auflage. 2r Theil 3 Thlr.

• — — — — Daſſelbe. Zweiter Theil zur erſten Auflage. 16 Gr.

• Bibliothek neuer engliſcher Romane. 5r und 6r Theil. 3 Thlr.

• Europäiſche Conſtitutionen in den letzten 25 Jahren, mit hiſtoriſchen Einleitungen. 2r Theil. 2 Thlr. 12 Gr.

Dante, übersetzt von Kannegieſser und Hain. 3r Theil.

Fortſchritte der Nationalökonomiſchen Wiſſenſchaft. 2s Bändchen und folgende.

Woltmanns Blicke und Berichte. 2r Theil.

Sismondi Literatur. 2n Bandes 2te (und letzte) Abtheilung.

- * Eſchenmayer's, Kieſer's und Naſſe's Archiv für den thieriſchen Magnetismus 1ſ, 2ſ Heft und Fortſ. Jedes Heft 18 Gr.
- Roſenmüllers, D. J. G., Handbuch eines allgemein-faßlichen Unterrichts in der chriſtlichen Glaubens- und Sittenlehre, nach ſeinem chriſtlichen Lehrbuche für die Jugend. In 2 Bänden. gr. 8.
- Depping, Sammlung alter ſpaniſcher Romanzen; mit einem Commentar.
- Petrarca's Leben von Fernow, mit Zuſätzen von Hain.
- Petrarca, überſetzt von Prof. Carl Förſter. 2 Theile.
- * Kriegsgeſchichtliche und Kriegswiſſenſchaftliche Monographien aus der neuern Zeit. Erſter Theil, mit 3 Planen und 1 Vign. 2 Thlr. 16 Gr.
- * Seckendorf, G. von, Grundzüge der philoſ. Politik. 20 Gr.
- Köthe, D. F. A. das Jahr 1517 oder Geſchichte der Reformation.
- Handbuch der ital Poeſie, von Ludw. Hain. 2 Bände.
- M. Ebert, bibliographiſches Lexicon.
- Opiz, Gemälde von Paris. In 24 Blättern, mit einem Commentar.
- * Curt Sprengel, Geſchichte der Botanik, fortgeführt bis auf die neueſte Zeit. In 2 Bänden. Erſter Band mit 8 illuminirten Kupfern. 2 Thlr. 16 Gr.
- * Tagebuch eines reiſenden Gallo-Amerikaners über England. 2 Theile. Erſter Theil mit 3 Kupf. 2 Thlr.
- Handbuch der claſſiſchen römiſchen Poeſie, von Prof. Meſſerſchmidt. 2 Bände.
- Handwörterbuch über Handlungs-, Comptoir- und Waarenkunde, mit einem Anhange, Literatur, Buchhaltungskunde, Formulare und ein Europäiſches Handlungsadreßbuch enthaltend. 2 Bände.
- Europa's Geſtaltung. Erſte Abtheilung: Europa im Jahre 1792. Mit einer hiſtoriſchen Karte.
- Meineke, technologiſches Handlexicon.
- * Schottiſche Lieder und Balladen von Walter Scott. Ueberſetzt von Henriette Schubart. 1 Thlr.
- Kreyßig, D. und Hofr., kliniſches Handbuch.
- Neue Sammlung der claſſiſchen Dichter Italiens, mit Commentaren, beſorgt von Ludw. Hain. (im Wetſteinſchen Format.)
- Supplemente zum Converſations-Lexicon.
- * Chateaubriand, Souvenirs. Neue Aufl. 1 Thlr. 8 Gr.
- * Iſidorus, Roſengarten, enthaltend romantiſche Dichtungen und und Mährchen. In 2 Theilen. Erſter Theil. 1 Thlr. 16 Gr.
- * Gemmen, erläutert von Arthur v. Nordſtern. gr. 4. 1 Thlr.
- Böttiger, Chr. Aug., Vorleſungen und Aufſätze zur Alterthumskunde. Erſter Band mit 6 Kupfern.
- — — — Die Dresdner Antiken-Gallerie.
- Murhard, D. Carl, Theorie des Geldes und der Münze.
- Schopenhauer, Johanne, Reiſe an den Rhein, im Sommer des erſten friedlichen Jahres.
- Jeanne d'Arc. Tragödie in Jamben. In 5 Acten. Von Wezel. Mit einem Kupfer.
- Der Traum und das fieberhafte Irreſeyn. Von D. G. F. C. Greiner.
- Weimariſche Nächte.
- Das Heer von Inner-Oeſterreich unter den Befehlen des Erzherzogs Johann im Kriege von 1809, in Italien, Tyrol und Ungarn. Von einem General-Officier des K. K. General-Quartiermeiſter-Staabs.
- Histoire de l'Economie Politique. 2 Vol. (Iſt ein Originalwerk.)
- D. und Prof. Puchelt, mediziniſch-chirurgiſches Handwörterbuch. In zwei Bänden.

* Preußen über Alles, wenn es will. Von einem Preußen. 20 Gr.
* Mahnung der Zeit an die proteſtantiſche Kirche u. ſ. w. 8 Gr.

J. von Arnoldi, hiſtoriſche Denkwürdigkeiten. 1r Bd.

* — — — Wilhelm I., König der Niederlande. (Aus den Zeitgenoſſen abgedruckt.) 8 Gr.
* Friedrich II., König von Würtemberg. (Aus den Zeitgenoſſen abgedruckt.) 8 Gr.

John's Handwörterbuch der allgemeinen Chemie. 1r Theil, mit 5 Kupf.

* Germars Reiſe durch Dalmatien und das Gebiet von Raguſa. Mit 9 illum. Kupfern und 2 Charten. 2 Thlr. 16 Gr.

Converſations-Lexicon. Vierte privilegirte Auflage. I — VIII. auch unter dem Titel: Allgemeine Handencyclopädie für die gebildeten Stände. In 10 Bänden. I — VIII. Bd. (Wird zur Jubilate-Meſſe in drei Ausgaben fertig.)

NB. Die mit einem * gezeichneten Artikel waren bis zum 30. Juni an alle deutſche Buchhandlungen verſandt.

V.

Voß neue und vollſtändige Ueberſetzung von Shakſpeare's Schauſpielen.

Wilhelm Shakſpeare's Schauſpiele,

überſetzt und erklärt

von

Johann Heinrich Voß

und deſſen Söhnen

Heinrich und Abraham Voß.

In acht oder neun Bänden.

Der Zweck dieſes vereinigten Beſtrebens iſt eine dem zarteſten Ausdrucke des Sinns in lebendiger Form nachgebildete Verdeutſchung, die, angehaucht von dem Geiſte des großen, auch in Kunſt der Sprache und des Versbaues gewaltigen Urhebers, die vielfach wechſelnden Empfindungen dem Deutſchen in entſprechenden Tonarten wiedergebe, und wie ein einheimiſches Erzeugniß des Leſers und des Schauſpielers Vortrag ſo erleichtere durch Klang und kräftige Bewegung, wie hebe und beſeele durch

richtige Wortſtellung der Leidenſchaft. Zur Oſtermeſſe 1818 erſcheinen gewiß 2 Bände, vielleicht drei. Für den erſten ſind beſtimmt: der Sturm, von J. H. Voß; Romeo und Julia, von J. H. Voß; Gleiches mit Gleichem, von A. Voß. Für den zweiten: Was ihr wollt, von J. H. Voß; Viel Lermens um nichts, von H. Voß; der Liebe Müh umſonſt, von H. Voß; der Kaufmann von Venedig, von J. H. Voß. Für den dritten: Wie es euch gefällt, von J. H. Voß; Ende gut, alles gut, von H. Voß; Zähmung einer böſen Sieben, von A. Voß; König Johann, von J. H. Voß. Den Verlag hat der Unterzeichnete übernommen, und wird das Ganze in längſtes drei Jahren abgeliefert ſeyn, da das Manuſcript ſelbſt vollendet iſt.

Leipzig und Altenburg, den 1. July 1817.

F. A. Brockhaus.

richtige Wortſtellung der Leidenſchaft. Zur Oſtermeſſe 1818 erſcheinen gewiß 2 Bände, vielleicht drei. Für den erſten ſind beſtimmt: der Sturm, von J. H. Voß; Romeo und Julia, von J. H. Voß; Gleiches mit Gleichem, von A. Voß. Für den zweiten: Was ihr wollt, von J. H. Voß; Viel Lermens um nichts, von H. Voß; der Liebe Müh umſonſt, von H. Voß; der Kaufmann von Venedig, von J. H. Voß. Für den dritten: Wie es euch gefällt, von J. H. Voß; Ende gut, alles gut, von H. Voß; Zähmung einer böſen Sieben, von A. Voß; König Johann, von J. H. Voß. Den Verlag hat der Unterzeichnete übernommen, und wird das Ganze in längſtens drei Jahren abgeliefert ſeyn, da das Manuſcript ſelbſt vollendet iſt.

Leipzig und Altenburg, den 1. July 1817.

F. A. Brockhaus.

richtige Wortſtellung der Leidenſchaft. Zur Oſtermeſſe 1818 erſcheinen gewiß 2 Bände, vielleicht drei. Für den erſten ſind beſtimmt: der Sturm, von J. H. Voß; Romeo und Julia, von J. H. Voß; Gleiches mit Gleichem, von A. Voß. Für den zweiten: Was ihr wollt, von J. H. Voß; Viel Lermens um nichts, von H. Voß; der Liebe Müh umſonſt, von H. Voß; der Kaufmann von Venedig, von J. H. Voß. Für den dritten: Wie es euch gefällt, von J. H. Voß; Ende gut, alles gut, von H. Voß; Zähmung einer böſen Sieben, von A. Voß; König Johann, von J. H. Voß. Den Verlag hat der Unterzeichnete übernommen, und wird das Ganze in längſtes drei Jahren abgeliefert ſeyn, da das Manuſcript ſelbſt vollendet iſt.

Leipzig und Altenburg, den 1. July 1817.

F. A. Brockhaus.

richtige Wortſtellung der Leidenſchaft. Zur Oſtermeſſe 1818 erſcheinen gewiß 2 Bände, vielleicht drei. Für den erſten ſind beſtimmt: der Sturm, von J. H. Voß; Romeo und Julia, von J. H. Voß; Gleiches mit Gleichem, von A. Voß. Für den zweiten: Was ihr wollt, von J. H. Voß; Viel Lermens um nichts, von H. Voß; der Liebe Müh umſonſt, von H. Voß; der Kaufmann von Venedig, von J. H. Voß. Für den dritten: Wie es euch gefällt, von J. H. Voß; Ende gut, alles gut, von H. Voß; Zähmung einer böſen Sieben, von A. Voß; König Johann, von J. H. Voß. Den Verlag hat der Unterzeichnete übernommen, und wird das Ganze in längſtes drei Jahren abgeliefert ſeyn, da das Manuſcript ſelbſt vollendet iſt.

Leipzig und Altenburg, den 1. July 1817.

F. A. Brockhaus.

BSB Bayerische StaatsBibliothek
MDZ Münchener DigitalisierungsZentrum Digitale Bibliothek

Koethe, Friedrich August, 1781-1850 / Koethe, Friedrich August, / Hasse, Friedrich Christian August,

Zeitgenossen Biographien u. Charakteristiken

Bd.: 2,3

Leipzig u. Altenburg 1817, erschienen 1818

Bibl.Mont. 1866-2,1/4
urn:nbn:de:bvb:12-bsb10718191-1